
32101 047321664

GR167
P94



Library of
Princeton University.



Germanic
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.



H. Piper.
Hasserode,
Juli 1904.

Digitized by Google

Digitized by Google

Harzsagen

zum Teil in der Mundart der Gebirgsbewohner

gesammelt und herausgegeben

von

Heinrich Pröhle.

Zweite Auflage in Einem Bande.

Leipzig.
Hermann Mendelssohn.
1886.

Digitized by Google



Inhaltsverzeichnis.

(Die in dieser zweiten Auflage neu hinzugekommenen Sagen sind mit einem * bezeichnet.)

6-8-'23 Purpur
GR167 H26P04
512919
(RECAP)

Seite

Sagen von Hüttenrode.

Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle.

Sagen von Elbingerode und der Umgegend.

Sagen von Blankenburg und Umgegend.

Sagen von Michaelstein und Heimburg.

Sagen vom Regensteine.

Sagen von der Harburg, von Wernigerode, Nöschenrode und Hasserode.

Sagen von der Mönchenlagerstätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode.

Sagen von Veckenstedt, Wasserleben, Silstedt und Reddeber.

Sagen von Ilsenburg.

Brockensagen.

Digitized by Google

Seite

Sagen von Schierke und Elend.

Sagen der Gegend von Stapelburg (Scharfenstein, Schimmerwald).

Sagen von Osterwiek und der Umgegend.

Sagen der Harzburger Gegend.

Sagen von Goslar.

Sagen der Bergstadt Altenau.

Sagen vom Bruchberge.

Sagen der Bergstadt St. Andreasberg.

Sagen vom Riefensbeek und Kamschlacken.

Sagen vom Buntenbock.

Lerbacher Sagen.

Seite

Sagen von Scharzfeld.

Sagen der lauterberger Gegend.

Sagen vom Weingartenloche.

Sagen von der Sachsa, dem Sachsensteine und Walkenried.

Sagen von dem Wormsberge und der Achtermannshöhe bei Braunlage.

Sagen von der Zorge und Hohegeiß.

Sagen von Ellrich und der Kelle.

Sagen der nordhäuser Gegend.

Sagen von Ilfeld und dem Hohensteine.

Sagen der Grafschaft Stolberg.

Sagen von Harzgerode.

Sagen vom Ramberge (der Viktorshöhe) und dem Selkethale (Mägdesprung, Anhaltsburg und Falkenstein).

Anhang.

Digitized by Google

Alphabetisches Verzeichnis der Ortschaften,

von welchen in diesem Buche Dialektproben gegeben sind.

Digitized by Google

Einleitung.

Digitized by Google



Digitized by Google

Aus dem Tagebuche eines deutschen Sammlers.*)

Bergstadt Zellerfeld, im Spätherbst 1851.

Hier bin ich nun seit länger als einem Monate, um die Sagen, Märchen und Lieder des Oberharzes zu sammeln. Wenige Meilen von meiner Heimat entfernt, komme ich mir hier oben unter diesen Bergleuten wie in eine neue Welt versetzt vor. Von ungeheuern Bergen, welche sich zwischen Goslar und der von Klausthal nur durch den kleinen Zellbach geschiedenen Bergstadt Zellerfeld auftürmen, kam ich, angesichts einer malerischen Landschaft mit herrlichen fischreichen Teichen, im Postwagen gleichsam heruntergepurzelt. Der Wagen schoß den Berg hinab durch die Bergstadt hindurch bis auf einen trauten, aber auch abschüssigen Platz, auf dem die große Kirche von Zellerfeld steht. Majestätische Kastanien glänzten mir hier im herbstlichen Laube entgegen. Mit Mühe hielten die Pferde hier den Postwagen im Laufe an und vor einem ganz in den Bäumen vergrabenen „Deutschen Hause" stieg ich aus. Ich muß den Geschmack meines

---

*) Zuerst gedruckt in Prutz' deutschem Museum von 1856 Nr. 15. Bezieht sich im allgemeinen auf die von Zellerfeld und Lerbach aus gesammelten Sagen des Oberharzes, nicht auf die von Wernigerode aus gesammelten Sagen des Unterharzes. Vergl. S. 269. Die Personennamen sind erst bei dem neuen Abdrucke hinzugefügt.


Digitized by Google

Postillons bewundern, der mir diese Wohnung ausgewählt hat. Eine passendere kann ein Sammler meines Schlages nicht finden. Die altfränkischen zinnernen Leuchter und besonders die schweren Fenster, welche, wenn sie geschlossen werden sollen, von oben niederfallen, zeigen, daß man hier in Zellerfeld auf einem noch nicht von der Kultur beleckten, also für mich hoffnungsvollen Boden steht.

Nichts freut mich mehr, als daß unser norddeutsches Volksleben hier auch in seiner äußeren Erscheinung zu einer so reichen und besonders zu einer so charakteristischen Erscheinung kommt. Zellerfeld ist eine stille Stadt, aber der Markt von Klausthal bietet oft mit seinen Bergleuten in ihrer schwarzen Tracht ein zauberisch-belebtes Bild dar. O und diese frischen Herbstmorgen, die ich, in dessen Fenster einige einfache weiße Vogelbauer nicht fehlen, vor Tagesanbruch mit einem Bergmann auf seinem Vogelherde im Tannenwalde verlebe! Durch das Glück begünstigt, machte ich sogleich am ersten vollen Tage, wo ich hier war, mehrere Bekanntschaften, wie ich sie bei meiner Absicht, mich unter das Volk zu mischen, um es auszuforschen, nicht leicht besser hätte finden können. Es war an einem Sonnabend und ich ging ohne weiteres aufs Rathaus zu Klausthal, wo die Bergleute und Bergmannsfrauen sich durch einandertrieben und eine Magd im Korbe das Lohn in blankem neuen Silbergelde herbeitrug, das für die Woche an sie ausgezahlt werden sollte, wobei früher (ein herrlicher Brauch!) jedesmal die Bergfahne aufgepflanzt wurde. Während des Auszahlens lehnte ein Deicharbeiter, der seit lange nicht rasiert war, in der Thür des Saales und sah zu. Ob er selbst schon etwas empfangen hatte, weiß ich nicht; sein Aussehen aber war eher das eines Wegelagerers. Kaum hatte er gesehen, daß ich ihn bemerkte, als er mich um eine Gabe ansprach. Ich versprach sie ihm am Nachmittage in seine Wohnung, die er mir nannte, zu bringen. Der Deicharbeiter wohnte im schlechtesten Teile der Bergstadt Klausthal. Jedoch war ich nicht wenig überrascht, als ich ihn dort in einer höchst freundlichen Bergmannsstube fand, die von weiblicher Pflege nicht allein sauber, sondern auch in einer gewissen Zierlichkeit erhalten

war. Der ordnende Geist dieser Häuslichkeit saß an dem mit Blumen besetzten Fenster in Gestalt eines blassen Mädchens von feinen und schönen Gesichtszügen, welche ich ihrem Alter nach für die Tochter des Deicharbeiters halten mußte. Auf einem Sopha lag ein Puchknabe von etwa zwölf Jahren und schlief fest nach der sauern Bergmannsarbeit, welche mit dem Dienst in den Puchwerken beginnt. Nach der Arbeit hatte er sich, wie die Bergleute zu thun pflegen, reinlich und sauber gekleidet und besonders eine stattliche Tuchhose angelegt, die offenbar der Stolz des schlafenden Knaben war. Über ihm und dem Sopha hängt die trauliche Zither, welche in einer Bergmannsstube zu Klausthal nicht fehlen darf. Gegen dieses ganze Bild einer bei aller Beschränkung doch anziehenden Häuslichkeit stach der alte Deicharbeiter sehr ab, der in seinem schmutzigen Anzuge den Platz hinter dem Ofen einnahm. Das bleiche schöne Mädchen selbst sagte mir bald, daß dieser nicht ihr Vater sei, sondern nur bei ihrer Mutter, die nicht daheim war und der das Häuschen gehörte, in der Stube zur Miete wohne. Als der stumpfsinnige Alte hörte, daß von ihm gesprochen wurde, begann er selbst, mich von sich zu unterhalten. Er klagte mir, daß er es mit dem Heiraten und mit den Weibern „wegen dem Napolium" verpaßt habe. Zur Zeit, wo der Oberharz zum Königreich Westfalen gehörte, habe er „bei dem Napolium" und dem unsaubern König Hieronymus, für welchen er noch jetzt schwärmt, das Kochen, Waschen und Nähen gelernt. Darum habe er geglaubt, es gehe in die Welt ohne die Weiber. Weil er nun groß und stark gewesen, so habe er sich, als der „Napolium" und der Hieronymus elendiglich zugrunde gegangen wären, hochmütig, da er der Weiber nicht zu bedürfen geglaubt habe, als Knecht vermietet. Aber er habe sich doch verrechnet, denn er habe „bei dem Napolium" das Stricken nicht gelernt gehabt. Da habe er müssen oft barfuß gehen und dadurch sei er, der früher so stattlich einhergegangen und auf die Weiber so tief herabgesehen, zuerst heruntergekommen. Nun aber sei es zum Heiraten zu spät gewesen. Denn die Frauen kämen den Junggesellen entgegen wie ein Zug Vögel: wenn einer nicht zur rechten Zeit auf der Lauer stände und

ihnen rote Beeren hinstreue, so höre er wohl noch, wie sie „plustern und plustern“, aber er bekomme keine.

Obgleich das bleiche junge Mädchen diese Betrachtungen aus dem Munde des Alten gewiß schon oft hatte hören müssen, so lachte es doch laut auf. Dann sagte sie mir halblaut, sodaß der Alte es fast verstehen mußte, wie sie schon oft aus ihrer Wirtschaft etwas vermißt hätten, was ohne Zweifel der Alte genommen und in seinem Koffer versteckt habe.

Weiter will ich die Bekanntschaften, die ich an diesem ersten Tage in jenem Bergmannshause machte und wo ich mehr als mir lieb war vom lebendigen Menschendasein erfuhr, da ich doch nur nach Geistern zu forschen gekommen war, nicht enthüllen. Eine Einladung zu einer Gevatterschaft, mit der es jedoch nur auf eine Gabe abgesehen war, kam mir einige Wochen darauf ebendaher. Und als vor einigen Tagen eine Schar von oberharzischen Auswanderern zur Abreise versammelt war, fand ich meinen kaum eine Woche alten Paten schon mit großen lachenden Augen mitten dazwischen. Möge dieses Kind in der neuen Welt nicht in die Thorheiten verfallen, welche seine Eltern aus der Alten vertrieben haben, und möge es in Australien lieblich emporblühen wie eine Sage von der fernen deutschen Heimat!

Nicht allein in die Verhältnisse der Menschen, auch in die der Tierwelt habe ich seit meinem Hiersein einen Blick gethan. Wir hatten Tierschau zu Klausthal. Das beste Rindvieh vom ganzen Oberharze war auf dem langen Platze aufgestellt, wo vor Klausthal der Schützenhof, wie man hier das jährliche Schießen nennt, gehalten wird. An den hohen Bäumen, welche zu beiden Seiten den Schützenhof umgeben, waren sie befestigt. Da wo einige Monate früher die Büchsen krachten, erscholl jetzt laut das Gebrüll der Kühe; wo der Scheibengucker nach jedem guten Schusse seine ehrbaren Sprünge machte, hob sich jetzt mühsam ein Stier; wo die ausgekleideten Moosmänner während des Schießens sich tummelten, tummelten sich jetzt die Rinder. Wo damals die Schönen mit ihren lachenden Rosenmündchen kokettiert hatten, wurde jetzt der kleine Mund der schönsten Kühe bewundert, denen er in

den Augen der Kenner ebenso sehr zur Zierde gereicht als den Damen. Und zu alledem tönten jetzt die Kuhglocken, wo während des Schützenhofes die Musikanten zum Tanze aufgespielt hatten. Auch hier wie bei dem Schießen wurden Preise verteilt und die Preisrichter, worunter mein Wirt, der alte Gastwirt Tolle, der auch dem Orts- und Kirchenvorstande von Zellerfeld angehört, gingen in stattliche Mäntel gehüllt prüfend von Baum zu Baum, von einem Stück Vieh zum andern.

Das gekrönte Vieh verdiente in der That unsere volle Bewunderung, zumal der Stier aus dem merkwürdigen Bergdorfe Lerbach. Als er die Schritte wieder nach der Bergschlucht zulenkte, worin sein Dorf liegt, sah er, kraus bis auf den Rücken hin, wie ein Löwe in den numidischen Wäldern aus. „Har giet jetzt hem“ (er geht jetzt heim), sagte ein kleiner Puchknabe voller Bewunderung, als der Stier von Wildemann langsam und majestätisch, wie ein König in seine Residenzstadt zurückkehrt, seine Schritte wieder nach Wildemann zu lenkte. Die ganze nebelige Gegend erschien dunkel von braunen Kühen und von schwarzgekleideten Bergleuten, welche sie heimtrieben. Der Preisochse von Klausthal trabt seinen Kühen voran mit einem Kranze in die Stadt, hinter ihm her zunächst ein Kalb, das den Schwanz wie eine Siegesfahne emporhob. Sogleich sind die Straßen von Klausthal verödet, nachdem das von der Tierschau hervorgerufene Gewühl sich verlaufen hat. Ich sehe nun nichts mehr als hier die behagliche Matrone, die eine Ziege die Treppe herunterführt und dort den großen Hirten, der eine Ziege frei vor sich herlaufen läßt und ihr abwechselnd nach beiden Seiten hin den Weg vertritt, damit sie nicht nach rechts oder links abbiegen kann, sondern in gerader Richtung über den Markt fortgehen muß.

Diese Gruppen erscheinen mir hier gleichsam als ein Nachspiel der majestätischen Tierschau. Wie viel Behagen im Anblicke dieser Tiere! Aber das Behagen glücklicher Menschen geht doch noch weit darüber, man braucht nur jenes Haus mit dem Rasenplatze und der hohen Holzschicht für den Winter, die es fast überragt, zu betrachten. In der Stube

sehe ich durchs Fenster die Tabakspfeifen an der Wand hängen. Ein grünes Blumenbrett vor dem Fenster faßt Myrten und Blumen mit dem feurigsten Blumenrot, wie es nur der Oberharzer in seinen Töpfen zu erzeugen versteht. Schwarze Schindeln bedecken das ganze Haus von der Dachspitze bis zu seinem Fuße und geben ihm das Aussehen eines Priesters im Talar. Im Fenster liegt ein glücklicher Mann und eine glückliche Frau. Mir ist als läse ich von der Hand eines Engels über diesem Hause geschrieben: Assekuriert.

Diese Worte glaubte ich neulich auch an einer Windmühle zu lesen, wo die Mühlknappen sich nach ihrer Art gar behaglich eingerichtet hatten. Sie liegt auf der sogenannten Bremerhöhe*), ein klein wenig zur Seite gerade zwischen Zellerfeld und Klausthal, ungefähr hinter dem bekannten Gasthofe zur Krone. Die große schwere Mühle ragt mit mattem Flügelschlage über beide Städte empor, wird weithin gesehen und fällt auf Bildern von Klausthal mehr als eine andere Einzelheit in die Augen. Wer zur schönen Frühlingszeit von dem obern Ende der langhin sich dehnenden Stadt Klausthal nach Zellerfeld geht, schlägt gewiß den blumigen Weg über die ringsum mit herrlichen Wiesen bedeckte Bremerhöhe ein. Von der Mühle aus aber, die in diesem Wiesenparadiese liegt, überschaut der glückliche Mühlknappe, wenn er wie ein König auf seinem „Bocke“ hoch oben vor der Mühle thront, nicht bloß die beiden Städte, sondern auch fast die ganze Hochebene des Oberharzes mit ihren dunkeln Tannenwaldungen und ihren weiten Wiesenflächen, aus deren Mitte bald eine Hütte mit den sie umgebenden schwarzglänzenden Schlacken, bald die für den Bergbau des Oberharzes unentbehrlichen Teiche daherschimmern. Steigt man die Treppe zur Mühle hinan, so findet man in ihr mitten in dieser schmucken Landschaft ein schmuckes Stückchen, wo die bunten Bilder, die an die Wand geklebt und meist mit Verschen versehen sind, sich stattlich ausnehmen. Einige der Bilder stellen echt volkstümliche Schwänke dar,

*) Von ihr und von der Mühle selbst findet sich eine Sage: „Die Bremerhöhe“ unter den klausthaler Sagen (Nr. 140 dieses Buches).

andere zeigen nur ein überströmendes, wenn auch weniger volkstümliches Behagen. Da sehen wir ein Roß, dem ein Schuster das Leder vom lebendigen Leibe stiehlt, während auch die Gesellen mit ihrem Peekedraht (Pechdraht) gleich zur Hand sind. Ich wische den Mühlstaub ab, der sich fingerdick auf das Bild gelagert hat, und lese:

Wir Schuster müssen jetzt spekulieren!
Will's drum mit diesem Gaul hier riskieren;
Ich schneid' ihm vom Leibe die Schäfte heraus,
Die Gesellen hier nähen die Stiefel daraus
Mein Breitgeselle dahinter steht
Und flink und behende den Pechdraht dreht.
Brauch' nicht mehr beim Lederhändler zu borgen,
Trink' Kümmel und Weißbier fortan ohne Sorgen.

Bei meinem Verkehr mit den Bergleuten habe ich geschriebene Bücher in die Hände bekommen, in denen junge Leute eine eigene Art mehr moderner als volkstümlicher Trinksprüche verzeichnen. Die jungen Bergleute dichten dergleichen, wie sie mich versichert haben, abends wenn sie in Gesellschaft sind. Jedoch mag einiges auch aus der Litteratur entlehnt werden und einige allgemeiner bekannte Volkssprüche sind unter diese norddeutschen Schnadahüpfl mit aufgenommen. Von dieser letzteren Art ist folgendes:

Trinke Wein und erwirb's,
Trinke Wasser und verdirb:
Besser Wein getrunken und erworben
Als Wasser getrunken und verdorben.

Ein anderer Trinkspruch lautet:

Ein Kegel, der nicht steht,
Ein Zeiger, der nicht geht,
Ein Mädchen, das nicht lacht,
Sind alle drei veracht!

Ein anderer heißt:

Wir teilen, werter Schatz, dies volle Glas mit Wein,
Und dann soll unser Herz gleichfalls geteilet sein.

Ein anderer heißt:

Spann' aus dein' Arm und schließ' mich ein!
Mein Herz ist lauter wie der Wein



Noch ein anderer lautet:

Jüngling, Mädchen und der Wein
Müssen stets beisammen sein,
Denn ein Jüngling ohne Wein
Und ein Mädchen ganz allein
Müssen trotzige Dinge sein.

Diese modernen Harzverslein sind zwar ganz artig: doch lassen sie wenig von dem oberharzischen Bergmannscharakter ahnen, der, eckig und tief gemütlich zugleich wie er ist, bis vor kurzem wenigstens selbst in den höchsten Schichten des Bergmannsstandes noch so scharf ausgeprägt war. Noch ist jener vornehme Bergbeamte unvergessen, der die Regeln der Interpunktion in den Satz zusammenfaßte: dem Bergmeister mache ich in jedem amtlichen Schreiben zwei Kommata, dem Bergamte eins, den Steigern aber gar keins. Als er sich hatte in den Ruhestand versetzen lassen, machte er geltend, daß er mißbräuchlich von dem für den Bergbau angeschafften Teer immer sein Teil für den eigenen Bedarf geliefert erhalten hatte und beanspruchte als Pensionär noch immer seinen Teer. Dieser alte Herr spielte zuweilen allein Whist und jedesmal fluchte er dann furchtbar dabei. Natürlich versagte er sich das Fluchen beim Kartenspiel auch dann nicht, wenn er, der ein ansehnliches Haus machte, eine Gesellschaft gab. Bei solcher Gelegenheit bedrohte er einst ohne allen Grund auf das furchtbarste einen Gast, von dem ihm gesagt worden war, daß er sich gelegentlich zum Spion aufwerfe und von dem er nun glaubte, daß der gefährliche Gast wohl gar imstande sei, ihn wegen der ungestempelten Karten anzuklagen, die er herumgab. Wenn er dergleichen im Schilde führe, das stellte er ihm in gewisse Aussicht, so werde er ihn niemals wieder zu einer Mahlzeit einladen. Bis auf solche kleine Schwächen war der alte Herr ein ganz vortrefflicher Mann, ein Hort des alten, gleichsam zunftmäßig vererbten, rein erfahrungsmäßigen Bergbetriebs, bei dem jeder Beamte sich als ein kleiner Fürst fühlte. Mit dem Erlöschen jener alten Bergpraxis sind allerdings auch die früher durch das Herkommen zu Rechten gewordenen Mißbräuche größtenteils verschwunden. Wo sie sich noch finden, ist es unter

den niedrigeren Schichten des Bergmannsstandes, und hier werden sie leicht entdeckt. Ein solcher niederer Bergbeamter war Halfeld, welcher in meisterhaften mundartlichen Gedichten, denen ich in ihrer Art kaum die Hebelschen vorziehen kann, das häusliche Leben der Bergleute und Vogelsteller des Oberharzes beschreibt. Nachdem er sich an einer Kasse vergriffen hatte, wurde er seiner Gedichte wegen begnadigt und erhielt die Erlaubnis zur Auswanderung nach Australien, wo er sich beim Bergbau noch zu einer ungleich bedeutenderen Stellung emporgeschwungen haben soll, als er sie in der Landschaft einnahm, in deren Kleinleben er sich so tief gemütlich eingelebt hatte. Vor einigen Wochen sprach mich an einem öffentlichen Orte ein Schichtmeister an, um mir einige Sagen mitzuteilen, die er aus dem Munde des Volkes vernommen hatte. Wenige Tage darauf hörte ich, daß es ihm gelungen sei, sich auf den Weg nach Amerika zu retten, weil ein Unterschleif, den er gemacht hatte, so gut als entdeckt war. Der Luxus seiner Frau hatte den gutmütigen, fast sentimentalen Mann verleitet. Wenige Tage früher, als das Unglück über ihn hereingebrochen, war er mitten in der Nacht aufgestanden und hatte sich ein Zeichen gesetzt, woran er erkennen wollte, ob Gottes Gnade ihn nochmals aus der Nacht seiner Verhältnisse erretten oder ihn darin umkommen lassen wolle. Wenn er ein Licht sähe ringsum, so sollte das auch für sein Leben ein gutes Vorzeichen sein. Lange starrte er in die Nacht hinaus und alles blieb dunkel. Endlich, endlich — pink, pink! — schlug in einer kleinen hölzernen Hütte ein Bergmann langsam Feuer an und setzte sein Grubenlicht in Brand, um dem Schachte zuzuwandern und einzufahren. Nicht mehr Glück bedeutete dies Lämpchen wohl dem unglücklichen Schichtmeister als das Gelingen der schimpflichen Flucht in eine ferne unbekannte Welt, hinweg von der trauten Vaterlandserde mit all ihrem edlen Erz und Gestein. Er verfolgte es erst mit den Augen, dann mit den Gedanken bis zu der Grube, wo es wieder versank. Hatte dem Elenden das Grubenlicht wohl nicht schon zu viel verheißen?

Auf andere Weise war ich genötigt, die Bekanntschaft des abgesetzten Schichtmeisters Grund zu machen, der mehr

wegen des Trotzes entlassen war, den er zeigte. Der Graukopf unterhält mich von nichts lieber wie von dem Aufwande, den er in seiner untergeordneten Stellung (nach der Einteilung der Bergbeamten in „Herren vom Leder“ und in „Herren von der Feder“ gehörte er sogar nur zu den Federfuchsern) gemacht hat und erinnert sich mit Wollust an die Zeiten, wo noch Frau und Töchter in seinem Hause sprangen, wenn er den Klingelzug rührte. Man sagt ihm nach, daß er einst in der üppigen und hier jeden Unfug begünstigenden westfälischen Zeit mit zwei Genossen einer Seiltänzerin nach dem benachbarten Lautenthal nachgezogen sei und dort selbst aus Übermut auf öffentlichem Markte auf dem Seile getanzt habe, aber heruntergefallen sei. Gegenwärtig lebt er als Greis von seiner Familie getrennt. Seine Tochter, die ihn pflegte, hat er geschlagen, sie verließ ihn und nun ist er so vereinsamt, daß er sich nicht entschließen kann, einen ihm fortwährend in seine Wohnung zulaufenden Hund eines ziemlich angesehenen Mannes wie dieser verlangt gleichfalls zu schlagen, damit er zu seinem Herrn zurückkehre; unter fortwährendem Zank mit dem wahren Besitzer behält und verpflegt er das fremde Tier als einzigen Gesellschafter in seinem Unglück.

Auch auf Ausflügen in die Umgegend wurden bereits mancherlei Bekanntschaften gemacht. So in dem äußersten Hause des Bergdorfes Buntenbock, vor dem nicht umsonst, freundlich einladend, eine Quitscher mit ihren roten, herbstlichen Vogelbeeren stand. Ein sauber gekleideter Frachtfuhrmann, deren es sehr viele giebt und den die Gicht so an den Lehnstuhl fesselte, daß er nur zuweilen noch wie ein Vogel durchs Zimmer hüpfen konnte, winkte den Vorübergehenden, der ein Gespräch durchs Fenster anknüpfen wollte, in die Stube hinein und begann, da er Altertümliches und Sagen nicht wußte, alsbald aus seinem Leben zu erzählen. Besonders anziehend war mir, wie er zuweilen das Weihnachtsfest auf seinen Reisen festlich beging. Die biderbe Wirtin in einem Fuhrmannsgasthofe ging nämlich alsdann mit allen Frachtfuhrleuten, die sich gerade bei ihr befanden, in die Christmette, danach teilte sie Haselnüsse an sie aus. In ihrem Gasthause um die Weihnachtszeit war mein Fuhrmann er-

krankt und der Fuhrherr, einer seiner nächsten Anverwandten, schickte dem kranken Manne zuletzt ein Reitpferd, damit er heimreiten könne. Das war seine letzte Reise auf der Welt und der schwere Lehnstuhl am Ofen ist jetzt der einzige Wagen und das einzige Pferd, das er noch kennt.

Auf einem Gange durch die Tannenwälder nach der Bergstadt Altenau kam aus einer Grube, die unweit Klausthal und Zellerfeld am Wege liegt, ein Bergmann hinter mir her, der nach Altenau heimkehrte, wo er gleich vielen der auf den klausthaler Gruben arbeitenden Bergleute zu Hause ist. Er erzählte einige schöne Märchen, doch kam auch er, wie es zu geschehen pflegt, von der Poesie bald auf die Wirklichkeit, von den Geistern auf die Menschen und von fremdem Geschick bald auf das eigene zu reden. Mein Altenauer war noch nicht lange verheiratet und stellte nicht ganz gemeine Betrachtungen über den Ehestand an, die sich in ihrer sinnigeren Weise mit der Lebensauffassung jenes Hagestolzes, der bei dem „Napolium" und bei den Westfälingern alles, nur nicht das Strumpfstricken erlernt hatte, wohl ergänzen konnten. „Wer von Fremden," so sprach der Altenauer, „für seinen Bedarf Sorge tragen läßt, muß alles bezahlen und für jeden Gang sogleich die Hand silbern. Die Frau aber thut alles umsonst für den Mann, und wenn er nach saurer Arbeit müde Füße hat, steigt sie umsonst für ihn den steilsten Berg hinab. Das macht die Natur. Wer jedoch soviel hat, daß er leben kann, wenn er krank wird und wenn er dann stirbt noch für den Wärter etwas zurücklassen, lebt ledig am angenehmsten." Mit diesem allzu soliden Schlusse stimmte mein Bergmann also dem Apostel bei, welcher sagt: Wer ein Weib nimmt, thut wohl; wer keins nimmt, thut besser.

Unter den Bekanntschaften im Volke, die ich an meinem Wohnorte selbst gemacht habe, steht die Frau C. obenan. Auch sie ist durch die Gicht an ihr warmes Stübchen gefesselt. Um das Sopha herum, auf dem sie sich meist in einer bequemen Kleidung ausstreckt, sitzen fast vom frühen Morgen bis auf den späten Abend die Tochter der Frau C., ein 16jähriges Mädchen mit schönen dunkeln Augen und



kohlschwarzen Haaren; ein steinalter aber sehr redseliger Bergmann, dem es bei der Frau C. besser als in seiner Wohnung bei seinem Schwiegersohn, einem mürrischen Schuhmacher, gefällt und der trotz seines hohen Alters und ihrer Gicht vom Morgen früh bis abends spät mit der Frau C. scherzt und lacht; sowie auf einer Fußbank vor dem Sopha die vierjährige Nichte der Frau C., deren Unarten ihr Veranlassung zu geben pflegen, moralische Betrachtungen über den Lebenswandel ihrer verstorbenen Schwester anzustellen. Diese war ein stattliches und schönes Mädchen und lockte einen wohlhabenden Bauernsohn aus der Ebene an sich, die mit ihren lachenden Kornfeldern das Gebirge umgiebt. Als die Kleine geboren war, die jetzt auf der Fußbank am Sopha zu sitzen pflegt, bot ihr die Mutter des jungen Bauern unter ihrem Dache ein Obdach, wohl in der Absicht sie zu prüfen, ob sie es wert sei, ihre Vollerbin und Nachfolgerin in dem stattlichen Bauernhause zu werden. Aber zum Unglück zeigte sich das Mädchen aus der Bergstadt als unverträglich und nahm Zurechtweisungen von der wohlmeinenden Bauerfrau mit frechem, widerspänstigem und unkindlichem Sinne auf. Als würde es ihr in dem Bauernhause zu wohl und als müsse sie durchaus ihre Hoffnungen und ihr Glück wieder verscherzen, legte sie einst ihre städtische Kleidung ab und den erborgten rotwollenen Rock eines Bauernmädchens an und schlich in der Dämmerung zum Pfarrer, um sich bei ihm für eine Magd auszugeben und die Bäuerin bei ihm zu verklatschen. Weil der Pfarrer sich zu dieser begab, um ihr einen tüchtigen Sermon zu halten, so wurde der Betrug leicht entdeckt. Die Fremde wurde aus dem behaglichen Bauernhause verwiesen und starb bei der Frau C., von der ich diese Geschichte mehr als einmal erzählen hörte.

Von der Stube der Frau C. aus sah ich, wie der Hirt am Tage, wo der erste Schnee fiel, auf der breiten aber allezeit öden Straße, an der das Haus liegt, durch den tiefen Schnee von Haus zu Haus ging und die Kuhglocken einsammelte. So wird nun alles eingesammelt, in die Scheuern geworfen und aufgespart, da der Winter kommt. Erst fingen sie zu Anfang des Herbstes die Waldvöglein auf dem Vogel-

herde, die uns im Sommer ihre süßen Liedlein gesungen hatten. Nun sammeln sie gar, wie reife Beeren, die Kuhglöcklein ein, die uns im Sommer mit ihrem Geläut in den Tannenwaldungen erfreut haben und die in der großen Waldkapelle der Natur zum Gesange der Vögel stimmten wie Orgelton und Glockenklang zum Gesange der Menschen. Sie werden aber im Winter nur ausgebessert, jeder schrille Ton, den eine Glocke im Walde angenommen hat, wird geläutert und die Harmonie zwischen den einzelnen Glocken wieder hergestellt. Die Vöglein aber, die der Vogelsteller nicht weggefangen hat, ziehen miteinander in ferne Lande und erliegen zum Teil den Anstrengungen der Reise, oder sie bleiben daheim in ihren Wäldern und die kranken und schwachen unter ihnen erliegen dem Sturm, und Schnee und Regen und Hinsterben im Walde läutert die Vögelschar. Und wenn dann im Frühling draußen im Walde alles sein Liedlein zu Ehren des Schöpfers wieder anstimmt, dann ist alles, alles reiner gestimmt als es war, da es im Herbste auseinander ging, gerade wie auch das Gras im Frühling frischer und grüner ist als später die Grummet. Für jetzt ist jedes Liedlein in der Natur verstummt. Doch nein! Der Postillon, der mit vier Pferden langsam Schritt vor Schritt unter meinem Fenster vorbei den Berg hinauffährt nach der steilen Höhe zu, die sich zwischen Zellerfeld und Goslar auftürmt, bläst die lustigsten Weisen, gleich als wollte er den Winter begrüßen und die schweren Flocken, die um ihn herfliegen und rasch die großen Kastanienblätter vertilgen und überdecken, die sich bisher, durch den Wind um die Kanten unsers Hauses getrieben, um dasselbe gelagert hatten.

Bergdorf Lerbach, November 1851.

Wenn ich von Zellerfeld aus Ausflüge zum Sagensammeln in die Umgegend machte, so wurde am wenigsten auch der Ort vergessen, dessen Name über meinem heutigen Tagebuchblatte steht und in dem ich jetzt wohne. Von Zellerfeld und Klausthal führt die göttinger Heerstraße in die tiefe Bergschlucht hinein, in der es lang sich hinzieht. Die nährenden Kühe, deren Eigentümer Wald- und Hüttenarbeit

und Eisensteinsbergbau treiben, müssen mühsam über dem Dorfe vor dem Waldrande klettern, der, als ich zuerst nur besuchsweise nach Lerbach kam, schon ganz herbstlich gefärbt war. Blickt man auf der gewundenen Heerstraße von oben nach dem Dorfe zu hinab, so ist es, als ob der herrliche Buchenwald uns eine unendliche Hoheit und Majestät entgegentrüge und als sehe man über seinen Spitzen eine ungeheure Pracht aus dem Thale den Berg hinaufwallen. Hier oben auf der Heerstraße war es, wo ich, mit Art und Wesen des Volkes noch nicht so bekannt als jetzt, bei meinem ersten Hiersein einen Wegearbeiter, der unter den prächtigen Buchen beschäftigt war, fragte, ob es hier Sagen gäbe. Er antwortete: „Sagen giebt es wohl. Sie hängen im Querkruge an der Wand.“ Wie leicht zu merken war, hatte der Alte gemeint, daß ich Sägen kaufen wollte. Indessen da ich ohnehin mich erfrischen mußte, so fragte ich in dem Querkruge nach, der eigentlich der Gasthof zum „Glückauf!“ heißt, aber weit und breit nur unter dem Namen „Querkrug“ bekannt ist, weil er sich quer vor die Heerstraße drängt mit einem breiten, von Futterkrippen besetzten Platze. Auf diesem Platze steht in der Regel der auf dem ganzen Oberharze wohlbekannte Querkrüger, der alte Kratsch, ein früherer Köhlermeister. Es ist leicht begreiflich, daß ihm und seinem Gasthause nicht leicht auszuweichen ist, zumal da er es an Spott für die Fuhrleute nicht fehlen läßt, deren Pferde eigenmächtig sich vor die tragbaren Futterkrippen auf dem Platz vor dem Hause drängen und nur mit der Peitsche weitergetrieben werden können. Auch ich bin diesem Hause nicht ausgewichen und habe jetzt in seinem Oberstocke meine Wohnung aufgeschlagen: denn ich fand Sagen hier vollauf, nicht allein die blanken „Sagen“, die in der Wirtsstube an der Wand hängen, sondern auch solche, die mir das Volk von allen Seiten getragen bringt. Denn der Querkrug ist wie ein Bienenkorb, jeder bringt dahin was er kann und hat, nicht allein aus dem Dorfe, sondern auch aus der Fremde. Der Verkehr in jeder Hinsicht, auch für mich, ist hier leicht und rasch, weil jeder hier sich zu Hause fühlt und jeder im Querkruge gern aus- und eingeht.

Digitized by Google

Es war an dem Nachmittage eines rechten Schneetages, als Bertram, der beste Erzähler des Dorfes, den ich gleich beim ersten Hiersein unterwegs (er ist gleichfalls ein Wegearbeiter) getroffen hatte und der sich um des geringen Verdienstes willen sogleich zu meinem Faktotum für die Zeit des lerbacher Aufenthaltes angeboten hatte, mich in Begleitung seines 12jährigen Sohnes mit einem Handschlitten abholte, der mein mitgebrachtes Gepäck nach Lerbach bringen sollte. So durchzogen wir mit dem Schlitten die lange Stadt Zellerfeld. Noch hatten wir die Stadt nicht lange im Rücken, als es dunkel wurde. Doch kam auch der Mond bald über dem dunkeln Tannenwäldchen und dem Prinzenteich hervor und beleuchtete meinen Märchenerzähler, seinen Knaben, den Schlitten mit meiner Reisetasche und dem sonstigen Gepäck, und mich, der ich nachdenklich dahinter herging. Die Reisetasche hatte mir meine gute Mutter wenige Monate vor ihrem Tode auf einem stillen norddeutschen Pfarrhofe gestickt. Ihre Augen waren dabei vom Weinen fast erblindet: denn sie wußte ihren Sohn in Wien und hörte aus den Zeitungen, wie diese Stadt, in der er sich befand, von Truppen umzogen, belagert und beschossen wurde. Alle mütterliche Liebe legte sie in die kunstvolle Stickerei; die Wandertasche für ihren Sohn blieb das schönste und kunstvollste Werk, was ihre Hand auf Erden zurückgelassen hat. Und wie wehmütig und erheiternd zugleich sie in ihrer Trauer die Muster gewählt hat! Auf der einen Seite ein ehrwürdiger alter Harfner, an den ein blühendes junges Mädchen, wie es scheint seine Tochter, sich anschließt; auf der anderen Seite ein schlichtes Landmädchen. Nach dem Tode der Mutter ward berichtet, wie sie in Gedanken während der Arbeit schon manchen Boten und Führer mit ihrer kunstvollen Stickerei auf dem Rücken über ihre heimatlichen Harzberge festen Schrittes dahinziehen sah. Wie hätte ich nicht auf jenem Gange hinter meinem Märchenerzähler und seinem Sohne her daran gedenken sollen? Mein ganzes Leben, wie ich es bisher durchlebte, zog an mir vorüber. Ist es auch recht und lohnt es auch wohl der Mühe, fragte ich mich, daß du so der „Weisheit auf der Gasse“ nachziehst? Weißt du auch wohl die Herzen nicht nur auf-

Digitized by Google

zuschließen, sondern auch wahrhaft zu gewinnen, mit denen du verkehrst? Wenn du in ihre Kreise eindringst, thust du es als ein gedankenloser Sammler, der kein Gastgeschenk zurückläßt, oder gedenkst du auch wo du kannst an ihr Heil, steuerst verderblichen Meinungen und rätst zur Einfachheit und zur Treue? Sind die Gänge, die du, jetzt fast ein Dreißiger, gehst, auch wohl deinem Volke nicht mehr ganz gleichgiltig und denkst du, o denkst du auch wohl immer „an des Vaterlands Größe, des Vaterlandes Glück?"

Hier wurde ich in meinen Betrachtungen unterbrochen: denn anstatt die Heerstraße weiter zu verfolgen, die in Schneckenwindungen nach dem Dorfe führt, bog mein Märchenerzähler mit dem Schlitten zur Seite ab auf einen Fußweg, der über Abgründen fast senkrecht ins Thal führt. Ich machte Einwendungen gegen diesen Weg, indem ich glaubte, mein Gepäck würde bei der Dunkelheit von dem Schlitten alsbald in eine unzugängliche Schlucht fliegen. Aber mein Märchenerzähler beruhigte mich, weil er mit seinem Knaben des Weges allzu gewohnt sei. Am Wege flogen unheimlich schnarrend und kreischend in der Dunkelheit große Scharen von Harzvögeln aus den Tannenzweigen auf, die uns dann mit Schnee überschütteten. Wie wir aus dem Dickicht heraustraten, glänzten in langer, wegen der Windungen des Thales unabsehbarer Reihe die Lichter des Bergdorfes. Zauberischer war mir niemals der Anblick von Leipzig vorgekommen, wenn man ihm des abends auf der Eisenbahn naht und zuerst seine Lichter von der Seite glänzen sieht und zauberischer niemals Wien die Kaiserstadt, wenn man auf ihr erleuchtetes Glacis tritt. So zog ich mit meinem Märchenerzähler zur Abendzeit unter die Köhler des funkelnden Bergdorfes ein. O Märchen meines Lebens!

Bergdorf Lerbach, Dezember 1851.

Schon über einen Monat wohne ich nun in der Schenke dieses großen Walddorfes. Meine Sammlungen der Sagen, Märchen und Lieder des Oberharzes stehen jetzt so in ihrer Blüte, daß zuweilen der Saal vor meiner Stube halb voll von Menschen ist, die sich zum Erzählen drängen und warten,

bis diejenigen, die ihnen zuvorgekommen sind, abtreten. Sie sind das Warten vor meinem Zimmer gewohnt: denn es wird auf demselben, wie sie sagen, von Zeit zu Zeit „eine Art Geld aufgenommen“, ich glaube es ist ein Zins für die Ackerstreifchen, die sich hoch und bunt oben an den steilen Berglehnen hinziehen, wo diese nach dem Walde zu sich etwas abrunden. Eines abends saß ich einmal allein, da trat, mit den Bauernmützen noch auf dem Kopfe und nachdem sie lange schon vor der Thüre geflüstert hatten, eine Schar von Bauernknaben ins Zimmer. Sie waren mir sämtlich noch ganz unbekannt und führten sich nur mit den Worten ein: „Willt wat vertellen.“ Ein Waldarbeiter, der sich mir nicht nennt, hat auch schon mit der Überschrift „Bitti verschwiegen“ Klagen über die Lage der Waldarbeiter bei mir angebracht. Er hat die Aufschrift seines Briefes gemacht: „An den Herren Litho-Grafen (Lithographen, Litteraten) N. N.“ Ein anderer hat das Gesuch an mich gerichtet, ich möchte in meine Harzsagen doch auch ein Bild aufnehmen, welches einen allzu strengen Forstbeamten darstelle, wie er hinter seinen Waldarbeitern hergeht und ihnen hinten aufhaut. Solche Hindeutungen auf das wirkliche Leben sind für mich vielleicht notwendig zu einer Zeit, wo mich recht eigentlich nichts als die Poesie des Volkslebens beschäftigt. Sollte man's aber glauben, daß neben dieser Poesie nicht allein das soziale Elend, sondern auch eine Art Bewußtsein darüber inmitten all dieser Naturschönheiten bestehen können?

Welch prächtige Aussicht bietet sich sogleich von meinen Fenstern aus dem Auge dar! Aufwärts und abwärts die enge Heerstraße sehe ich zu beiden Seiten hinter den Häusern, die eine einzige lange Reihe bilden, nichts als die majestätisch-thronenden Buchenwaldungen. Nicht minder als der Blick zu diesen hinauf erfreut mich auch in seiner Art der Blick auf die Heerstraße. Wie zieht dort den von Osterode herkommenden Wagen das Pferd bergan mit Majestät und wie stattlich tritt überhaupt so ein Roß auf die Landstraße hinaus! An den Kumpen der Frachtpferde hängen rote wollene Tücher, das ist so die Mode. So treten die Pferde geschmückt einher auf der Landstraße wie Jungfrauen, die zur Hochzeit



gehen und blicken auf die Ackerpferde, die in kotigen Kartoffelfeldern einherschreiten, mit Verachtung herab. Und wie kunstvoll ist ein Roß auf der Landstraße! Wie klug und stark ist ein Harzpferd vor dem zweiräderigen Kohlenwagen! Dort jener stämmige Bursche lenkt stehend ein Roß ohne Zügel, als thät' ers mit seinen Gedanken. Und wie belebt wird die Landstraße durch den Wechsel der Witterung! Wir haben deshalb auch hier im Dorfe selbst einen weisen alten Köhlermeister, eine hochstämmige Figur mit einem lahmen Fuße als Wegeaufseher. Als er neulich, wie wir so ab und zu den einen Tag Schnee und den andern Tag Regen hatten, mit seiner Hacke in weißem Kittel draußen frühmorgens durch den Nebel hinkte und ich ihm aus dem Fenster zurief, warum er sich heute gar so emsig bemühe, antwortete er mir: „Wegen des Advent, den wir gestern hatten und wo wir in der Kirche gesungen haben:

Macht eure Straße richtig,
Was krumm ist machet grad."

Der Ankömmling, an den unser Wegearbeiter bei diesem Liede gedacht hat, ist der Winter. Jetzt ist er im vollen Zuge und die Schlittenfahrt gewährt einen prächtigen Anblick. Es ist als flögen die Schlitten der Honoratioren des Oberharzes wie die Vögel von Klausthal bis Osterode herunter durch unser Dorf; ihr Schellengeläute ist der Vogelgesang, den wir im Winter in unseren Tannenwäldern vernehmen. Aber auch unzählige stumme Schlitten gehen mit Holz beladen durch unser Thal; sie werden von Menschen aus dem Orte gezogen und geschoben. Oft ist eine ganze tief vermummte Familie um einen solchen Schlitten beschäftigt; dort keucht ein Alter vor ihm her und hinter dem Schlitten ihres Vaters geht wie ein Hirsch ein junges Mädchen, welches daran schiebt. Die Landschaft und das Dorf selbst mit seinen Häusern gewährt nun einen wahrhaft zauberischen Anblick. Auf unserm kleinen Hofe hat alles was dort liegt und steht seinen Schneehut auf, besonders sieht der hohe Holzstoß, der dort aufgepflanzt ist, wie ein Mann aus, der in einem weißen Hute eine Reise machen will.

Digitized by Google

Schuhhoch liegt der Schnee auf dem Wagen, auf den Rädern, auf der Stange und so spannt der Knecht an auf dem Hofe und setzt mit dem Braunen, der selbst von dem Schneewetter sogleich einen Hut bekommt, wie er aus dem Stalle gezogen wird, den eingeschneiten Wagen in Bewegung. Eine schöne Frau auf der Straße muß sich mitten in den Schnee knieen und ihr Schuhband zubinden. Eine andere Frau ist im Begriff auszugleiten, hält sich jedoch an dem Schnee fest. Ein daherbrausendes Postpferd stürzt mitten im tiefen Schnee hin; Schnee und Dampf, den es ausdünstet, wirbeln in Wolken um das prächtige Tier her. Noch dicker als unten im Thale liegt der Schnee oben im Gebirge auf den Hecken. Er lastet in den Tannenzweigen, ja auf jedem einzelnen Tannenzacken, und glänzt im Grün der Tannennadeln. Überhaupt erhalten die Laubmischungen aller Art, die sich noch an den Bäumen finden, da die Buchen ihr Laub erst sehr spät abwerfen, durch den Schnee einen eigentümlichen Beisatz. Geht man dort oben durch die Tannenwaldungen, so ist es, als wandelte man unter lauter Krystallen. Bunte Bilder jagen sich da oben jetzt vor den Augen des Beschauers. Hier jene ebenen Reihen kleiner Tannen sehen aus wie die Tellerbretter und ihre weiß bereiften Tannenkronen wie die Teller, die daran lehnen. Dort jene anderen Tannen aber sehen aus wie Mühlknappen, welche Mehl zu Mühle tragen. Gehe ich aber weiter aufwärts, nach Klausthal zu, und sehe ganz oben auf der Gebirgshöhe die Tannen im Schnee, so ist es mir, als würde mir trübselig eine Herde von Schafen entgegengetrieben. Weiter unten rinnt das lerbacher Wasser, immer lebendig, selbst unter der allgemeinen Erstarrung der Natur, so klug zwischen dem Adventschnee zu den Menschen herunter, die sein bedürfen. Noch strahlender und schöner als in dem gewöhnlichen Winterkleide erscheint die ganze Gegend dort, wenn einmal ein leichtes Tauwetter eintritt. Alsdann sehen die etwas abgetauten Tannen wie blitzende Leuchter und die Laubholzzweige wie Lilienstengel aus.

Die gewöhnlichen Spinnstuben sind längst wieder eröffnet. Schon in den ersten Tagen meines Hierseins wohnte ich einer solchen bei, die bei der Haushälterin des Wirtes in der Gast-

Digitized by Google

stube des Wirtshauses abgehalten wurde, in welchem ich wohne. Fünf junge Mädchen bogen und schmiegten sich, die Schöße gegeneinander gekehrt, in dem Kreise, worin sie saßen, gegeneinander, wenn sie an den Fäden leckten und ein patriarchalischer Bierkrug ging zuweilen von Mund zu Mund. Junge Burschen waren dabei weniger zugegen, als dies sonst gewöhnlich ist. Unter den Dirnen befand sich eine äußerst behagliche, ein kleines dickes Mädchen mit sehr angenehmen Zügen. Unbeweglich saß sie auf ihrem Platze den ganzen Abend, ohne jemals im Spinnen einzuhalten. Nur den Kopf bewegte sie. Sie sprach nichts, sang aber zuweilen. Um den Hals trug sie ein Tuch wie ein Kranz. Zuweilen leckte sie mit dem Finger, der den Faden drehte, an die roten vollen Lippen und strich dann über die schönen Flechten, um sich die Hand abzuwischen. Sie schien selbst da noch auf ihrem Stuhle sitzen bleiben zu wollen, als die anderen (es hatten sich später noch einige Burschen eingefunden) aufstanden und in das trautere Hinterstübchen gingen. Es war an jenem Abende leer: denn der Bauer oder Wirt war krank und lag, von vielen Lichtern umgeben, auf einer der beiden großen Stuben im Hause. Währenddes warfen die jungen Leute hinten in der Stube, Burschen und Mädchen, die Karten neugierig auf den altfränkischen zinnernen Tellern, welche für die Spielmarken bestimmt sind, hin und her, daß sie klapperten. Endlich gingen alle wieder in die Vorderstube und verweilten dort unter Gespräch und Gesang bis nach zehn Uhr. Während diese Gesellschaft den ganzen Abend in der Mitte der Stube ihr Wesen trieb, stützten sich mit den Elnbogen sieben Fremde in blauen Kitteln auf den langen, braun angestrichenen Tisch an der Seite des Zimmers. So schliefen sie den ganzen Abend und als die Gesellschaft auseinander gegangen war, wurden sie geweckt, um sich auf ihre nun in der Stube selbst bereitete Streu zu legen.

Buntere Szenen aus dem Volksleben möchten nicht leicht auf einem so engen Raume wechseln, als dies in der engen lerbacher Wirtsstube der Fall ist. Kehrt doch sogar der Harzrüpel hier ein, ein großer starkknochiger Bursche, ein verschmitzter Stummer, der einen Orgeldreher über den ganzen

Oberharz begleitet und auf einem über dem Boden ausgebreiteten Tuche überall die schauerlichsten Purzelbäume schlägt. Der originelle Wirt war jetzt wieder gesund, ging mürrisch in der Stube herum und schnitt dem Harzrüpel Gesichter, hatte aber doch an ihm eine heimliche Freude. Wenn er in der Stube an ihm vorbei ging und ihn berührte, so schlug der alte Wirt mit den Füßen aus und wieherte wie ein Roß. Endlich setzte sich der Harzrüpel mit den Burschen zum Spiel. Er versteht einige Kartenkunststücke und wechselte oft mit den Karten, um nicht durchschaut zu werden, warf sie auch nicht selten vom Tische herunter, wenn Einsprache gegen die Art seines Spiels geschah. Auch ein älterer Mann von schmächtigem kränklichen Aussehen, der ein leidenschaftlicher Spieler ist, hatte sich mit dem Burschen zum Kartenspiele niedergesetzt. Während der Stumme unartikulierte Laute ausstieß, um seine Betrügereien zu beschönigen, rief der Alte leidenschaftlich aufgeregt einige wie es schien an Spielbanken aufgeschnappte Worte dazwischen, die dem Harzrüpel, der keineswegs taub war, imponieren sollten. Namentlich schrie er immerfort: „Duppelieren! Banco!“ Hinter ihm stand mit einer langen Pfeife zuschauend, ohne am Spiele teilzunehmen, sein Sohn, ein ordentlicher Bursche, der durch Arbeit auf der Hütte, welche seinem von der Gicht geplagten Vater schon längst zu schwer wurde, dessen Familie fast allein ernähren mußte. Als der Vater seine paar Pfennige verspielt hatte, wandte er sich nach seinem Sohne um und borgte sich von ihm mehr Geld. „Vater, laßt doch euer Spielen!“ sagte dieser traurig und gab ihm das Geld. Der Alte schien die Ermahnung seines Sohnes zu überhören, wenigstens rief er um so eifriger sein „Duppelieren! Banco!“ Der gutmütige Sohn aber sah ihm noch lange zu.

Zu den Gästen, die von Zeit zu Zeit immer wieder in unserem Gasthof einkehren, gehört auch ein langer „koulanter“ Schweinehändler oder Schweinetreiber mit seinem dicken unbehülflichen Knechte. Der Herr selbst ist ein Musiknarr und bestellt, wenn er hier ist, oft junge Burschen, welche, wie es hier üblich ist, die Zither spielen und gegen die er sich sehr freigebig zeigt. Der Schweinetreiber im blauen Kittel wird

bei solchen Gelegenheiten sehr aufgeweckt. Er singt und tanzt dann zur Zither mit seinem unbehilflichen Knecht, der nicht singen und nicht springen kann, beides wenigstens nicht um ein Haar besser als eins seiner Tiere. Der Knecht muß auch allein tanzen und sollte ihn sein Herr, nach dessen Äußerung er nichts versteht als Essen und Trinken, mit der Peitsche dazu treiben. Wehmütig sucht der Knecht dann selbst während des Tanzens mit den Füßen den Takt zur Musik zu schlagen. Auch der Herr versucht zuweilen die an der Wand hängende Zither zu spielen, besonders wenn sein Knecht tanzt. Auch den Knecht meines Wirtes, der jodeln, oder wie man es hier nennt „dudeln" kann, läßt er hereinkommen, damit er ihm etwas vordudelt. Er versucht dann auch selbst zu dudeln, kann aber, wenn er in die hohen Töne kommt, „mit dem Dudel da bowen rut," wie er sagt, nicht zurechtkommen.

Eine Erscheinung ganz ähnlicher Art, jedoch schon ein älterer Mann, ist der Gumboldskerl. Seltener als der Schweinetreiber, jedoch immer des Jahres wohl einige male, wie ich höre, kehrt er in unserem Wirtshause ein. Der Gumboldskerl ist ein Thüringer und treibt, wie andere seiner Landsleute, einen Handel mit Arzneimitteln, die er aus den würzigen Kräutern seiner Heimat bereitet und mit einem starken Zusatz von Spiritus versetzt, damit sie ein langes Aufbewahren verstatten, in viereckigen Flaschen zum Verkaufe herumträgt. Da dieser in seiner Familie fortgeerbte Handel nicht mehr erlaubt ist, so hieß es schon in den Pässen seines Vaters und Großvaters, daß sie alljährlich mehrere male auf Verwandtenbesuch aus Thüringen bis Goslar über den Harz hinwegreisten. Wirklich ist jetzt ein Sohn des Gumboldskerles bei einem Buchbinder zu Goslar in der Lehre. In unserem Wirtshause fühlt der Alte sich gar heimisch. Auch er fängt hier in der Wirtsstube vor Behagen und vor Freude an zu tanzen; „wenn ein Tanzmeister," bemerkt er, „mir zwei bis drei Touren sagt, so springe ich über den Ofen weg." Er ruft entzückt dazwischen gleichsam zur Erläuterung: „Mein Vater und mein Großvater sind ja hier schon gegangen!" „Darum meint er," wirft der alte Wirt zur Be-

stätigung dazwischen, „er sei nun hier zu Hause. Er muß sich aber nur anständig betragen.“ Mit dieser guten Ermahnung ist es aber wenig Ernst, wiewohl auch sonst der Wirt gegen den Gumboldskerl einen ganz väterlichen Ton annimmt. Schon den ganzen Nachmittag hat er ihm einige volkstümliche Fragen zur Beantwortung aufgegeben und dieser ist sichtlich beschämt, daß er nicht weiß, wo Paulus begraben liegt und wie die Mutter von Johannes geheißen. Von der Beantwortung dieser Fragen sucht der Gumboldskerl sich dadurch loszumachen, daß er von seinen Seitenverwandten erzählt, die sehr vornehm gewesen seien. Der Stolz der Familie ist ein Nürnberger Rentamtmann, ein Mann wie Milch und Blut, wie der Gumboldskerl versichert, der doch zuletzt an einer Fistel gestorben sei. Der Vater des Rentamtmanns habe keine „Füchse“ gehabt, dennoch habe der Sohn studieren müssen, um etwas Rechtes aus ihm zu machen, weil alle Welt sich über ihn gefreut habe. Im Schreiben sei er musterhaft gewesen, sagt der Gumboldskerl, und dabei zeigt er seine flache Hand. Als der Rentamtmann sich mit einer Verwandten des Gumboldskerles verlobte, war eine große Gesellschaft zusammengebeten, zu welcher der Rentamtmann großartig am Arme des Landrichters erschien. Im Nebenzimmer stand ein Fortepiano für fünfzig Louisdor und der Rentamtmann spielte auf demselben vierhändig mit seiner Schönen. Danach setzte er sich mit ihr aufs Sopha und fragte sie: „Wollen Sie mich?“ Der Gumboldskerl war tief gerührt an dieser Stelle. Er gäbe, so schloß er bewegt, gleich einen blanken Thaler darum, wenn der Rentamtmann noch einmal mit seinen beiden Apfelschimmeln von Nürnberg angefahren käme.

Auch der Gumboldskerl ist ein Musikliebhaber. Ehe er zu singen beginnt, fingert er lange, als mäße er etwas; es ist der Dreivierteltakt. Seine Kehle läßt schreckliche Töne hören und rasch dahinter her fragt er die Gesellschaft: „Was ist das für ein Ton?“ Gott mag es wissen! Sein Lieblingslied ist: „Eingehüllt in feierliches Düster“, wobei er das Düster mit seiner Stimme so anschaulich macht, daß sie sich endlich bis zum gänzlichen Verstummen in die Molltonarten

verliert („es geht aber in die Molltonarten hinein,“ bemerkt er selbst) und die Zuhörer von Gespensterfurcht ergriffen werden. Nachdem diese feierliche Szene vorüber ist, ergreift der Gumboldskerl den alten Wirt am Arme und tanzt mit ihm. „Sein Vater und sein Großvater sind ja hier schon gegangen!“ ruft der alte Wirt, der den Gumboldskerl im Stillen bewundert, ganz selig während des Tanzens den Umstehenden zu.

Inzwischen haben beide Alte bei alledem noch Zeit gefunden tüchtig zu zechen. Unter dem Tanzen versinkt der Gumboldskerl plötzlich in tiefes Nachdenken und läßt zuerst mit der einen, dann auch mit der anderen Hand den alten Wirt los, um seinen blauen Staubmantel und den weiten Rock, welchen er darunter trägt, zu befühlen. Die Anwesenden stoßen einander leise an und beobachten schadenfroh seine Verlegenheit und Zerstreutheit. Er zieht sich jetzt sinnend in das Hinterstübchen zurück und dahin folgen ihm leise alle Anwesenden, auch der Wirt und einige junge Burschen, die sich wie gewöhnlich an jedem Abende, ohne gerade immer etwas zu verzehren, eingefunden haben. Der Gumboldskerl, den alle unausgesetzt beobachten, setzt sich an den kleinen Spieltisch, greift in seinen Staubmantel und zieht eine Medizinflasche daraus hervor, die in Spiritus eingemachte Kaiserpillen enthält. Er greift wieder in eine der vielen Taschen seines Staubmantels und zieht eine andere Medizinflasche heraus. Nachgerade stehen zwanzig Medizinflaschen wohlerhalten auf dem Spieltische. Danach griff der Gumboldskerl, immer tiefer in Gedanken versunken, auch noch in die Taschen seines Rockes und zog noch mehr wohlerhaltene Medizinflaschen daraus hervor als aus dem Staubmantel. Sie hatten zuletzt auf dem Spieltische nicht mehr Raum, so daß er die letzten, ohne sich von seinem Sitze zu erheben, im Fenster aufstellte. Als alle Taschen ausgeleert und alle Flaschen wohlerhalten gefunden waren, hob der Gumboldskerl den auf die Brust herabgesunkenen Kopf und atmete tief auf. Alle Anwesenden aber erhoben ein schallendes Gelächter. Sie wußten, daß es dem Gumboldskerl seit Jahren verboten ist, mit einem sogenannten Reff auf dem Rücken

umherzuziehen und daß er seitdem seine Medizinflaschen in den weiten Taschen seiner Kleidungsstücke trägt. Mit diesen Medizinflaschen, von denen sein Rock so steif ist wie ein Stück Holz, hatte der Gumboldskerl seine leichtfüßigen Tänze aufgeführt, ohne sie zu zerbrechen.

Auf den Schrecken, der den Gumboldskerl beim Tanzen ergriffen hatte, als ihm die Gläser zuerst wieder einfielen, die er in seinen weiten Kleidungsstücken trug, wurde jetzt nur um so eifriger getrunken. Hatte er früher schon einen kleinen Spitz gehabt, so bekam er jetzt einen großen. Während er aber wieder mit dem alten Wirte aus einem Glase Schnaps trank, verfiel er von neuem in tiefes Nachdenken. Er zählte die Häupter seiner Lieben, der Medizinflaschen, die auf dem Tische und im Fenster standen, und siehe — es fehlte ein teures Haupt und zwar das kostbarste von allen, nämlich die Flasche mit Augsburger Lebensessenz, die er wohl schwerlich unter einem Gulden verkaufte. Er zählte seine Flaschen noch zehn mal und sie war nicht da. Nun hob er jede Flasche auf, ob sich die fehlende darunter verkrochen hätte, und da dies nicht der Fall war, so durchsuchte er nach ihr seine Kleidungsstücke und griff endlich sogar in beide Stiefel, ob sie vielleicht in diese hinabgeschurrt sei. Aber selbst in den Stiefeln steckte die Augsburger Lebensessenz nicht. Mit einem verzweiflungsvollen Blicke richtete der zusammengekrümmte Gumboldskerl sich wieder auf. Als er sich jetzt umdrehte, stand die Flasche dicht hinter ihm; einer der Burschen hatte sie zum Ergötzen der Anwesenden weggenommen, ohne daß er es bemerkte und ebenso verstohlen wieder neben ihn gestellt.

Jubelnd streckte der Gumboldskerl die Hand nach der teuern Augsburger Lebensessenz aus und schlug an der Tischecke den Hals mit dem versiegelten Pfropfen davon ab. Er lud den alten Wirt zu der kostbaren Flüssigkeit ein und gespannt sahen die Burschen zu, als die beiden Alten nacheinander das zerbrochene Glas mit der Augsburger Lebensessenz an den Mund setzten und Gesichter schnitten, als ob Götterkraft ihre Adern wie Feuer durchzöge. „Ihre Gesundheit, Herr Wirt!“ rief der Gumboldskerl. „Ich wollte, daß

er noch hundert Jahre hier ginge," sagte der Wirt auf den Gumboldskerl deutend, zu den jungen Burschen, indem er das Glas mit der Lebensessenz leer trank; „sein Vater und sein Großvater sind ja hier schon gegangen!"

Der Gumboldskerl hatte sich an den Scherben den Mund blutig gerissen. Trotzdem aber schwelgte er in den seligsten Empfindungen. Er griff in die einzige Tasche an seinem Leibe, die er bis dahin nicht ausgeleert hatte. Mit vollen Händen holte er das Geld heraus, das er bei seinem mühsamen und heimlichen Handel verdient hatte und warf es auf den Fußboden bis kein Heller mehr in der Tasche war. Der Wirt, den die Augsburger Lebensessenz nicht ganz so bewältigt hatte als ihn, stand mit Würde vom Stuhle auf, stellte sich, ohne das Hinterstübchen ganz zu verlassen, in die Thüre und rief der Magd gleichmütig und ernsthaft, als käme dergleichen in seinem Gasthofe täglich vor, zu, daß sie mit einem hellen Lichte hereinkommen und das Geld vom Boden auflesen solle, damit er es in dem unbehilflichen Schreibtische, der in dem Hinterstübchen steht, verschließen könne, um es dem Gumboldskerl am andern Morgen wieder einzuhändigen. Alsbald kniete sich eine junge saubere Magd auf den Fußboden hin und beleuchtete mit einem hellen Lichte die Thorheit des Alters.

Bremen, 1. Januar 1852.

Nachdem ich das Weihnachtsfest noch in meinem Bergdorfe verlebt hatte, fand ich meine Sammlungen an Sagen, Märchen und Liedern so angewachsen, daß ich beschloß, über Bremen, wo Verwandte seit lange meiner harrten, nach Leipzig zu reisen, um dort in ruhiger Überlegung mit der Bearbeitung des auf dem Oberharze gesammelten Materials zu beginnen und dasselbe dann später durch meine Rückkehr — zunächst nochmals nach Lerbach — zu vervollständigen.

Es war an einem hellen und dabei nicht zu kalten Sonntag Nachmittage, als mein Märchenerzähler Bertram auf einem Handschlitten von Lerbach nach Osterode hinunterfuhr. Er that es in der grünen Uniform als Wegeaufseher, die er

nur des Sonntags trägt, mit der halblangen Pfeife, die man auch nur des Sonntags bei ihm sieht, in Begleitung seines Knaben. In gemächlicher Unterhaltung mit meinem Freunde aus dem Volke, dem ich für die rasche Förderung meiner Sammlungen so vielen Dank schulde, daß ich ihn lieber in Gold gefaßt denn als meinen Diener betrachtet hätte, schlenderte ich neben dem Schlitten her, das endlos lange Bergdorf hinab. Vor der Post in Osterode stand ich noch eine Weile mit dem Märchenerzähler und seinem Sohne. Er will auswandern und wie konnte ich anders als ihn ermahnen, in seinem Vaterlande und in seiner Heimat zu bleiben? Risse sich denn nicht mit ihm gerade, der alle Geheimnisse des Volksgeistes weiß, ein rechtes Stück vom Vaterlande los? Es war mir ein recht unheimliches Gefühl, gerade diesen Mann in Australien zu denken: doch machte ich ihn nur im allgemeinen auf das Widernatürliche der Auswanderung aufmerksam und warnte ihn, bloße Verstimmungen Einfluß auf seinen Lebensweg gewinnen zu lassen. „Nur treu! treu um jeden Preis dem Vaterlande! Was kann zum Ziele führen, wenn das nicht?“ Mein Märchenerzähler sah mich groß an mit verständigen Augen, sprach aber nicht mehr von der Sache. Ich schüttelte die Hand des kleinen Mannes, legte das letzte Trinkgeld hinein, und dahin ging er mit seinem Knaben in seine Berge zurück.

Heinrich Pröhle.


Digitized by Google



Harzsagen.

Digitized by Google

Sagen von Quedlinburg.

Nr. 1. Quedlinburg.

In dieser Gegend hatte Kaiser Heinrich sein Jagdhaus, da er sich an dem Vogelfang vergnüget, und allhier seinen bequemen Aufenthalt gesuchet, wie ihm dann auch die kaiserliche Krone auf dem Finken-Herd angetragen worden.

Kaiser Heinrich der Vogler hat endlich die Hunnen geschlagen und gedämpfet, welches unter allen seinen Thaten das Vornehmste gewesen, und hat darauf die Stadt Quedlinburg zu erbauen, auch das neue Stift darinnen zum Stande zu bringen sich fleißig lassen angelegen sein. Daselbst hatte schon der dritte Bischof zu Halberstadt Haimo ums Jahr 481 das Kloster St. Wiperti an der Bode erbauet und mit Benedictinern aus dem Kloster Hirschfeld besetzet, wiewohl hernach die Abtissin Beatrix II. Prämonstratenser in dasselbe soll eingeführet haben; in diesem Kloster hat Bischof Haimo seinen guten Freund Rabanum, Abten von Fulda, da er aus seinem Kloster verjaget worden, so lange beherberget und erhalten, bis ihn der König Ludovicus zum Erz-Bischofen von Mainz gemacht. Nach dieser Zeit, ungefähr anno 928, hat Kaiser Heinrich das Stift und die Stadt zu bauen angefangen, welche er aber nicht hat ausführen können, da er anno 936 zu Memleben an der Unstrut gestorben und zu Quedlinburg in St. Petri oder Servatii Kirche begraben worden, und schreibet der Mönch Sigebertus, daß der Berg, worauf er begraben worden, hernach von allen Seiten feurige Flammen von sich gegeben, darum auch seine Witwe Mathildis nach seinem Tode nicht nur viel arme Leute speisen, sondern auch den Vögeln unter dem Himmel täglich ihr Futter

Digitized by Google

hat geben lassen, vermeinend, ihm dadurch desto leichter die Vergebung seiner Sünde zu wege zu bringen; sie sammelte auch dreißig Tage nach dem Leichenbegängnisse in die Stadt Quedlinburg eine Anzahl geistlicher Frauen, und verschaffte ihnen Unterhalt, und verschrieb solches auf ihre eigene Güter mit Bewilligung ihrer Söhne, wie sie auch anno 943 gestorben, ist sie neben ihrem Ehe-Herrn vor dem Altare St. Servatii begraben worden. Was aber die Stadt betrifft, so ist dieselbe eine Kaiserliche Frei-Stadt und besser als andere Städte in Sachsen privilegieret gewesen, daß die Fremden ihre Waren frei herein bringen und verkaufen oder durchführen dürfen, ohne Geleite, Zins und Zoll davon zu geben, und waren die Bürger auch anderswo auf gleiche Weise befreiet, zwischen den Flüssen Elbe nud Rhein, so weit das römische Reich gehet. Solche Freiheit hat die Stadt lange behalten, beide zu Wasser und zu Lande, und haben die Kaiser gemeiniglich sowohl ihre Synodos mit ihren Bischöfen und Praelaten, als Reichstage mit den weltlichen Fürsten und Herren daselbst gehabt.

Nr. 2. Sankt Anna und die Mutter Gottes.

Anno 1249 hat sich zu Quedlinburg ein greulicher Sturmwind mit Blitz, Donner und Hagel erhoben, und mit einem schweren Regen, dabei Steine eines Fingers lang gefallen, die viel Menschen getötet und die Dächer und Häuser sehr beschädiget, also, daß die Leute zu Quedlinburg sich des gänzlichen Unterganges besorget. Dies Unwetter kam vom Brocken her und währete vom Morgen an bis um ein Uhr nachmittags. Da sind der Rat und Gemeine zusammen gekommen, haben Gott und seiner heiligen Mutter ein Gelübde gethan, diesen Tag St. Annen jährlich mit großer Andacht zu begehen, und an demselben eine Prozession der Mutter Gottes zu Ehren auf dem Monsion-Berge (Münzenberge) anzustellen, eine Messe zu halten und gemeine Almosen zu thun. Solcher großer Hagelsteine sind sonderlich viele auf dem Juden-Kirchhof, itzo Weingarten genannt, gefunden, und ist davon eine ganze Herde Vieh jenseits des Grabens erschlagen worden, sie waren grau und stunken wie Schwefel.

Nr. 3. Von dem Marienkloster auf dem Berge Sion (Mon-sionberge, Münzenberge).

In Kettners 1710 erschienener Kirchen- und Reformations-Historie von Quedlinburg heißt es: Dieses adelige Nonnen-kloster ist in dem X. Seculo von Mechtilde II., Ottonis I. Tochter, mit Hilfe Kaisers Ottonis II. als ihres Bruders zu bauen angefangen worden. Zu Zeiten Ottonis III. ward es continuieret, welcher Anno 985 seine güldene Krone darzu gegeben, Anno 1017 den 27. Februar ist es in Gegenwart Kaiser Heinrich III. und der Abtissin Adelheid II. auch des V. Erz-Bischofs Gerens zu Magdeburg eingeweihet worden. Es mußte die Abtissin auf dem Berge Sion dem Stifte gehorsam sein, und von der Fürstlichen Abtissin mit ihrem Kloster dependieren, die unterste Kapitularin auf dem Schlosse wurde je zuweilen zur Abtissin gemachet. Es ward in die Ehre St. Marien und des Apostels St. Andreä geweihet, und hatte viel Altäre, als unser lieben Frauen, St. Georgii, Nicolai, Stephani, Mariä Magdalenä, Johannis, Annae, Catharinen, das Siegel des Klosters ist noch vorhanden, sie lebeten eine Zeit lang nach den Regeln St. Benedicti. Zu Zeiten der Reformation Anno 1541 unter der Abtissin Annae Regierung ward solches Kloster wegen Kriegesschulden und anderer Ursachen eingezogen, es war diesem Kloster viel entwendet worden, die Kloster-Jungfrauen hatten es verlassen bis auf eine, welche sich im weltlichen Habit gekleidet.

Nr. 4. Das wilde Wasser auf dem Münzenberge.

In Winningstadii Chron. Quedl. heißt es: Anno 1333 ist die andere Glocke in der Neustadt gegossen worden; im selben Jahre soll auch der Brunnen auf dem Monsionberge sich ergossen haben, und vom Berge bis in der Stadt Graben gelaufen sein, als wollte er die ganze Stadt ersäufen, als aber ein gemein Gebet geschehen und eine ewige Spende gelobet worden, ist es noch ohne Schaden abgegangen.

Mündlich wird berichtet, das wilde Wasser des jetzt aus Furcht allmählig von den Bewohnern des Münzenberges ganz verschütteten Brunnens sei mit einem Brautbette gestopft worden.

Digitized by Google

Andere sagen, es seien zwei ganz schneeweiße Pferde von dem dem Münzenberge gegenüberliegenden Schlosse in das Wasser geworfen. Noch andere, die Prinzessin, die auf dem Schlosse gewohnt, habe ihr Deckbett und ihr Schimmelreitpferd in den Born geworfen und das Wasser damit gestillet.

Nach dem Born ging eine Nonne mit Schlüsseln und zurück. Auf dem Platze, der sich auf dem Münzenberge befindet, traf sie sich mit einem Pater und zwei andern Nonnen.

Es soll auch Kinder in den Born auf dem Münzenberge gezogen haben. Geschichtlich scheint es, daß sich über dem Born eine Mühle oder vielleicht nur ein Brunnengehäuse befunden habe, worinnen zwei Ziegenböcke gegangen seien.

Das Gelübde vom Jahre 1333, der Bußtag, soll noch um 1810 in der alten Weise abgehalten und zugleich ein Hut mit Geld unter die versammelten Armen geworfen sein. Dabei soll aber mancher Unfug geschehen und diese Spende endlich auf Neujahr verlegt sein.

An der Steinbrückermühle am Markte und am gegenüberliegenden Hause steht auf dem Dache ein Männchen zur Erinnerung an die Überschwemmung. So hoch hat das Wasser gestanden.

Vom Münzenberge führte ein unterirdischer Gang nach dem Münchenhofe; pflichtvergessene Nonnen benutzten ihn zu Zusammenkünften mit den Mönchen. Sie spuken noch beim Münchenhofe an den Weiden und diese Weiden heißen deshalb die drei Nonnen.

Nr. 5. Albrecht von Regenstein und die Stadt Quedlinburg.

Anno 1336 erhub sich ein Widerwille zwischen der Altenstadt und Grafen Albrecht von Regenstein, welcher, ungeachtet der vorigen Versprechungen, zu weit in die Grenzen und Gerechtigkeiten der Bürger griff, das der Rat nicht leiden wollte, darüber es zum Kriege kam. Der Graf lag im Kloster St. Wiperti, auf der Alten-Burg und zu Gerstorf, und ließ viel Bürger gefangen nehmen, die fielen aber aus, und scharmützelten mit ihm, daß er kaum davon kam, und mußten die Befehlshaber des Klosters die Gefangenen wieder heraus geben.

Digitized by Google

Der Graf verstärkte sich und belagerte die Alte-Stadt, hatte sein Lager in der Neu-Stadt und Kloster, dagegen bauten die Bürger die zwei Türme, einen auf der Klinge, den andern hinter dem Marstall, und thaten dem Feinde mit Geschütze großen Schaden, trieben ihn aus der Neu-Stadt und jugen ihn nach Gerstorf, da geschah wieder ein stark Scharmützel, und als sich der Graf nach dem Kloster St. Wiperti begeben wollte, kamen ihm die andern Bürger aus der Stadt zuvor, und führeten ihn gefangen in die Stadt, setzten ihn aufs Rathaus in einen Kasten und mußte ein Jahr da sitzen, darnach mußte er auf Erkenntnis der Hanse-Städte die Stadtmauer und sieben Türme nach dem Westendorf bauen lassen, und einen schriftlichen, versiegelten Revers von sich stellen, daß er und alle seine Nachkommen der Stadt nie wieder zu nahe kommen wollten, und mußten alle Grafen darin willigen, wollte er anders aus dem Kasten kommen, denn es war ihm das Urteil vom Kaiser schon gefället, daß er, als der wider den Landfrieden gehandelt, sollte enthauptet werden, das Tuch, darauf er gerichtet werden sollte, ward hernach den armen Leuten gegeben. Da er erst gefangen worden, zogen die Bürger im grimmigen Zorn hinaus und verstörten das Kloster mit der Kirche, auch die Gärten, Bäume und Weinberge, das geschah am St. Magdalenen-Abend, zerbrachen auch hernach und rissen die zwei Türme St. Wiperti ein, und ward der Schade auf viel tausend Mark gerechnet. Weil aber die Münche daran keine Ursache gegeben, als die dem Grafen nicht wehren können, so hat Herzog Otto von Braunschweig mit anderen Fürsten die Bürger dazu gezwungen, daß sie den Chor und Kreuzgang wieder bauen müssen.

Sagen von Thale und der Roßtrappe.

Nr. 6. Die Sage von der Roßtrappe.

Mündlich wird jetzt die Sage vom Roßtrappfelsen auf vielerlei Art erzählt. Man berichtet, eine Prinzessin sei von sieben Brüdern verfolgt und habe ein verwünschtes Pferd geritten, das sie über den Abgrund geführet und seinen Huf in den



Felsen eingeschlagen habe. Die Prinzessin selbst sitze aber jetzt im Bodekessel, der keinen Grund hat, weil er verwünschet ist. Die Krone habe sie während des Sprunges zu Roß verloren und sie sei in den Kronensumpf, Chresol oder „Kranal" gefallen. Dort habe eine Wassernixe sie gesucht, aber nicht gefunden und sei nicht wieder zum Vorscheine gekommen. Nach einigen Erzählungen liegt in diesem Sumpfe ein Bär und ein Löwe, auch ein Drache soll sich dort befinden.

Es wird auch erzählt, der älteste, größte und dickste von den Brüdern sei der große Christoph, der sei jetzt versteinert im großen Propststuhle unter der Roßtrappe, wo er einen großen Hund bei sich sitzen habe. Andere sagen, der große Christoph sitze mit den sieben Brüdern über dem Kronensumpfe.

Nr. 7. Der stille Sumpf und der Warnstedtsche Teich.

Unter der Teufelsbrücke liegt ein stiller Sumpf. Von diesem sagt man den Kindern, daß darinnen eine warme Stube sei, worinnen sie vor der Geburt von der Kindermutter beaufsichtigt würden. In einem stillen Sumpfe im Bodethale hat auch der Teufel gelärmet, als ein Forstbeamter auf das Floßholz trat, das gerade darüber lag.

Andere sagen in Thale, die Kinder würden aus dem Warnstedtschen Teiche gezogen und kämen von den „Ütschen" (Fröschen), welche eben so schrieen wie sie.

Nr. 8. Die Siebensprünge.

Unweit Thale, da wo jetzt die Fabrik steht, liegen die sogenannten Siebensprünge. Dicht neben denselben sollen sich heidnische Grabstätten finden.

Einst verlangten sieben Prinzen nach den Schätzen der Prinzessin, deren Roß seinen Huf in den Roßtrappfelsen eingrub. Sie wurden aber bei ihrem gefährlichen Unternehmen von sieben Riesen getötet. Als sie begraben waren, kamen sieben Prinzessinnen, ihre Geliebten, daher, warfen sich auf ihre Gräber und weineten sich zu Tode, da wo jetzt die Sieben-

springe sind, denn diese entstanden gleichsam von ihren Thränen. Auch sieben Birnbäume pflanzten die Prinzessinnen auf die Stelle.

Nr. 9. Nickelmänner und Wassermänner in der Bode.

Bei Thale sieht man die Nixen, wie sie sich die Haare auskämmen auf den Weidenbäumen, und Wassermänner schütteln dort die Fischreusen aus.

In Quedlinburg warnt man die Kinder vor dem Nickelmann in dem Arm der Bode, der als Mühlgraben durch die Stadt fließt, damit sie nicht ans Wasser gehen. Auch sagt man, der Nickelmann fordere jährlich ein Opfer.

Zwischen Hordorf und Krottorf (Kreis Oschersleben) wohnen Nickelmänner in der Bode. Bei hellem Sonnenschein sehen die Fischer sie auf den Weiden am Ufer sitzen und sich sonnen. Einst kam ein Nickelmann zu einem Fischer in Krottorf und gab sich bei ihm in Dienst. Als Lohn verlangte er nichts als täglich zwei Pfund Fleisch zu essen, sagte auch, daß er Streit habe mit seinem Bruder und von dem Fleische stark werden wolle, ihn zu überwinden. Da er nun meinete, stark genug zu sein, kehrete er ins Wasser zurücke und dabei sagte er dem Fischer: Wenn das Wasser grün würde, so solle er fliehen, denn dann hätte sein Bruder gesiegt; wenn es aber bräunlich würde, so hätte er selbst gesiegt. — Der Fischer hatte die Netze immer voll gehabt, so lange der Nickelmann bei ihm gedienet.

Nr. 10. Die Zwerge im unteren Bodethale.

Im Thalischen Kirchenberge, der neben Bärensdorf liegt und auf dem sich ein runder Hügel befindet, hauste der Zwergkönig Ewaldus. Man sagt auch, daß sich auf dem Kirchenberge ein „Mönch" zeige.

Die Zwerge hielten sich bei Thale in den Höhlen auf. Wer Geschirr leihen wollte, brauchte bloß hinzugehen und zu rufen, so stand es auf seinem Tische. Besonders oft holten die Zwerge auch den eingesäuerten Brotteig fort.

In der Zwergkuhle bei Quedlinburg wohnten Zwerge. Von ihnen liehen die Leute, die auf dem Münzenberge wohn=


Digitized by Google

ten, Geschirr zu Kindtaufen. Hinter einem Mann namens Gödecke rief einst, als er nach Hause ging, eine Stimme her: „Gödecke! Gödecke! sech mal vor Fredecken, sien Kind wolle starben!“ Als Gödecke nach Hause kam, sagte er zu seiner Frau: „Frue, allewiele is mik en artigen Spaß passiert. Röpt einer hinder mik dorch: „„Gödecke, Gödecke, sech mal vor Fredecken, sien Kind wolle starben!““ Da ertönte eine Stimme: „Verfluchter Gödecke, warum häwwe je kein Soolt in Surdeich edan!“ Dies war die Stimme des Zwergs Fredecke, der sich heimlich bei Gödecke aufhielt und seinem Kinde von Gödeckes Brote gebracht hatte. Als die Leute kein Salz in den Sauerteig thaten, wurden die Zwerge krank.

Nr. 11. Die Mahleiche.

Am Lindenberge bei Thale war eine Mahleiche. Ein Ritter entführte ein Mädchen und wurde von den Verfolgern erstochen. Die Entführte pflanzte diese Eiche auf seine Grabstätte. Sie zeichnete sich durch ihre Stärke vor allen Bäumen aus, wurde aber roher Weise bei der Gemeineteilung abgehackt.

Sagen von Alten-Brak, von der Schönburg und von Treseburg.

Nr. 12. Die Nahrungsgeister von Alten-Brak.

In den Bergwerken und Hütten in der Nähe des Brockens zeigen sich die Nahrungsgeister. Dies sind Zwerge und wo sie erscheinen, hat der Berg- und Hüttemann viel Glück und reichliches Eisen, auch helfen sie dem Hüttemann schmieden.

Die Hütte vom Alten-Brak stand früher auf der Riesenswiese, wurde aber von den Zwergen dort zerstört und an einer andern Stelle wieder aufgebaut. In die alte Hütte kamen die Zwerge, aßen und tranken und wärmten sich am Hüttenofen. Die Hammerschmiede aber beschabernackten sie, warfen mit glühendem Kram hinter ihnen durch und schmissen einem Zwerge ein Bein ab. Am andern Abende trug dieser

Zwerg das Bein auf seiner Schulter und sagte: dies wäre das alte Brak (brache, wüste Stelle) und sollte es auch bleiben. Seitdem ging Alles verkehrt und jetzt sind Schlangen auf den Brinken.

Andere erzählen folgendermaßen: Weil die Zwerge so viel Glück brachten, wollten die Hüttenleute dem Zwergkönige eine besondere Freude machen und setzten ihm ein paar Stiefeln hin. Die nahm er und kam nicht wieder. So wurde auch zu Alten-Brak erzählt, daß zu Ilsenburg die Zwerge immer Eisen in die Schmiede gebracht hätten. Auch sagten ihnen die Schmiede des Abends, was sie fertig machen sollten, und am Morgen war es gethan, denn die Zwerge schmiedeten rastlos des Nachts. Zuletzt bekamen sie ein paar Stiefeln und dann erschienen sie nicht wieder. Man sagt auch, wenn jemand entlassen werden soll: Der bekommt bald ein paar Schuhe.

Die Zwerge vom Alten-Brak zogen sich zurück in das Langesche Gebirge an der Lupbode und tauschten dem Langeschen Amtmann ein Kind um.

Nr. 13. Die Schönburg.

Bei der Ludwigs-Hütte (Alten-Brak) liegt die Schönburg, auf dieser befindet sich ein Brunnen und darin ein Kessel mit Schätzen. Wer nachts zwischen 11 und 12 hinkommt, kann ihn heben. Wenn man aber bei der Hebung des Kessels spricht, so versinkt er wieder.

Die Schönburg, die nach Wendefurt zu liegt, soll früher ein Kloster gewesen sein. Von da geht eine Nonne aus, dann durch die Dachslöcher (einen Hartenwald, d. i. Eichenwald) zwischen der Hoppelnberger Gemeine und dem Grubenhai (welches Tannenwälder sind), dann durch mehrere Thäler, durch die Hassel, ein Wasser, wovon Hasselfelde den Namen hat, dann im Wildenhahn, welches Wiesen sind, herauf, und dann nach der Draburg, welche Daseburg geschrieben wird. Sie erscheint besonders Mähern, und wer ihr folgt, kann sie erlösen. Auf der Draburg soll eine Braupfanne voll Geld gestanden haben und nach Elbingerode geholt sein.

Digitized by Google

Nr. 14. Kegelspiel auf der Schönburg.

Auch eine Kegelbahn mit goldnen Kegeln ist auf der Schönburg gewesen. Einst war ein Köhlerpferd verschwunden und der Köhlerjunge sollte es suchen. Dabei kam er auf die Schönburg und sah die Gesellschaft auf der Kegelbahn. Sie forderte ihn auf, die Kegel aufzustellen und versprach ihm, daß sein Pferd wieder da sein solle, wenn er es thäte. Außerdem aber gab sie ihm zur Belohnung den Kegelkönig. Den warf er in den Busch, als er aber nachher davon erzählte, ward er aufgefordert, ihn zu holen. Er fand ihn auch und der Kegelkönig war von Gold, wiewohl er doch früher nicht dies Aussehen gehabt hatte. Jetzt wurde auf der Schönburg auch nach den anderen Kegeln gesucht, doch waren sie nicht mehr vorhanden.

Nr. 15. Osterfeuer auf der Schönburg.

Das Osterfeuer von Alten-Brak wurde früher auf der Schönburg gehalten. Man verbrannte dabei Buchenhecke (Buchenreisig). Einst tanzte man ums Feuer, da sah man auch Geister um das nämliche Feuer tanzen, welche sogar die Menschen mit Steinen warfen. Seitdem ward das Osterfeuer auf einer anderen Stelle gehalten. — Auch Osterwasser wird in Alten-Brak eifrig geholt und man sagt, es halte siebenerlei Krankheiten ab.

Nr. 16. Der Hasenteich bei Alten-Brak.

Am Hasenteiche bei Alten-Brak hat auch ein Schloß gestanden. Dort bellt ein Hund; ein Reiter sprengt von da nach der Schönburg.

Am Hasenteiche ließen sich sieben Jungfern sehen, und von ihnen trug eine ein Bund Schlüssel. Diese zu fragen, was ihr Begehr wäre, ging man in der Johannisnacht aus und fand sie weiß gekleidet.

Zu Alten-Brak sagt man, daß die kleinen Kinder im Hasenteiche sitzen.

Sagen von Hüttenrode.

* Nr. 17. Der Name Hüttenrode.

(In der niederdeutschen Mundart von Hüttenrode.)

Hüttenrooe hät eheeten Ripperooe. Hier oben liet en klein Höltchen, dat het Rittenbeck. Dä enteln Hüser, dä in Rittenbecke staan hätt, häbben sik mit Ripperooe vereinbart un sind hier tauetoon. Un wie sik dä vereinbart häbben, un maken Land urbar, da kummen Studenten un fraen einen Mann: „Was macht Ihr da?" Da sächte: Hei rooe da. Düsse Studenten häbben naacher dat untemiddelt wegen der Hütte Niewerk (eine viertel Stunde über Hüttenrode) un häbben den Namen bielecht: Heiroo' da, Hüttenroda.

* Nr. 18. Die Hedefrauen.*)

(Hüttenröder Mundart.)

De Düwel is schwart un zoddlich un feuhrt en Pärfaut. Alsau is hier ne Frue, dä vereinbart sik mit ner Frue, wat nu mientwegen ne Hexe west is. Alsau vereinbart sik dä beiden un willen mit einander na der Heme. Alsau beaafreden se sik, se willen dä Nacht umme Zwee gaan. Un düsse Frue will nu bei Hexe aafraupen, un da is et erst Zwölwe da hätt düsse all Licht, un sei stellt sik an de Halwe, un da hört se dat Getöse in der Stuwe, un wie se dat Getöse hört, da kuckt se von der Halwe dorch dat Fenster, da danzt düsse Frue mit den Bösen. Un wie se dei da danzen sieht, un sieht den gruulichen Kärel, den Düwel, da ward er nich wol. Un da denkt se: du darfst dik nich sein laten, da tritt se wedder der Halwe, in der Wiele schleit et zwölwe. Un sau wie de Klocke zwölwe schleit, da is det Licht ute. Da denkt düsse Frue:

*) Von Hüttenrode aus wie von sämtlichen sehr hochgelegenen Dörfern des Harzes, z. B. auch von Hohegeiß aus gehen die Frauen oft scharenweise in die Ebene, um Hede zu holen, die sie gewöhnlich bei den Bauern gegen Heidelbeeren eintauschen oder auch geradezu erbetteln.

Digitized by Google

nu most de erst en Bettchen wahren, du darfst sau schwinne nich kloppen, dat dei nich merket, dat du't esein häst. Un wie saun Schüreken hen is, da klopt se. Da kukt düsse ut un sächt: wat witt denn du all? et hät erst Zwölwe schlaaen, is jo noch de freuh; no denn kum erin. Makt se der Fruuen op un lätt se rin in de Stube, un da makt se sik reisefertig. Wie se reisefertig sind, da krigt se ne Satte Melk her un sächt: „nu kumm her, drink erst emal, we werden underweges doch dörstig." Da gaan se mit enander furt un wie se underwegens sind, da sächt düsse Fruue, dä nu raupen hät: „Wene harrest'en da, wu midde danz'st?" Süh da sächt se: „dat harrest de mik sollt eher säggen." Da kümmet düsse Fruue kaum dat se midde henkummet na Blankenborg, da mot se liggen blieben, da häbben se se most von Blankenborg op en Wagen hier ropfahren. Un da hät se'n böses Bein ekreggen un da hät de Felschär sieben Schötteldenker rutelanget, dat hat er dei Hexe aanedaan.

* Nr. 19. Jakob Philipps.

Jakob Philipps in Hüttenrode sagte dem Teufel: er solle ihm so und so viel Geld bringen, und wenn das Laub von den Bäumen fiele, so wolle er ihm gehören. Als nun im Herbst die Bäume kahl wurden, kam der Teufel und wollte ihn holen. Da sagte Philipps: sie wollten einmal in den Wald gehen und sehen, ob's auch wirklich herunter wäre. Da führte Jakob Philipps den Bösen in junge Buchen, deren Laub fällt nicht eher ab, bis im Frühjahr wieder das junge kommt. Jakob Philipps ritt aber auf einem Schimmel. Da sagte Philipps: er sähe wohl, daß das Laub noch nicht von den Bäumen herunter wäre. Jedoch solle der Böse vier Gösseln (junge Gänse) vor eine Kutsche spannen und wenn er mit diesen so scharf fahren könne als er mit seinem Schimmel ritte, so wolle er doch ihm gehören. Da konnte aber der Teufel mit seinen Gösseln geschwinder fort, als er auf seinem Schimmel, faßte ihn und schlug ihn um einen Eichbaum, daß der Kopf weit hinflog.

* Nr. 20. Der Kuhberg.

(Hüttenröder Mundart.)

Da häbben me hier ne Art Feldflur, dat hett de Kauhbarg. Da is en Mann mit namens Hermann, dei hätt da 'n Grundstücke hat. Da is e hen egaan un hätt da hott (gehütet) et Nachts vor't Wild. Dat (als) e da't Nachts is datte da heu't, da geit et in den Holte: „ho, ho, hop, hop!“ un hört dat Hunnegebelle. Un da duuert et nich gar lange, da brickt de wille Jäger rut ut den Holte mit sienen Hunnen un kümmet stracks up düssen Hermanne los. Un da maken sik dä Hunne eran an Hermanne un rieten ne de Strümpe kort un klein aan Beinen. Un düsse wille Jäger dei kümmt op ne los, det Gesichte war ewest wie Spinnewebe, ganz blaß, davon hätt düsse Hermann sienen Doot enommen.

* Nr. 21. Der Schatz.

Ein Mann namens Busch in Hüttenrode vergrub einen Kessel voll Geld und sagte dabei: wer ihn heben wolle, müsse auf einem Kessel voll Geld geritten kommen. Das hörte aber jemand, der sagte: ein Kessel voll Geld ist ein Schatz, und meine Frau ist auch mein Schatz. Darum ließ er seine Frau nackt auf allen Vieren hinkriechen und setzte sich auf sie. Er ritt hin und hackte mit der Hacke das Geld heraus. Wie er's heraus hatte, kam der Teufel und verlangte, daß er sich vor seinen Augen nochmals so auf die Frau setzte; während des Reitens trat der Teufel die Frau, da war das Geld verschwunden und der Mann hatte eine lahme Frau.

Sagen vom Rübeland und der Baumannshöhle.

Nr. 22. Die Hundekirche.

Unweit Rübeland bei der alten Burg liegt über der tiefen Sitte (dem tiefen Bruche) die Hundekirche, von der ein

Mann in Rübeland sagte, daß sie eine heidnische Kirche gewesen sei. Dort leitete ein schwarzer Mann die Menschen irre.

Nr. 23. Hüttenkobolde.

Im Rübeland nennt man die Nahrungsgeister gewöhnlich Hüttenkobolde und sagt, daß diese Feuerklumpen gewesen seien. Wenn der Nahrungsgeist des nachts in der Hütte arbeitete, so kam Bestellung. Auch ließ sich ein weißes Kaninchen sehen, wenn Bestellung kam.

Die Hüttenkobolde arbeiteten in den Feierstunden der Hüttenleute. Sie hatten dicke Köpfe. Einst ließ man einem Hüttenkobolde aus Dankbarkeit einen grauen Rock machen, und gab ihm ein paar Schuhe. Da sagte er: jetzt müsse er fort, die Schuhe wären sein Laufpaß.

Nr. 24. Geister in der Baumannshöhle.

Von der Baumannshöhe erzählt G. H. Behrens in der Hercynia curiosa, daß ein gewisser feiner Mann, welcher nicht gar weit von der Höhle gewohnet, und dieselbe denen kuriosen Reisenden auf ihr Verlangen gezeiget, sich einesmals habe gefallen lassen, ganz alleine ohne einige Gefährten mit brennenden Lichtern, wie gebräuchlich, in die Höhle zu steigen, und darinnen eines und das andere noch weiter zu erkundigen, nachdem demselben aber die Lichter in währender Durchsuchung der Höhle eines nach dem andern verloschen, und er zu seinem Unglück das mitgehabte Feuerzeug nicht finden können, habe er sich vergebens bemühet, die Ausfahrt wieder anzutreffen, derowegen er darinnen drei ganze Tage und Nacht ohne Speise und Trank zugebracht, im Finstern herum getappet, und so lange in der Irre gewandert, bis ihm endlich ein Engel in Gestalt eines brennenden Lichtes oder Feuers erschienen, und denselben aus der Höhle geführet; als er nun also wunderlich errettet worden, und unverhofft wieder aus derselben an das Tageslicht kommen, habe er solches erzählet, aber nur drei Tage darauf noch gelebet, und sei hernach gestorben. Ebenermaßen berichtet Eckstormius, wie in denen Eisenhütten bei dem Rübelande ein armer gemeiner und seinen seligen Eltern be-

kannter Mann sich aufgehalten, welcher einesmals, als die Höhle noch offen gestanden, und mit keiner verschlossenen Thür verwahret gewesen, sich unterstanden, ganz alleine vor sich in die Höhle zu kriechen, habe sich aber aus denen Klüften nicht wieder finden können, weilen er kein brennendes Licht mit sich genommen, derohalben er acht Tage lang mit Herumwandern daselbst zubringen müssen, bis er endlich durch Gottes sonderbare Hilfe hinwieder an des Tages Licht gelanget, und nach dem noch eine Zeit lang gelebet; in diesen acht Tagen aber habe er vor großer Furcht und Schrecken ganz eisgraue Haare bekommen; weilen derselbe durch viele Gespenster, wie er erzählet, auf mancherlei Art geplaget worden, denn es hätten etliche derselben ihn angegriffen, eines Diebstahls beschuldiget, und deswegen aufzuhängen befohlen; wenn er nun dieser los gewesen, sei er von andern eines Totschlages bezüchtigt, und daher zum Schwert verdammet worden.

Sagen von Elbingerode und der Umgegend.

Nr. 25. Die braunschweig-hannöversche Grenze zwischen Elbingerode und Hüttenrode.

Unweit des Rübelandes ist im Schwefelthale die braunschweigische und hannöversche Grenze, die zugleich die Grenze der Ortschaften Hüttenrode und Elbingerode ist. Auf der Grenze ist eine Quelle, die früher eine zu Braunschweig gehörige Papiermühle trieb. Ein Schweinhirt hütete die Schweine im Schwefelthale beim Rübelande, dabei wühlte eine Sau die oberste Seite einer Glocke bloß, die in der Erde verborgen war. Der Schweinhirt machte Anzeige von der Glocke, und da diese gerade auf der Grenze von Elbingerode und Hüttenrode lag, so kamen Elbingeröder und Hütteröder darüber in Streit. Sie machten aus, wer am nächsten Morgen zuerst an Ort und Stelle wäre, solle die Glocke haben. Die Hüttenröder machten sich gegen die getroffene Abrede schon vor Mitternacht auf. Als sie die Glocke geladen hatten, hörten

sie die Elbingeröder von Ferne kommen. Schnell jagten sie davon und verloren unterwegs den Lenz von der Axe, da steckte ein Hüttenröder schnell den Finger vor und das Rad schlug ihm den Finger ab. Darum heißen die Hüttenröder jetzt noch „Stummelfinger“ oder „Stumpeldumen“ und „Klockendeif“. Sie behaupten aber, daß die Elbingeröder zu spät nach Mitternacht ausgefahren wären und darum heißen die Elbingeröder „Langeschläfer“.

Zum Wahrzeichen dieser Begebenheit ist an der Stelle, wo die Glocke ausgewühlt wurde, die Quelle entsprungen. Es ist schon versucht, ihr unter der Erde nachzugehen, aber man kann nicht finden, woher sie kommt und doch ist sie so stark, daß sie die Papiermühle trieb, die ungefähr 1849 abgebrannt ist.

Nr. 26. Der Galgenberg bei Elbingerode.

Am Galgenberge steht Geld. Vier Männer beschlossen beim Solospiel es zu holen. Sie gingen hin und fingen an zu roden. Da kam zuerst einer mit den Krücken, dann einer mit der Molle und fragte, ob er den auf den Krücken wohl noch einholen könne. Darauf kommt einer in einer Kutsche mit zwei Ziegenböcken und fragt, ob er den mit der Molle wohl einholen könne. Da sagte einer der Männer: „Ins drei Teufelsnamen über alles Gefrage!“ und alles war fort. Auf derselben Stelle ereignete sich die Geschichte vom Glockendiebstahle.

Nr. 27. Das Elbingeröder Zwergloch.

(In der niederdeutschen Mundart von Elbingerode.)

Hier ungene in Dale liet ne Klippe un da is et Quargeslock inne. Under den Locke liet ne Möhle, un da inne hat sollen ne Hochtiet sein. Allsau häbben se nu kein Geschirre da eben, wat da nu tau gehört tau dä Hochtiet. Dat häbben dä Männke schon ewnßt, un wie se nu obstat, da steit dat Gescherre da tau der Hochtiet. Wie dä Hochtiet vorbie is, da werden dei Lüte dat öwerdrissig, weil dei Männke da de vele Wirtschaft emackt häbben, un beklaen sick gegen en tange=

Digitized by Google

reiseten Herren, wu dat woll wäre, wu se dei Twerge wol los wörren. Da fänget dieser Herr an un secht: dei könnten se los wörren, wenn se nu herkömen un backten Brot wedder, denn sollen se ne Hand voll Kemmel nehmen un sollten den mank den Surdeig smieten, un wenn se kemen de Twerge un edten von den Broe, von nu an wörret taun Enne. Sein se*), un da sind se nich wedder ekommen.

Nr. 28. Zwerge auf Hochzeiten und Kindtaufen.

Von den Kindtaufen holten die Zwerge alles fort, wie sie denn auch Eheleute und Verlobte neckten. Eine Sechswöchnerin ging um Michaelis in ihren Garten, der voll von Haselnüssen war, am Berge unweit des Zwergloches. Da hörte sie ein Geräusch und eine Stimme sprach:

Härrst du nich bie'k den brunen Dust un Baldrian,
Eck woll' met diek de Klange gahn,
Et hinderste Enne soll vorne stahn.

Als die Zwerge auf einer Hochzeit in Elbingerode einst unsichtbar alles aufgegessen hatten, kam am andern Tage zu der jungen Frau ein Zwerg und bettelte um die Überbleibsel von der Hochzeit, hatte aber nur seinen Spaß mit ihr. Der Zwergkönig Echwaldus hielt sich in einer Mühle bei Elbingerode auf.

Sagen von Blankenburg und Umgegend.

Nr. 29. Die Teufelsmauer.

In alter Zeit wollte der Teufel einmal mit dem lieben Gotte die Welt teilen. Sie beschlossen, wenn der Hahn zum dritten male krähe, ehe der Teufel eine Mauer um die halbe Welt gelegt haben würde, so hätte er verloren. Der Teufel verlor. Was er gebaut hatte, bis der Hahn zum dritten male krähte, ist die Teufelsmauer. So wird in Friedrichsbrunn erzählt.

*) Sehen Sie.



Nr. 30. Die weiße Frau und der Brunnen vom Blankenburger Schlosse.

Auf dem Schlosse zu Blankenburg zeigt sich eine weiße Frau mit Schlüsseln, mit denen sie oft zur Nachtzeit rasselt. Sie soll besonders zur Winterszeit bei Schneewetter, ferner zur Kriegszeit (sie kündigte Krieg an) und bei Unglücksfällen in der Familie erschienen und im Lesezimmer des Schlosses mit einem Hündchen abgebildet sein. Dies Hündchen, ein kleines weißes Spitzhündchen, sah man auch mit ihr gehen. Bei einer Hochzeit, die bei Schneewetter im Schlosse abgehalten wurde, vernahm man das Gerassel von Wagen, und doch war nachher niemand zu sehen. Den Lärm hatte die weiße Frau verursacht. Diese Schlüsseljungfer verschwand stets bei dem Brunnen auf dem Schlosse. Im Brunnen befindet sich ein Kasten mit Schätzen, der noch nicht gehoben werden konnte.

Sagen von Michaelstein und Heimburg.

Nr. 31. Evergodesrode, Volkmarstein und Michaelstein.

Einige hundert Jahre vor der Anlegung des Stiftes Michaelstein soll über demselben in dem rauhen großen Harzwalde auf einer ziemlich hohen Klippen, unter welcher ein schöner heller Brunnen herfür quillet, ein frommer Einsiedler oder sogenannter Klausner, derer damals sich viele in denen rauhen Gebirgen aufhielten und ein strenges Leben in Fasten und Beten führeten, gelebet und daselbsten eine kleine Wohn- und Bet-Klause vor sich erbauet, auch mit Namen Volkmar geheißen haben. Weiln er nun nach damaliger Zeitbeschaffenheit an solchem Orte gar einen ernsten und stillen Wandel geführet, habe er dadurch verursachet, daß man nicht allein ihn den heiligen Volkmar benennet, sondern, seiner Heiligkeit sich teilhaftig zu machen, haben sich auch unterschiedene stille Brüder zu ihm begeben und gleiche Lebensart mit ihm ungetreten, daß

sie nach ihrer damaligen Erkenntnis fleißig in ihren selbstgemachten Klausen und Höhlen gebetet, und mit weniger Speise, so ihnen entweder von gutherzigen Leuten zugeschicket worden, oder sie sich selbsten in der Wildnis bereitet, sich vergnüget, darbei aber auch einige sonst gelernte Handarbeit zu ihrer besseren Erhaltung getrieben, und fürnemlich in einer nahe bei ihrer Wohnung eröffneten Marmorgruben die schönsten Marmelsteine gebrochen und an andere überlassen haben. Welcher Steinbruch nachmals eingegangen, daß man wenige Merkmale anitzo davon finden kann. Hierdurch haben diese Brüder und Einsiedler mit ihrem sogenannten heiligen Volkmar sowohl Gelegenheit als Mittel bekommen, zu Erweckung ihrer mehrern Andacht eine neue Kapelle oder kleine Kirche an gedachten Ort bei der Klause dieses ihres Vorgängers, so man noch St. Volkmarstein in dem Harze nennet, aufzuführen, in welcher sie insonderheit, weiln sie einige Reliquien von der Jungfer Marien und deren Begräbnis in Besitz zu haben vermeinten, zu Ehren dieser Mutter Gottes ihr ein Begräbnis oder Grabmal, so das Grab Mariae nachgehends genennet, und in solchen die angegebenen Reliquien geleget worden, aufgerichtet, und mit vieler schöner Arbeit versehen haben, und soll dieses geschehen sein zur Zeit Kaiser Heinrich des Voglers und seines Sohnes Kaiser Ottonis des Großen, dahero des erstern Gemahlin, die Kaiserin Mechtildis, so zur geistlichen Stiftung und Schenkung sehr geneigt, auch damals das herrliche Stift in Quedlinburg, so nur etwa zwei Meilen unter der Michaelsteinischen Gegend lieget, aufrichtete, zu solcher im Harz erbaueten Kirchen besagtem Volkmar und seinen Brüdern ihr ohnweit davon gelegenes Gut zu Kepferungsrode, so nachmals von dem gemeinen Manne Kipperode genennet worden, nebst andern Stücken geschenket, welche sämtlich hierauf Kaiser Otto I. im Jahr 956 dem damals angelegten Stifte inkorporieret hat. Man setzet auch ferner hierzu, daß nach dem Absterben des St. Volkmari durch die obgedachten Reliquien bei dem gemeldeten Grabe der Jungfrau Marien sich unterschiedene Wunder, insonderheit durch Kurierung vieler Krankheiten, haben spüren lassen, womit die anwesenden Einsiedler und Klerici viel Geldes gelöset, und selbige also diesen Ort über zweihundert Jahr bewohnet. Als

aber in denen folgenden Kriegeszeiten durch die Räuber und Buschklöpper der Harzwald sehr unsicher gemacht und folglich auch diese wenige geistliche Brüder auf dem St. Volkmarsteine dadurch höchst verunruhiget, sie aber zum Teil auch müde wurden, in so entlegenem Walde auf hohen, rauhen und unfruchtbaren Klippen länger zu wohnen, als wurde zu Anfang des zwölften Seculi Graf Burchard zu Blankenburg bewogen, sein zwischen Blankenburg und Heimburg vor dem Harzwalde gelegenes Gut, Evergodesrode damals genannt, vorgedachten Harz-Einsiedlern von St. Volkmar nicht allein zur sichern Wohnung einzuräumen, sondern ihnen auch daselbst eine Kirche zu ihrem Gottesdienst aufzubauen, welche hernach von dem Bischof zu Halberstadt, gleichwie die erste zu St. Volkmar, in die Ehre des Erzengels Michaelis eingeweihet, und der ganze Ort und vorgenanntes Gut Evergodesrode, Michaelstein oder Michelstein genennet worden. Besagter Graf Burchard von Blankenburg begab sich auch hierauf gänzlich seiner Regierung, und ward ein Konversus bei diesen Brüdern in der Michelsteinischen Kirchen, schenkte aber an solche noch zuvor den ganzen Stoffenberg bei der lütchen Lauenburg, beredete auch die damals lebende Abtissin in Quedlinburg, namens Beatrix II., daß sie unterschiedene obberührte, zu ihrem Stift gehörige Güter an die Kirche zu Michelstein übergab, damit die angelangten Volkmarischen Brüder davon desto austräglicher und besser leben könnten. Besagte Abtissin erlangte aber auch damit bei dem damaligen Papste Innocentio II., daß sie anno 1139 nächst mehreren andern Stücken die Konfirmation über diese Michelsteinischen Güter erhielt, wobei aber zu behalten, daß damals dieses Michelstein noch nicht zu einem ordentlichen Klosterstifte vor einige Regulier-Mönche angeleget war, sondern es lebten nur einige wenige Irregulier-Geistliche und Einsiedler, so von St. Volkmar gekommen, bei der neugebaueten Michaliskirchen, welche ihre Wohnungen in denen daselbst befindlichen Häusern des gewesenen gräflichen Gutes Evergodesrode genommen, und den Kirchendienst dabei verrichteten; jedoch ist bald darauf dies Michaelstein oder Michelstein zu einem Kloster vor Cisterienser-Mönche aus dem alten Kamperstifte, so von Aulesburg durch die Stifter anhero berufen, angeleget worden.

Nr. 32. Der Mönchenmühlenteich.

Im Mönchenmühlenteiche bei Kloster Michaelstein sitzt eine Frau. Sie geht daran umher in weißem Kleide mit einem Bunde Schlüssel, und zwar am Kruggarten vorbei bis nach der „Geldmünze" im Kloster. Nicht allein die Kinder in Blankenburg, sondern auch die in Heimburg werden aus dem Mönchenmühlenteiche bei Kloster Michaelstein gezogen. Im Mönchenmühlenteiche sitzt ein Nickelmann.

Nr. 33. Das Teufelsbad.

Das Teufelsbad bei Kloster Michaelstein hat keinen Grund. Im Teufelsbade pflegte eine weiße Jungfer zu verschwinden. Im Teufelsbade kam ein Schächtelchen geschwommen, darin war ein Kind, es war aber sogleich wieder verschwunden. Beim Teufelsbade befindet sich der Jungfernpaul. Dort zeigte sich eine Jungfer.

Nr. 34. Der Hirsch auf dem Propstberge und am Klostergrunde.

Auf dem Propstberge unweit Michaelstein ging ein Hirsch mit goldenem Halsbande, hinterließ aber keine Spur, der Hirsch war weiß, eine Jungfer von Michaelstein gehörte dazu. Auch am Klostergrunde bei Michaelstein ging ein weißer Hirsch.

Nr. 35. Die Hünensteine.

Zwischen Benzingerode und Heimburg sind drei im Triangel stehende sogenannte Hunnensteine merkwürdig.

Man erzählt mündlich: drei Hünen auf der alten Burg Heimburg hätten um die Wette geworfen und eine Prinzessin sei der Preis der Wette gewesen. Der jüngste aber habe am weitesten getroffen. 80 Pferde bringen seinen Stein nicht fort. Es ist dies wohl der Stein am Wege zwischen Heimburg und Silstedt, der ein so gar eigentümliches Aussehen hat, daß er wie ein bemooster Weidenbaum dasteht und jedem auffällt.

Es wird auch erzählt: drei Schwestern hätten durch den

Steinwurf um einen Pflüger gewettet und die jüngste habe gewonnen. Noch andere erzählen: die drei Hünensteine seien vom Regensteine aus geworfen worden.

Nr. 36. Untreue Baumbreite.

Zwischen Halberstadt und Heimburg liegt die untreue Baumbreite, neben dem Osterholze. Dort begegnete einem Reiter ein lahmer Bettelmann und wies in einen Baum, wo seine Krücken hingen, sagte auch, daß ein Übermütiger sie dort aufgehängt hätte. Der Reiter stieg ab und kletterte hinauf, sie herunter zu holen. Der Bettelmann aber, der sich nur lahm gestellt hatte, schwang sich auf das Pferd und jagte davon.

Sagen vom Regensteine.

Nr. 37. Der Name Regenstein.

Anno 479 toch de Königk Melverikus to Doringk myt Macht over d'en Hart, unde wolde de Sassen vordryven wedder ut dem Orde des Landes, vor dem Harte, dar nu Reghensteyn unde Warnigerode licht, unde de Sassen kemen öme underwegen in de Möte*) by dem Torppe Bedekenstidde, dar floghen se de Doringk, dat der vele dot bleven, by vyff dusent, de Königk to Doringk nam de Flucht, unde vele siner Lüde. Na düssen Stride gingen de Sassen to Rade, na deme dat yt vor dem Harte wat noch woyste was, unde geven eynem eddelen Manne, de was strytbar, unde wanede in dem Torppe to Beddekenstidde, de heyt Hateboldus, eyne Stidde vor dem Harte to buwende, wur öne dat bet bevelle; so rechte he sik na örem Rade, unde reyth vor dem Harte here, unde fand eynen groten Steynen-Berch, unde sprack, düsse Steyn iß gereghent, darupp schall myne Woning wesen, unde buwede upp

*) Entgegen.

den Steyn eyne Borch, unde wart geheten de Grave to Reghensteyne, unde buwede Blankenborch unde Heymborch.

Nr. 38. Steine auf dem Regensteine.

Auf dem Regensteine ist ein Loch vorhanden, welches mit allerhand kleinen Steinen, die nicht auf dem Berge, sondern nur in der Ebene gefunden werden, angefüllet ist, und wollen die Führer vor gewiß berichten: daß solche Steine von denen bösen Geistern hieher gebracht würden, denn wenn man dieselben herausnehme und hinweg trage, so kämen doch alsobald wieder andere hinein, ja auch oftmals diejenigen, welche man heraus genommen hätte. Es werden auch von ihnen viele Abenteuer erzählet, so sich bei diesem Loche sollen zutragen haben mit denjenigen, welche sich erkühnet, freventlicher Weise etwas darbei vorzunehmen.

Sagen von der Harburg, von Wernigerode und Nöschenrode.

Nr. 39. Der Kreuzberg.

Die Zwerge vom Kreuzberge schoben einst den Menschen eins ihrer Kinder unter. Da nahmen die Menschen eine halbe Eierschale, Wasser darin zu kochen, und das Zwergkind sagte: „Mutter, wat wutte da maken?" Die Mutter sagte: „Dik Thee inne kooken." Da sagte das Kind:

„San bin ick doch sau volt
Wie de Schimmelwoolt,*)
Dreimal e hacket un dreimal e koolt,
Un häwwe noch nich e sein in de Eierschale Water koken."

Damit war das falsche Kind fort und das rechte wieder da. Es war gebracht von einem Zwerge, der sagte dem Knaben:

*) Schimmerwald.



er sollte auf den Sonntag allein vor das Zwergloch kommen und rufen. Er erzählte aber, daß die Zwerge äßen von Silber und Gold. Zeug hatte er von den Zwergen bekommen, wenn das zerriß, strich ein Zwerg mit der Hand darüber und es war heil; hatte er ein Loch im Kopf, so ward von den Zwergen mit bloßer Hand darüber gestrichen und es war heil: er hatte das eine Bein meist in der einen Hand gehabt, auf dem anderen hatte er gehuckt. Er hatte gesessen auf einer Hütsche, zum Schlafen kroch er in eine Mütze, dann trugen sie ihn wohin und er schlief besser wie im Bette. Er wäre dann fortgewesen, wüßte nicht wohin, sagte er. — Den Sonntag brachten die Seinen ihn aus dem Thore. Vor dem Loche rief er einen Namen und der Gerufene stand da und machte ihm Vorwürfe, weil er geschwatzt habe. Doch sagte er: wenn er sich gewaschen habe, solle er vor den Tritt gehen, dann solle Geld daliegen, dafür solle er verschwiegen sein. Zum Anfange bekam er 100 Thaler, 10 Thaler sollte er seiner Mutter geben, das übrige verborgen an bestimmte Leute. Er solle sich aber ja des morgens vorher erst jedesmal waschen. Es zeigte sich, daß er drei Tage fortgewesen, vor dem Loche war es aber nicht dunkel geworden. Seinen Eltern gab er einen Teil des Geldes. Am anderen Morgen lagen da für ihn 4 Gr., für die Mutter 4, für den Vater 8, also gerade das Tagelohn. So ging es einige male, bei den Eltern aber erwachte die Neugier. Die Frau stand einst auf und sah den Jungen das Geld wegnehmen, bekam aber dann sogleich einen Nasenstüber, und dabei rief es: so neugierig („nie-tie'g") wie du sind alle Frauensleute! Ihre Nase schwoll an, der Doktor wollte den Ursprung der Krankheit wissen. Sie aber schwieg, verlor die Nase und verfluchte den, der das Geld gebracht haben sollte. Der Knabe wurde zum Sonntag um 11 Uhr wieder nach dem Kreuzberge bestellt. Dort gab die Erscheinung ihm einen Topf, da sollte er hineinstippen und seiner Mutter die Nase wischen, dann würde sie gut werden, ebenso aber würde es helfen, wenn sonst jemand krank oder verwundet wäre. Und so geschah es auch. Der Junge aber wurde zuletzt Ritter von der Harburg, die Quarge von der Harburg mußten fort und zogen bei Nacht und Nebel ab. Die zwei ältesten mußten alles aus dem

Loche ihm zu Füßen legen, auch alle Nebelkappen. Die Zwerge wurden gefragt: wohin sie wollten? Nach Goslar in den Rammelsberg zum Kaiser Otto, antworteten sie. Der Ritter setzte danach eine Nebelkappe auf und in dieser wünschte er, daß sein Schloß auf dem Berge gegenüber stände, da stand's da und guckte plötzlich gegen die Harburg, auf der sein Schloß bisher gestanden hatte. Der Ritter aber nannte sich den roten Ritter, und nach der roten Farbe, nach der er selbst sich nannte, hieß er auch das neue Schloß Warnige-rooe. Und weil sein Schloß fortgerückt war, nannte ers: Warnigerode-Rochefort.

Nr. 40. Sagen von der Harburg.

Ein Graf von Wernigerode wohnte auf der Harburg. Er wünschte sein Schloß einst auf die Stelle, wo es jetzt steht. Seine Frau sagte, er möchte ins unterirdische Gewölbe gehen und mit den Geistern reden. Das that er auch und zuerst kam der erste der Geister und sagte, wie er sie so beunruhigen könne. Er sagte nun, daß er sein Schloß auf jenen Platz wünsche. Als er schlief, sprach eine Stimme: „Husch, husch, Rochefort!“ Am anderen Morgen stand das Schloß auf dem Platze gegenüber, von wo es noch jetzt in die Lande schaut.

Der Vorberg, den man beim Besteigen der Harburg bei Wernigerode von Küsters Kamp aus überschreitet und welcher, ein Plateau bildend, „Rutsche fort“ heißt, soll diesen Namen daher haben, daß der Teufel, entrüstet über die Aufrichtung eines Kreuzes auf dem Kreuzberge, welcher nördlich von der Harburg liegt, in der Absicht, dieses Kreuz und die Kapelle zu St. Theobald zu zerstören, die Burg, welche dem Berge den Namen der Harburg gegeben, von diesem fort geschoben und über das Plateau „Rutsche fort“ auf den gegenüber liegenden Schloßberg gebracht habe; doch erreichte er seinen Zweck nicht. Kreuz und Kapelle blieben verschont, die Versetzung der Harburg auf den Schloßberg aber veranlaßte, daß von dem Grünstein-Dyk, welcher im Tiergarten hinter dem Eingange in diesen vom Schloß- und Theobaldskirchhof sich erhebt, eine bedeutende Partie da herausgerissen wurde, wo jetzt in demselben ein Steinbruch liegt.

Nr. 41. Die Glockenblumen oder Pfingstrosen auf den Zwölfmorgen.

Auf den Zwölfmorgen wachsen gelbe Glockenblumen, auch Pfingstrosen genannt. Man sagt, sie seien sonst nirgends zu finden und ständen auf den Zwölfmorgen als ein altes Vermächtnis und zum Andenken daran, daß dort zu der Zeit, als noch auf der Harburg ein Schloß gestanden, ein Lustgarten gewesen sei.

Nr. 42. Papen-Annecke.

Bei Papenannecke zeigt sich eine Jungfer und geht über den Organistenkopf bis nach dem Leichensteig auf dem Rasselberge. Sie war die Tochter des Grafen auf der Harburg, liebte einen Jäger und wurde von ihm am Organistenkopfe erschossen, wo sie als Wilddieb verkleidet, damit niemand sie erkennen sollte, auf ihn wartete. Zuvor hatte er einen sehr großen Hirsch geschossen. Im Sterben aber wünschte sie sich, daß sie immer diesen Weg gehen müßte.

Nr. 43. Der Kuhlkropf.

Eine Frau von der dritten Mühle über Nöschenrode wollte sich einsegnen lassen. Als sie über die große Brücke ging mit dem Kinde im Laken, wie es damals Sitte war, rief eine Stimme aus dem Wasser: Kuhlkropf, wo willst du hin? Das Kind antwortete:

Ich will nach der Lieben-Frauen
Und mich lassen weihen,
Daß ich mag gedeihen.

Sie warf darauf das Kind ins Wasser und nun war nichts zu sehen, es war verschwunden. Als sie nach Hause kam, lag ihr wirkliches Kind in der Wiege.

Nr. 44. Ursprung der Stadt Wernigerode und des Rathauses.

Zwei Schwestern, so wird erzählt, erbauten Wernigerode, zuerst das Westernthor und die Westernstraße. Über dem Westernthore erbauten sie auch den Turm, darin wohnten sie,

denn sie hatten eine große Furcht, daß der Feind käme, der damals noch mit Flitzbogen schoß und dem Turme nichts anhaben konnte. Sie schauten aber von ihrem Turme weit ins Land und was sie bedurften, ward an einer Winde, woran ein Kasten war, heraufgezogen, denn sie hatten unten eine Frau stehen, die für sie einkaufen mußte. Damals waren die Preise ganz gering, für vier Groschen kaufte man einen Scheffel Roggen und das Arbeitslohn betrug nur zwei Pfennige. Beide Schwestern sind auf dem Westernthorturme gestorben und dort verfault, das Seil aber, das mitten im Turme herunterging, war noch lange zu sehen. Nachher war ein Kuhhirt auf dem Felde und rodete mit seinem Stocke eine ganze Braupfanne voll Geld heraus. Der erbaute das Rathaus. Er soll auch oben am Rathause mit Hund und Horn abgebildet sein.

Nr. 45. Der spukende Schimmel vom Wernigeröder Rathause.

Einstmals ließ der Bürgermeister in Wernigerode einem Fuhrmann ein Pferd abpfänden, gleich darnach kam die Unrechtmäßigkeit der Pfändung an den Tag. Der Bürgermeister aber ließ das Pferd anstatt es zurückzugeben nun sogleich totschlagen. Der Fuhrmann machte kurzen Prozeß mit dem Bürgermeister und sagte: ich wünsche, daß mein Pferd Ihnen auf ewig den Besuch abstattet. Hiernach stand einstmals ein Mann auf Posten vor der (alten) Post des nachts von 12 bis 2 Uhr. Auf einmal ist ein Schimmelpferd ohne Kopf von dem Ratshof herausgekommen, ist über den Markt weggegangen, in der Heidegasse nieder und neben dem sogenannten Klarenloche in dem Heidemühlengraben heruntergegangen und unter der Stadtmauer durch bis auf den Kirchhof, von da denselben Weg wieder zurück und der Posten hat es hin und zurück verfolgt. Auf dem Rückwege ist es zwei Menschen begegnet, vor denen hat sich das Schimmelpferd hochgebäumt, als wollte es die beiden Menschen niederhacken; diese haben sich aber so erschrocken, daß sie zur Erde gesunken sind, dann sind sie zu Hause gegangen und am anderen Morgen haben beide Menschen dicke Köpfe gehabt und einer davon ist kurz

Digitized by Google

darauf gestorben. Das Schimmelpferd hat mancher Mensch am sogenannten Wasser- oder Mühlenkulke watscheln sehen, darum heißt es immer noch: auf dem Mühlenkulke spukt das Pferd ohne Kopf.

Nr. 46. Reiter verschwindet im Teich am Wolfsholz.

Einstmals gingen mehrere Leute nach dem Hostberge (welcher links am Wege von Wernigerode nach Benzingerode liegt und gewöhnlich der Kalkberg heißt), um sich Kräuter zu holen. Als sie sich Kräuter genug gesucht hatten, sagten sie untereinander: „laat uns mal in den Torme rop gahn, wei wilt mal sein, wie dat da oben utsieht.“ Sie gingen hin nach dem Turme; als sie ein paar Stufen hinaufgegangen waren, kam jemand auf dem Pferde zur Treppe heruntergeritten, jedoch wurden sie gewahr, daß der Reiter keinen Kopf hatte, das Pferd bäumte sich, als wollte es die Leute niederhacken. „Ach du leiber Gott, dei Keerl hat ja keinen Kopp! Lopet, lopet!“ Damit liefen sie fort; auf einmal guckten sie sich um und sahen, daß der Reiter ohne Kopf hinter ihnen durchgesprengt kam. Sie liefen was sie nur konnten, der Reiter jagte ebenfalls, aber er holte sie nicht ein. Sie gelangten bis an das Wolfsholz, da wandte sich der Reiter, und ritt am Wolfsholze nieder bis vor den Wolfsholzteich; die Leute sahen dem Reiter ohne Kopf nach, vor dem Teiche bäumte sich das Pferd und sprang mit dem Reiter in den Teich hinein.

Nr. 47. Sage vom alten Wernigeröder Waisenhause.

Eine vornehme Dame zu Wernigerode hatte zwei uneheliche Kinder. Diese setzte sie aus und die Stadt Wernigerode nahm die Kinder in das Waisenhaus, welches dann abbrannte. Zu der Zeit aber war eine große Teuerung, den Waisenkindern wurde das Brot sehr knapp zugereicht. Da erhielten die beiden Kinder einst gemeinsam ein Brot und darum schlugen sie sich einander tot. Die Mutter hatte die Kinder immer beobachtet, aber, um sich nicht zu verraten, trotz ihres Reichtums nicht gewagt, ihnen beizuspringen. Als sie den Mord erfuhr, grämte sie sich zu Tode, und es soll noch immer in dem

Digitized by Google

alten Waisenhause, das früher ein altes Kloster gewesen sein soll, gespukt haben. Auch das Blut der beiden Knaben soll in dem alten Waisenhause immer noch zu sehen gewesen sein.

Nr. 48. Feuersbrunst.

Es war einst ein junger Bursche in Wernigerode, der wohnte auf der Heide, derselbe hatte eine Braut, die diente auf der Burgstraße. Eines abends ging er hin zu seiner Braut nach der Burgstraße, er hatte sich bis 11 Uhr bei ihr aufgehalten als er von ihr wegging, und kam unten auf die Burgstraße vor das H.'sche Haus, da fegte eine weiße Gestalt vor der Hausthür mit einem Besen. Weil das ihm auffallend war, so fragte er: „was soll denn das bedeuten, daß hier bei Nachtzeit noch die Thür gefegt wird? man kann doch keinen Staub sehen." Darauf antwortete die weiße Gestalt: „ich bin ein Geist, und so rein wie ich die Straße diese Nacht fege, so rein wird über's Jahr die Straße von Häusern sein; denn es wird eine große Feuersbrunst ausbrechen, da werden die ganzen Häuser auf dieser Straße abbrennen," was denn auch wirklich geschehen ist. Doch soll der alte Graf (Christian Ernst) das Feuer besprochen haben, daß dasselbe hat können nicht ordentlich auswüten. So sind denn noch einige Häuser auf der Burgstraße stehen geblieben, aber das Feuer hat ordentlich laut gebrüllt, und hinter den alten Grafen ist die Flamme immer so rasch durchgeschlagen, wie er auf seinem Pferde zur Straße herauf galoppieret hat.

Nr. 49. Wasserleitung auf Schloß Wernigerode.

Der Graf hatte erfahren, daß in der Stadt Wernigerode ein sehr geschickter Mann namens O . . . . wohne, den ließ er zu sich kommen und trug ihm vor, ob er nicht ein laufendes Wasser ihm auf sein Schloß führen könnte. Jener erklärte: Wollt Ihr mir die Verbrecher, die Ihr in Eurem Gefängnisse habt, losgeben, so will ich meine Kunst zeigen. Der Wunsch soll Euch gewährt sein, war die Antwort. Darauf machte O . . . . ein Verbündnis mit dem Satan, dem er seine Seele versprach, und fing mit seinen beiden Gefan-



genen die Wasserleitung an abzugraben. Sie hatten die Leitung aber noch nicht ganz fertig, da ließ O . . . . dem Satan merken, daß er ihn betrügen wollte und dieser zerstörte den Bau selbst. Das hatte O . . . . nur gewollt. Durch diese erste Zurichtung hatte O . . . . sich so viel Kenntnis erworben, daß er eine neue Leitung machte und das Wasser glücklich oben auf das Schloß brachte. Dafür stellte der Graf O . . . . es frei, er könnte für seine Mühe sich entweder die sogenannte Charlottenlust, oder die Heidemühle, die zu jenen Zeiten eine Zwangsmühle gewesen ist, nehmen; O . . . . nahm die Mühle. Weil nun der Satan keine Tücke an dem O . . . . ausüben konnte, so stellte er das Wasser statt in der alten Stadt in der Neustadt herunter, dadurch verlor die Mühle so viel Wasser, daß er nicht fortwährend mahlen konnte, und der Mahlzwang ist von der Mühle genommen, weil er den Leuten ihr Getreide nicht immer mahlen konnte.

Sagen von der Mönchenlagerstätte, von der Himmelpforte, von Drübeck, Altenrode und Darlingerode.

Nr. 50. Der verhängnisvolle Hahnenkräh.

Im Bauernkriege konnten die Bauern das Kloster Himmelpforte nicht finden. Da verriet es in der Morgenfrühe ein Hahnenkräh.

Nr. 51. Der Bischof.

Die Mönche von der Himmelpforte flüchteten bei der Zerstörung des Klosters nach der Mönchenlagerstätte. Der Bischof (Abt) konnte nicht marschieren und starb da. Die Mönche begruben ihn in einem goldenen Sarg, darum herum legten sie

einen zinnernen, dann einen hölzernen. So oft man die Särge ausgraben wollte, kamen die Mönche und vertrieben diejenigen, die es wollten.

Nr. 52. Der Weinkeller von der Himmelpforte.

In Drübeck war eine Hochzeit, da wurde der Wein zuletzt alle und das Mädchen sollte mehr holen. Sie fragte: wo? und aus Scherz sagte man ihr aus der Himmelpforte. Als sie da hinkam, war da ein Keller mit Fässern und auch ein großer Mann, der füllte schweigend ihr Faß. Der Wein mundete der Hochzeitsgesellschaft köstlich und als er alle war, wurde das Mädchen noch einmal nach der Himmelpforte geschickt. Da fand es aber den Keller nicht wieder.

Eines Dingemeiers Tochter brachte Bier zu ihrem Vater, die Arbeitsleute tranken es aus und hatten noch Durst. Darum schickten sie die Kleine nach der Himmelpforte, Wasser zu holen. Sie pflückte aber erst Erdbeeren, da kam ein klein Männchen und fragte, wer ihr die Erlaubnis dazu gegeben hätte. Da sagte sie, weshalb sie gekommen, und er führte sie in die Himmelpforte. Dort erhält sie zwei Flaschen. Die Arbeiter wurden davon ganz berauscht und verfielen in Schlaf. Als dieses Dingemeiers Frau später niederkam, sollte das Mädchen aus der Schenke in Drübeck ihrer Mutter eine Erquickung holen, die aber ging jetzt nach der Himmelpforte und brachte auch wirklich der Wöchnerin von daher Wein.

Nr. 53. Der Schweinehirt von Drübeck.

Der Schweinehirt und der Kuhhirt vom Drübeckschen Amte (dem ehemaligen Kloster) stiegen beim Mondschein nachts über's Thor, was der damalige Amtmann streng verboten hatte. Sie gingen nach der Himmelpforte. Dort mußte der Kuhhirt sich abseits setzen, der Schweinehirt aber nahm den Höllenzwang und fing an daraus zu lesen. Da kam ein großer Kerl und guckte ihm über die Schulter ins Buch. Danach kam ein zweiter unter dem Lesen, der guckte ihm über die linke Schulter. Er las weiter, da kam der dritte und guckte ihm über den Kopf. Da hörte er auf zu lesen und fragte: „is düse Nacht


Digitized by Google

wat de hebben?“ Ne, sagen sie, nur Silberservize stände auf dem Teichdamme. Sie gehen in derselben Reihenfolge, wie sie gekommen sind, wieder ab. Die beiden gehen auf den mittelsten Teichdamm und finden da einen Koffer mit Bechern von Espen-, Öhren- (Ahorn-) und anderem Holze; sie schneiden etwas davon ab und werfen es weg; der Kuhhirt nimmt aber doch zum Andenken einen Kelch, der Schweinehirt einen Becher mit. Der Amtmann will sie nachher hauen, weil sie übergestiegen sind, sie müssen sich entschuldigen und geben ihm alles hin; er stellt's über die Thür, nachher ist der Kelch Silber, der Becher Gold.

Nr. 54. Der goldene Mönch von der Himmelpforte.

Der alte H . . . . aus Altenrode hatte oftmals gehört: wenn man in der Johannisnacht mit zwei schwarzen Ziegenlämmern nach der Himmelpforte ginge, eine Wickerute mitnehme, und die ungefähr zehn Schritte vor das alte Mauerwerk lege, so würde die Wickerute hinspringen, wo die alten Mönche ihr Geld vergraben hätten. Zuerst würde ein Licht hervorkommen und ein goldglänzender Mönch würde neben dem Lichte stehen. Dann müsse man zwei schwarze Ziegenlämmer dicht vor den goldenen Mönch treiben, dann würde dieser verschwinden und eine Nonne würde kommen, die würde genau zeigen, wo das vergrabene Geld stände. Der alte H . . . . ging also in der Johannisnacht mit zwei schwarzen Ziegenlämmern nach der Himmelpforte. Die Wickerute legte er vor dem alten Mauerwerke nieder, sie hüpfte aber gleich fort und auf einmal kam ein Licht aus der Erde und ein goldglänzender Mönch stand bei dem Lichte. Sogleich ließ H . . . . seine Lämmer vor den Mönch hinlaufen, darauf verschwand dieser. In demselben Augenblicke erschien eine weiße Nonne, die bedeutete ihn, er solle ein Tuch nehmen und auf das Licht werfen, und dann sich niederlegen. Er nahm ein Tuch, warf es auf das Licht und legte sich nieder. Als er aufwachte, waren seine Lämmer und das Licht verschwunden. Er hob sein Tuch auf und es steckte ein Topf mit Silbergeld darunter, jedoch war das Geld viereckig.

Digitized by Google

In der alten Johannisnacht (11. oder 12. Nacht nach Johannis, nach dem alten julianischen Kalender, so erläuterte der Erzähler) öffnet sich die Himmelpforte.

Nr. 55. Die Türme von Drübeck.

Drei Türme von Drübeck blicken über's Land hin; wer das mit Eichenbohlen ausgeschlagene Loch findet, von wo sie ein Kleeblatt bilden, findet Golderde.

Nr. 56. Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel.

Die Prinzessin des Kaisers von Österreich (andere sagen: eine Prinzessin aus Italien) zog aus und sagte: sie wollte so lange wandern, bis sie ein Wasser fände, das ein Kreuz bilde, da wolle sie ein Nonnenhaus bauen. Als sie an einen solchen Ort kam, baute sie das Kloster Drie-Beek. Sie hatte aber einen Schweinerüssel und ließ sich silberne Tröge machen, daraus hat sie gegessen. Das Kloster wurde im dreißigjährigen Kriege verwüstet. Als sie starb, gab sie den Drübeckern den großen Forst.

Sagen von Beckenstedt, Wasserleben, Silstedt und Reddeber.

Nr. 57. Von der Linde auf dem Stukenbergsanger zwischen Charlottenlust und Beckenstedt.

Vor langen Jahren standen zwei feindliche Heere auf dem Stukenbergsanger sich einander gegenüber. Eines Tages lieferten beide Heere daselbst eine Schlacht, die zwar bei gegenseitiger Tapferkeit blutig war, aber ohne entscheidendes Ergebnis blieb. Am Abende dieses Tages, nach beendigter Schlacht, versammelte der Feldherr des westlich stehenden Heeres seine Anführer um sich, um Kriegsrat zu halten, und nach geschehener Beratung steckte er sein Schwert in die Erde und sprach zu seinem Volke: „So wahr ich jetzt mein Schwert in

die Erde stecke und daraus ein Baum werden wird, der grünet und blühet, so wahr will ich morgen meinen Feind schlagen!" Am anderen Morgen früh stand an der Stelle, wohin der Feldherr sein Schwert gesteckt hatte, eine grüne Linde, welche aus dem Schwerte entstanden war und jetzt noch an derselben Stelle steht.

Durch dieses Wunder wurde das ganze Heer zum Kampfe ermutiget und war sich des Sieges im voraus bewußt. Es wurde also früh das östlich stehende Heer angegriffen und bei der Teichmühle eine lange blutige Schlacht geschlagen (im langen Schlage), deren Ergebnis war, daß das östliche Heer fliehen mußte. Da ward in der Gegend, wo jetzt das Dorf Reddeber steht, der Ruf gehört: Redde sek, wer sek redden kann! (Es rette sich, wer sich retten kann!) wovon Reddeber den Namen erhalten hat.

Das Westheer verfolgte die geschlagene Armee bis an den Ort, wo jetzt das Dorf Minsleben liegt. Hier blieben nur die wenigsten (minimi) noch am Leben, von welchem Umstande dieser Ort seinen Namen erhalten haben soll. Erst als der Rest des geschlagenen Heeres die Gegend von Silstedt erreicht hatte, stand der Sieger von der Verfolgung ab und die geschlagenen Truppen konnten still stehen. Von diesem Stillstehen oder Stillstand, stille Stidde, soll Silstedt seinen Namen führen.

Nr. 58. Hans Christel.

In Beckenstedt sagte ein Kartenspieler: „Mich soll der Teufel holen!" Sogleich kam einer hinein, das war der Hans Christel. Da schickte der Wirt nach Vienenburg und ließ den Halbmeister kommen. Der kam und redete den Hans Christel an: „Was thust du hier? geh hin, wo du hergekommen bist." Da verschwand er, nahm aber ein Fenster mit.

Nr. 59. Kinder aus dem Wasser.

Gleich beim großen Teiche ist der Kassenborn. Man sagt in Beckenstedt den Kindern, daß sie aus dem Kassenborn oder großen Teiche gezogen würden. In Silstedt wurden die Kinder aus dem jetzt ausgetrockneten Jungfernteiche gezogen.

Die Kinder in Silstedt werden auch aus der Holtemme genommen. Früher sagte man in Silstedt auch: aus dem Jungfernteiche würden die Mädchen, aus dem Vointeiche die Knaben geholt.

Nr. 60. Verschiedene Zwergsagen.

Auf dem Knickberge zwischen Veckenstedt und Wasserleben waren bis 1777 (wo überhaupt die drei sieben die Zwerge vertrieben) Quarge oder Pater und verliehen von ihrem Vorrat Silber- und Thongeschirr. Wenn die armen Leute (wie auch in Lüttchenrode) riefen: „Backet mek en kleinen Kauken midde!" so reichten sie einen kleinen Wasserkuchen hin. Auch holten die Zwerge herein, was ihnen vor ihre Löcher gesetzt wurde. Die Löcher sind jetzt nicht mehr zu sehen. Eine alte Frau, die von den Quargen erzählte, sagte: „damals war noch eine gute Zeit!" Sie waren sehr fleißig und machten besonders den Leuten den Flachs aufs schönste und beste zurecht. Die Zwerge hatten auch eine eigene Sprache, welche die Menschen nicht verstanden, sie verstanden aber die Menschen. Die Zwerge waren sehr gefällig, wenn sie aber Kinder vertauscht hatten und die Leute trugen die ausgetauschten Kinder wieder hin, so bekamen sie ihre Kinder nicht wieder. Ein Schäfer trieb mit dem geliehenen Geschirr Schabernack, da zogen die Zwerge nach Afrika.

Eine Frau hatte ein Kind, das war groß und klug, sprach aber nicht. Einst schlug sie Eier entzwei und warf den Dotter an die Erde und die Schale in den Napf. Da sagte das Kind mit grober Stimme: „Mutter, warum thust du das?" Sogleich nahm die Frau den Knüppel und prügelte das Kind vom Hofe, denn es war als Zwergkind erkannt.

In Silstedt hatten die Leute auf der Scheune Quarge, die würfelten das Korn und holten es in unsichtbaren Nebelkappen fort. Einst warf ein Mann aber mit der Schaufel, da fiel einem Zwerge die Nebelkappe ab und er war in des Mannes Gewalt.

Nr. 61. Bericht vom heiligen Blute zu Wasserleben.

Es haben im Dorfe Wasserleben zwei Schwestern gewohnet, die eine reich, die andere arm, die arme hieß Armgart, selbige

fragte ihre Schwester, wie es doch kommen möchte, daß, obgleich sie sich es schon sauer werden ließe, sie dennoch immer sehr arm bliebe, sie aber hingegen reich würde, und doch nicht halb so sehr arbeitete; worauf die reiche geantwortet und gesagt, sie hätte unsern Herrn Gott im Kasten. Wie nun diese Armgart am heiligen Ostertage zum Sakrament gegangen und die Hostie in ein rein Tüchlein ausgespeiet mit sich nach Hause genommen, und in selbigem Tüchlein in ein klein Schränklein gethan und in einen großen Kasten verschlossen, hernachmals aber zu einer Zeit darnach sehen wollen, hat sie die Hostie mit dem Tüchlein ganz blutig befunden und sich dafür entsetzet, es aber ihrem Manne gezeiget, der sich denn noch mehr darüber erschreckt, es auch sofort dem Pfarrherrn geklagt, welcher sich nicht wenig mit Schrecken darüber verwundert und vorher benamten Bischofe Friederico hinterbracht; worauf derselbe mit aller seiner Geistlichkeit in einer großen Prozession nach Wasserleben kommen, Gott zu Lob und Ehren allerhand geistliche Lobgesänge, unter anderen auch sonderlich dieses gesungen: Christe, du bist mild und gut, hilf uns durch dein heilig Blut, durch deine heiligen fünf Wunden, daß wir im rechten Glauben stets werden empfunden. Kyrie, Eleison. Und wie die ersten zu Wasserleben einkamen, waren die letzten noch zu Halberstadt im Tum. Als nun der Bischof Friedrich das wunderbarliche Sakrament mit dem blutigen Tüchlein in aller Ehrerbietung und mit gebogenen Knieen empfing, legte er es in einen silbernen vergoldeten Kelch und wollte solches mit der Prozession nach Halberstadt in den Tum tragen; wie er aber zu Heudeber in die Kirche kommt, daselbst man etliche Lobgesänge gesungen, und den Kelch vom Altar wieder aufnehmen und nach Halberstadt tragen wollte, hat das heilige Blut im Kelche angefangen zu quellen, als wollte es gar übergehen, worüber der Bischof und seine Klerisei samt dem Volke sehr erschrocken, und vermahnete sie alle mit Thränen, Gott um seine Gnade zu bitten, und daß er ihnen hierinnen seinen Willen offenbaren wollte, wie sie sich in diesem großen Mirakel und Wunderwerke verhalten sollten, damit sie selbigem recht nachkommen möchten. Da nun solches geschehen, sprach der weise Meister Johannes Semeca Tum-Propst zu dem Bischof: Lieber Vater, es dünket mich billig

zu sein, daß dies Wunderblut an dieser Stätte bleibe, da Gott also seine Wunder gezeiget und erwiesen hat zu seinem ewigen Gedächtnis. Ließen es also dar, und ward hernach solche große Wallfahrt und Zulauf des Volkes aus allen Landen, daß daselbst geopfert wurden sechs Himten Pfennige, wovon der Bischof das Jungfrauen-Kloster zu Wasserleben zu bauen angefangen, welches nach dessen Tode vom Bischofe Ludolpho größer gemacht und vollends ausgebauet worden. Es mißfiel aber Johanni Semecae dieser Konkurs des gemeinen Volkes allezeit, und hätte ihn gerne gestillet, darum mußte noch ein Priester die blutige Hostie sumieren, den Kelch aber ließ er im angefangenen neuen Tum zu Halberstadt in einen Pfeiler vermauern und sprach: es ist der Leichnam und das Blut Christi uns zu einem anderen Gebrauche verordnet und eingesetzet. Das blutige Tuch aber blieb zu Heudeber und Wasserleben vor Heiligtum, doch kriegten die Braunschweigischen Herren auf dem Grubenhagen etwas davon, welches sie nach Eimbeck in St. Alexanders Münster brachten, und allda in großen Ehren hielten, in einer sonderlichen Kapelle.

Sagen von Ilsenburg.

Nr. 62. Die Ilsensteins-Jungfer.

Im Ilsenstein war früher das Mitjanschloß. Davon geht noch die weiße Jungfer am Ilsenstein und der Ilsenstein hat eine eiserne Thür. Die Jungfer im Ilsenstein zeigt sich alle hundert Jahre in ihrer wahren Gestalt. Zu anderer Zeit zeigt sie sich als Schlange und wer sie so küßt, erlöst sie und bekommt den ganzen Ilsenstein.

In der Ilse befand sich ein Stein wie ein Tisch, darin war eine Rundung (ein rundes Loch), worin immer ein kleiner Wassersumpf stand. Jetzt ist der Stein zerschossen. Vor ihm wusch sich immer die Prinzessin um Sonnenaufgang.

Einen Köhler, dem die Pferde — schwarze mit Blessen waren's — fort waren, traf die Jungfer und führete ihn in



ein Gemach, wo Pferdemist lag und wo die Furcht vor einem großen Hunde ihn hinderte, ihr weiter zu folgen. Zum Ersatz für die Pferde gab sie ihm Pferdemist in den Sack und einen Blumenstrauß in die Hand. Wenn er über die dritte Brücke wäre, sollte er in seinen Sack sehen und an seinen Blumenstrauß riechen. Er roch aber schon auf der zweiten Brücke an seinen Strauß und da dachte er erst wieder an seinen Sack. Er sah hinein und weil noch Pferdemist darinnen war, schüttelte er ihn aus.

Die Ilsensteinsjungfer führte den Köhler in viele Zimmer. Als das Geschenk im Wasser klang, that sie einen Kreisch und sagte: nun müßte sie wieder eine Eichel pflanzen; wenn dann daraus eine Eiche gewachsen und daraus eine Wiege gehauen wäre, so könne der sie wieder erlösen, der darin geruht hätte.

Nr. 63. Der Kobold in Ilsenburg.

Schmied M . . . . in Ilsenburg hatte einen Kobold, der machte ihm alles. Er wollte ihn einst wegbringen, da wurde für ihn ein Kleid wie für ein Sechswochenkind gemacht, ein kleiner Hut u. s. w. Die Kleidung wird neben den Ambos gelegt. Wie der Kobold als Sechswochenkind hereinkam, sagte er: „Behalten Sie den Kobold, er thut Ihnen keinen Schaden an Ihrer Seelen Seligkeit!" Es ward ein Nagel auf den Ambos gelegt, der Kobald haute ihn mitten durch, legte die beiden Hälften über's Kreuz, schlug zweimal darauf und es war ein Kreuz. Das Zeug nahm er unter'n Arm und sie hörten ihn eine Stunde lang weinen. Das Kreuz ist über tausend Thaler wert, wer's vor die Brust hängt, dem kann keine Kugel was thun.

Nr. 64. Ilsenburger Erdgeister.

Die Ilsenburger Erdgeister ließen alle Hütten in Feuer aufgehen. Es waren der Hütten in dieser Gegend sieben: auf dem Schülerhüttenkruge, in Wagenführs Mühle, bei Appenrode, im neuen Felde, vor dem Bauerberge u. s. w.

Die Leute wollten zuletzt den Erdgeistern nicht mehr ge-

horchen. Sie kamen früher des nachts und ordneten an. Sie waren so groß wie Kinder und wie mit Moos bewachsen, aber sehr vernünftig und rechtlich, zuletzt flohen sie vor den falschen Menschen. Die Erdgeister waren Zwerge.

Brockensagen.

Nr. 65. Die Mainacht.

In der Wolpersnacht (Walpurgisnacht) stellen die jungen Burschen den Mädchen Besen vor die Thür und necken sie dann am Morgen mit dem Hexenritt. Man reitet aber auch auf Bäumen und Buttertrampeln (Butterfässern) in der Mainacht nach dem Brocken. Die Hexen tanzen in der Walpurgisnacht den Schnee auf dem Brocken weg. Sie reiten dahin auf Ziegenböcken und abgenutzten Tieren, auch auf Pferden. Deshalb heißt es heutigen Tages noch am 1. Mai in Wernigerode: „Wenn ich Dir meinen Fuchs oder meinen Schwarzen nicht geborgt hätte, so lägest Du noch am Renneckenberge oder an der Pleßburg" (beides am Brocken). Oder man ruft die Leute an: „Höre, wann willst Du mir mein Geld bezahlen?" Wird darauf gefragt: Was für Geld? so heißt es: „Weißt Du nicht mehr, daß Du noch oben (auf dem Brocken) lägest, wenn ich nicht Deine Zeche für Dich bezahlt hätte?" Von den Weißdornen, woran das sogenannte Molderbrot wächst, springen in der Wolpernacht die Spitzen ab. Hieran ist, wie man in Schierke am Brocken glaubt, der Brockenbesuch in der Mainacht schuld.

Schneider Dankemeier in Hüttenrode setzte sich dort am 1. Mai nachts zwischen 11 und 12 hinter den Fischer'schen Gasthof. Er hatte sich von Tausendgüldenkraut einen Kranz aufgesetzt. Es kamen aber drei Frauen durchgesaust, die eine auf einem Ziegenbocke, die zweite auf einem Esel, die dritte auf einer Gans.



Nr. 66. Drachenschwanz.

Ein preußischer Soldat aus Wernigerode kam nach Flandern. Im Quartier wurde er gefragt, wo er her sei. Er sagte: ich bin am Blocksberge zu Hause. Da sagte Jemand: Nun, in Drübeck ist ein Pfeiler, daran steht mein und meines Bruders Namen. Wir hüteten als Jungen die Schafe und unterhielten uns oft, wie viel Hexen es in unserm Orte wohl geben möchte. Am 12. Mai, von welchem Tage an die Hirten am Harz in's Gebirge treiben und nicht mehr auf den Wiesen hüten dürfen, und der der Walpurgistag am Harz ist, machten wir einen Kreis von Drachenschwanz oder Schlangenkraut, auch Hörnkenkraut genannt, um uns her. Um 11 Uhr aber kamen die Hexen auf Besen, Heugabeln u. s. w. an, zuletzt aber fuhr unsre Nachbarin auf einem Fuder Heu ohne Pferde daher. Nawersche, nehmt uns midde! riefen wir. „Ja, Jungens sett üch op!" rief sie. Das thaten wir, nahmen aber den Kranz mit auf das Fuder und steckten ihn um uns her. „Jungens, sagt sie, nu sett üch wisse (fest)!" und da geht's davon, als wie ein Vogel fliegen thut. Als wir wieder zur Besinnung kamen, waren wir auf einem hohen Berge, da waren große Feuer, viele Gäste auf Gabeln und Ziegenböcken, und wurde getanzt und war allda die schönste Musik. Einer, der der Satan war, hatte zwei große Hörner auf dem Kopfe, ordnete die Tänze an und danach spielte er selbst mit. Die Alte war abgestiegen, wir Jungen aber zogen auf dem Heuwagen unsre Schallmay heraus und spielten auch mit. Nun kam der mit den Hörnern zu uns und sprach: Jungens, ihr könnt ja prächtig spielen, ich will euch ein besseres Instrument leihen. Da warf er uns eine andre Schallmay in den Kreis, die ging nun aber ganz prächtig, da huckten die alten Hexen wie die Stube hoch und freuten sich ordentlich. Als wir nun so eine halbe Stunde gespielt hatten, winkte er und wir mußten Halt machen. Da knieten alle vor dem Hexenaltar, dann nahm er mit den Hörnern aus dem Hexenbrunnen Wasser, goß auch zwei Eimer in das Hexenwaschbecken, daraus mußten sie sich alle waschen und wurden auch von ihm damit besprengt. Dann ging der

Digitized by Google

Tanz wieder an und um 12 war Alles verschwunden, wir Jungen aber saßen in ihrem Kranz von Kraut auf der platten Erde. Da kam der Anführer und fragte, was wir für unser Spielen haben wollten, wir aber baten nur um die Schallmaye. „Die sollt ihr behalten," sagte er. Am andern Morgen aber sahen wir, daß es eine alte Katze war, das Mundstück war der Schwanz, den hatten wir kurz und klein gekaut. Jetzt gingen wir herunter und kamen erst nach Drübeck, wo wir unsre Namen an die Säule schrieben. Mein Bruder tötete die Hexe, weil er in unser Dorf zurückkehrte, ich aber hütete mich vor ihr und ging hierher. Die Säule hat mit den Namen im Kruge zu Drübeck gestanden, bis dort ein großer Bau vorgenommen wurde.

Nr. 67. Dust und Baldrian.

Ein junger Bursche setzete sich auf den Kreuzweg, um in der Mainacht die Hexen auf den Brocken ziehen zu sehen. Er machte sich aber einen Kranz um Kopf und Leib und hatte sich über und über mit braunem Dust und Faldrian (Baldrian) umwunden. Die Hexen kamen auf Enten und Gänsen, schurrten in Mollen (Mulden), ritten auf Ofengabeln und Mistgrepen, und zuletzt kam die letzte und oberste Hexe, die sagte:

Härrest du nich braunen Daust un Faldrian,
Sau woll ik üwel mit dik de Klange gahn.

Nr. 68. Das Pferdegerippe.

Am Wolpersabend, wie die Walpurgisnacht auch im Magdeburgischen heißt, blieb ein Bräutigam so lange bei seiner Braut, daß sie ihm gestehen mußte, sie hätte nun nicht mehr Zeit, weil sie nach dem Brocken fahren müßte. So will ich auch mit, sprach der Bräutigam. Da gingen sie mit einander auf den Hof und dort stand schon ein Puterhahn und wartete auf das Mädchen, das setzte sich recht fest auf und der Bräutigam setzte sich hinter sie. Nicht lange dauerte es, so waren sie auf dem Brocken und waren so viel Menschen da, daß der Bräutigam sich schier darüber verwunderte, wollte

Digitized by Google

aber mit der Sache nichts weiter zu thun haben und weil er auch todmüde geworden war von dem Ritt, so wies ihm seine Braut ein schönes Gardinenbett, darin sollte er sich niederlegen und schlafen. Also that er auch, als er aber am andern Morgen erwachte, lag er auf der bloßen Erde in einem alten Pferdegerippe, das war das Gardinenbett gewesen. So wird in Eichenbarleben bei Magdeburg erzählt.

Nr. 69. Der Esel.

Es ist einmal ein Bräutigam gewesen. Die Braut aber und ihre Mutter waren beide Hexen. Als nun der Tag kam, an welchem die Hexen nach dem Brocken wandern, gingen die beiden Hexen auf den Heuboden, nahmen ein kleines Glas und tranken daraus, da waren sie auf einmal verschwunden. Der Bräutigam, welcher ihnen nachgegangen war, dachte: sollst auch einmal aus dem Glase trinken. Er nahm also das Glas vor den Mund und nippte davon, da war er mit einem male auf dem Brocken und sahe, wie seine Braut und deren Mutter mitten unter den Hexen waren, welche um den Teufel tanzten, der in der Mitte stand. Nachdem Alles vorbei war, befahl der Teufel, daß jede ihr Glas nehme und trinke. Das thaten die Hexen und darauf flogen sie nach allen vier Winden. Der Bräutigam stand nun allein auf dem Brocken und fror, denn es war kalt. Ein Glas hatte er nicht mitgenommen und mußte deshalb den Rückweg zu Fuße antreten. Nach einer langen und beschwerlichen Reise kam er endlich wieder bei seiner Braut an, aber die war sehr böse und auch die Mutter zankte viel mit dem Bräutigam darüber, daß er aus dem Glase getrunken hatte. Mutter und Tochter kamen endlich überein, den Bräutigam in einen Esel zu verwünschen, welches denn auch geschahe. Der arme Bräutigam war nun also ein Esel geworden und ging betrübt von einem Hause zum andern und schrie sein Ija! Ija! Da erbarmte sich ein Mann über den Esel, nahm ihn in seinen Stall und legte ihm Heu vor; aber der Esel wollte es nicht fressen, da wurde er mit Schlägen aus dem Stalle getrieben. Nach langem Umherirren kam er einmal wieder vor das Haus seiner Braut, der Hexe, und

schrie recht kläglich. Die Braut sah ihren vormaligen Bräutigam, wie er mit gesenktem Kopfe und herabhängenden Ohren vor der Thüre stand. Da bereute sie, was sie gethan hatte und sprach zum Esel: wenn ein Kind getaufet wird, so stelle dich vor die Kirchthür und laß dir das Taufwasser über den Rücken gießen, dann wirst du wieder verwandelt werden. Der Esel folgte dem Rate seiner Braut. Am nächsten Sonntage wurde ein Kind getaufet, da stellte sich der Esel vor die Kirchthür. Als die Taufhandlung vorbei war, wollte der Küster das Taufwasser wegschütten, aber der Esel stand ihm im Wege. Geh, alter Esel, sprach der Küster, aber der Esel ging nicht, da wurde der Küster ärgerlich und goß ihm das Wasser über den Rücken. Nun war der Esel erlöst, ging zu seiner Braut, heiratete dieselbe und lebte recht glücklich mit ihr.

Nr. 70. Der Hexenaltar.

Beim Hexenaltar, worauf sich auch das Hexenwaschbecken befindet, sieht man am 1. Mai Besen, Katzen und Hunde und den Tanz der Erwachsenen mit Fackeln. Unter dem Hexenaltare soll sich ein unterirdischer Gang befinden; eine Art Licht, Kobolz genannt, kommt zuweilen darunter hervor.

Nr. 71. Die Hippel- oder Tanzwiese.

Auf die Hippel- oder Tanzwiese am Beerberge bei Hasserode, welche jetzt Wald ist, gingen am 12. Mai, wo die Hexen nach dem Brocken ziehen und über die Hippelwiese kommen, vormittags die Hammerschmiede von den Hütten. Einst wollen Leute an diesem Tage ganz früh hingehen, es ist aber schon Musik da. Es sind nur Katzen, diese spielen, saufen, zechen, fressen daselbst, darunter Steigers und Faktors Katzen, auch die Katzen der Leute selbst. Die Leute sagten's nachher alle ihrem Steiger. Die Katzen kommen, wie das gesprochen wird, in die Hütte und wollen die sechs Menschen (denn so viel waren's) zerreißen, die Hüttenleute aber schlagen mit glühenden Stangen darauf.

Digitized by Google

Nr. 72. Der silberne Krug.

Bergmann Frick aus Zellerfeld suchte mit seinen Töchtern am Brocken Kronsbeeren, wurde aber dort von der Nacht ereilt, zündete ein Feuer an und legte sich daran mit den Mädchen nieder. Diese schliefen fest, der Bergmann aber wachte, da sah er eine Laterne daherkommen, die rief er an und es traten drei Männer zu dem Feuer, die leisteten ihm während der Nacht Gesellschaft. Am andern Morgen geboten sie ihm, selbst seinen Töchtern nicht zu sagen, daß sie bei ihm gewesen wären und das hat der Bergmann auch treulich gehalten. An dem Tage, wo der Bergmann gestorben ist, kommt ein Mann in seine Wohnung, bedauert seinen Tod und fragt die Töchter aus, ob ihr Vater nichts von den drei Männern gesagt hat, welche in der Nacht am Brocken bei ihm gewesen sind. Da er sieht, daß selbst die Töchter nichts davon wissen, sagt er: so möchten sie den Lohn hinnehmen, der ihrem Vater bestimmt gewesen, stellt einen silbernen Krug hin, sagt auch, der einen Schwester solle der silberne Krug gehören und der andern, was darin sei, und geht fort. In dem Kruge aber sind nichts als feine Gulden gewesen und mögen diese Männer wohl Venetianer gewesen sein.

Nr. 73. Der Braunschweiger.

Ein Andreasberger traf am Johannistage am kleinen Brocken einen Mann aus Braunschweig, der ihn aufforderte, auf nächsten Johannistag wieder dort zu sein. Er versäumete aber dies über dem Andreasberger Schützenhofe. Da ritt der Mann mit dem Schimmel auf dem Schützenhofe ein, war aber alsbald wieder verschwunden. Der Mann machte sich nun nach Braunschweig auf, nahm ein paar Schellenzüge (Schellengeläute) für den Winter mit, um sie ihm zu schenken und eine Gegengabe zu erlangen. Der bestürmte ihn mit Vorwürfen, weil er nicht am Brocken erschienen sei, hatte auch viel schönere Schellenzüge als die Andreasberger waren, die doch auf dem ganzen Harze berühmt sind, denn er konnte ja viel bessere Zuthaten aus dem Loche am Brocken holen, kaufte ihm jedoch aus Barmherzigkeit zuletzt einen der Schellen-

züge ab. So erzählte mir ein Köhlermeister unter der Achtermannshöhe vom Meiler herunter, während er ihn mit der Schaufel dicht klopfte.

Nr. 74. Der Schneidemüller und die Venediger.

Zwei Venediger kamen in Harzburg an ein kleines, am Holze liegendes Häuschen und baten um ein Nachtlager. Der Mann erlaubte ihnen zu bleiben, gab ihnen Abendbrot und führte sie am andern Morgen nach dem Brocken. Dort deckte der Eine an einer Stelle den Rasen auf, der Andre pflückte von gelben Blumen alle Knöpfe ab. Der Erste brachte nassen Grand aus der Höhle, der Andre hatte Feuer angemacht, den Grand und die gelben Knöpfe thaten sie in einen Tiegel und sie schmolzen Luffen (den groben Guß auf den hohen Öfen, der nachher erst in's Feine gearbeitet wird) davon. Der Mann bat sie auch um ein paar Stücke, sie aber sagten, für dies Jahr wäre es zu spät, auf's Jahr würden sie ihn wieder abholen, dann solle er's ihnen sagen, ehe sie in die Grube stiegen. Darauf brachte er sie wieder nach Harzburg und sie blieben die Nacht wieder in seiner Wohnung. Abends war in seiner Stube mehrere Gesellschaft, darunter auch ein Säge- oder Schneidemüller, der oben im Hause wohnte. Es wurden mehrere Geschichten und „Märeken" von Gespenstern erzählt, der Sägemüller aber sagte: er fürchte sich vor gar nichts. Da sagte der eine Venediger: er solle mit ihm auf sein eignes Wohnzimmer gehen, wie er wisse, sei dort eine Fensterscheibe entzwei, da würde etwas hereinkommen, wo er sich so gut davor fürchte wie jeder andre Mann. Sie gingen beide hinauf, der Venediger setzte ihm einen Stuhl mitten in die Stube und er selbst setzte sich vor den Tisch. Der Sägemüller sollte sich nicht rühren, nicht sprechen und nur auf die Fensterscheibe achten. Der Venediger fing nun an zu lesen und bald kam eine Art Schlangenkopf zu der Fensterscheibe herein, wurde immer länger und ging gerade auf den Schneidemüller los. Der Venediger las so lange, bis der Schlangenkopf ungefähr noch einen halben Fuß vom Gesichte des Schneidemüllers entfernt war. Da wollte der

Schneidemüller fast in Ohnmacht fallen, der Venediger aber las die Schlange wieder zurück. Als sie ganz fort war, fragte er wieder: ob er nun noch sagte, daß er keine Furcht hätte. Der Schneidemüller sprach, daß er in seinem Leben nicht wieder so reden wolle und der Venediger sagte: er solle es am wenigsten thun, wenn er in Gesellschaft fremder Menschen wäre, denn er wüßte manchmal nicht, was der eine oder der andre könne.

Nr. 75. Köhler und Venediger.

Ein Köhler kohlte oben am Brocken, da kam Jemand und bat um Nachtquartier, that sich auch an dessen Scheibensuppe (Brotsuppe) ordentlich etwas zu Gute. Danach sagte er: Nachts um 11 wollen sie auf eine Wiese gehen, wenn er ihn dann zuerst anrede, so solle er stehen bleiben, wenn er ihn aber wieder anrede, solle er mitgehen. Vorher schritt der Fremde dreimal um des Köhlers Meiler, damit das Feuer nicht ausging. Der Fremde zog im Walde ein Buch aus der Tasche und rührte ihn an. Er las im Buche und auf einmal wurde es Tag. Sie waren aber auf einer großen Wiese, da standen lauter Johannisblumen. Da sollte er pflücken, pflückte aber nur einen kleinen Strauß, der Fremde pflückte sich eine ordentliche „Wase." Danach sagte der Fremde in der Köte: es würden dem Köhler in diesem Jahre noch 3 Pferde kaput gehen, er solle doch ja das Sträußchen (das er unter die Bank geworfen hatte) aufheben. Wenn die Pferde kaput gingen, solle er nach der Stadt gehen, sich einen ehernen Topf kaufen und dafür geben, was die Pöttcherfrau dafür fordere. Darauf solle er sich 3/4 Maß Braunbier kaufen, es in den Topf geben, das Sträußchen zerschneiden und den Topf in die glühenden Kohlen, die in der Köhlerhütte waren, roden, und 48 Stunden stehen lassen. Dann solle er sich ein Loch roden und den Topf acht Tage in die Erde stellen. Wenn er ihn dann aufmache, so würde er sein Glück schon sehen. Wirklich ging dem Köhler nach sechs Wochen ein Pferd kaput, und nach vierzehn Tagen wieder zwei. Er that aber Alles, wie der Fremde gesagt hatte. Als er den Topf aufmachte, war so viel Gold darin, als er Braunbier hineingegeben hatte. So

konnte er sich seine Pferde wieder kaufen, und jetzt ist er ein Ackermann. Die Stelle, wo die Blumen standen, war aber an einem dreieckten Pfahl zwischen der Brockenspitze und dem Borkenkruge. — Nach andern Erzählungen werden die Blumen erst unter's Dach gesteckt, ehe sie gekocht und zu Gold werden, und der Köhler kauft sich zuletzt ein Haus in Hohe-Geiß.

Nr. 76. Ringeling.

Es ist einmal ein Köhler am Brocken gewesen, der hat Ringeling geheißen. Bei dem hat nachts in der Köte immer ein schwarzes Männchen seinen Besuch abgestattet. Es sind aber immer mehr solcher Männchen gekommen und zuletzt sind es zwölf gewesen. Da muß der Köhler immer rücken, bis daß er auf die Großknechtsbank gekommen ist. Da redet der Köhler die Geister an und spricht: „Ihr zwölf schwarzen Geister und Jesus war der Meister." Gleich sind sie fort.

Nr. 77. Johannisblume.*)

Sie wird Menschen und Vieh eingegeben und blüht nachts zwischen 11 und 12. Venediger haben den Samen davon in Schuhen und machen sich dadurch unsichtbar. Ein Köhlerknabe hatte solche Körner, da war er unsichtbar, sie sahen ihn nicht, wiewohl sie ihn hörten. Da ging der Junge in ein ander Land und nahm allen Kaufleuten das Geld aus dem Laden.

Nr. 78. Morgenbrotsthal.

Im Morgenbrotsthale am Brocken ist eine Quelle, davor hat ein fremder Mann gestanden und hat ein Sieb unter das Wasser gehalten und da sind lauter Perlen darin gewesen, die hat er in einen Holster, das ist in einen Ranzen gethan, und als der Holster voll gewesen ist, hat er sich die Hände gewaschen und gesprochen:

Im Morgenbrotsthale da wasch' ich mich,
Und in Vendigen da drög' ich mich.**)

*) Auch Springwurzel, am Scharfenstein.
**) Trockne ich mich.


Digitized by Google

Das Alles hat ein Mann gesehen und gehört, der dort um den Brocken herum zu Hause gewesen ist. Wie nun der fremde Mann auf einmal verschwindet, so geht der hin, liest die Perlen auf, die er verschüttet hat und liegen lassen, und dann sagt er auch:

> Im Morgenbrotsthale da wasch' ich mich,
> Und in Venedigen da drög' ich mich.

Sobald er das gesprochen hat, ist er auch in einer ganz fremden Stadt gewesen, darüber ist er sehr erschrocken und hat sich nicht zurecht finden können. Nach einer Weile begegnet ihm auf der Straße ein Mann, der fragt ihn, wie er daher käme; da erzählt er ihm Alles und der Mann sprach, es wäre sein Glück, daß er ihm die Wahrheit sage; ob er ihn denn nicht erkenne? er sei ja der fremde Mann, den er im Morgenbrotsthale belauscht habe. Da nimmt er ihn mit nach Hause und bringt ihn zu Bette und das Bett ist so kostbar gewesen, daß Knöpfe von Gold und Silber daran gewesen sind, das hat der Mann Alles aus dem Morgenbrotsthale gezogen. Als nun der Härzer am andern Morgen aufsteht, bekommt er Waschwasser und muß sich die Hände waschen, und dabei muß er sagen:

> In Venedigen da wasch' ich mich,
> Im Morgenbrotsthale da drög' ich mich.

Da ist er auch gleich wieder im Morgenbrotsthale gewesen. Als er aber wieder an den Ort gekommen ist, wo er gewohnt hat, da hat es sich gezeigt, daß er viele Jahre fort gewesen ist, und hat doch geglaubt, es sei nur eine einzige Nacht dazwischen gewesen.

Nr. 79. Vom Andreasberge unter der Waldschmiede.

An einem heißen Sommertage fuhr ein Mann aus Hasserode mit einer Schiebekarre nach dem Andreasberge, um sich zu seinem Bedarf Holz zu holen. Kaum hatte er sich einen Baum niedergehauen, so trat eine weiße Gestalt vor ihn und er erschrak so sehr, daß er sein Beil aus der Hand fallen ließ. Die weiße Gestalt war wie eine Nonne. „Erschrecke

dich nicht — redete sie ihn an — du kannst von mir viel neues erfahren, und was für dich sehr nützlich ist, wenn du thust, was ich dir sagen werde." Ich will dir Alles thun, was du mir sagen wirst, antwortete er. Die Nonne sagte: komm' und gehe mit mir. Er folgte der Nonne, sie gingen beide bis auf den sogenannten Brücknerstieg, der etwa eine halbe Stunde vom Andreasberge liegt. Beide gingen an eine Klippe, worüber ein alter Baum lag; sie sagte: rücke den Baum zur Seite, da liegt ein Kind, das nimm mit dir, was dann weiter geschieht, wirst du bald erfahren. Da hob er das Kind auf und nahm es mit nach seiner Schiebkarre, die er auf dem Andreasberge hatte stehen lassen. Kaum war er da angekommen und hatte das Kind auf weiches Moos niedergelegt, da kam ein kleines graues Männchen, das sprach: du Erdwurm, ich sage dir, gehe mit und thue, was ich dir sage. Sie gingen beide mit einander fort und kamen in ein Thal, was das Schlieksthal genannt wird. Da war ein kleines Loch, da ging das Männchen hinein und winkte ihm, er solle mit herein kommen; er ging mit hinein, es war ganz helle in diesem Gemache und es war wie eine Stube. Als er um sich blickte, sahe er dieselbe Nonne, die ihn auf dem Brücknerstiege nach dem alten Baume geführet hatte; als sie den Mann ansahe, fing sie an zu lachen, schwieg aber ganz still. Das Männchen sagte: nimm diesen Stein mit zu Hause und verkaufe denselben, merke dir diese Stelle und suche weiter nach den Steinen. Wenn du nach deiner Schiebkarre kommst, dann wird ein großer schwarzer Ziegenbock vor dem Kinde liegen; greife aber zuerst nach dem Ziegenbocke und binde denselben an deine Schiebkarre, so wird das Kind verschwinden; erschrecke dich aber ja nicht und sprich kein Wort. Dann fahre zu Hause, der Ziegenbock wird auch sobald verschwinden, du darfst aber kein Wort sagen, ehe du nicht zu Hause kommst. Wenn du gar kein Wort sprichst, dann sind wir beide erlöset; sprichst du ein Wort, so muß die Nonne ewig wandeln; sprichst du zwei Worte, so müssen wir beide ewig wandeln. Kaum war der Mann fortgefahren, da verschwand der Ziegenbock wie das Kind; auf einmal kam ein Hase auf drei Beinen. Halt! rief er. Da fiel es ihm ein, was ihm der

Mönch gesagt hatte; er schwieg, bis er zu Hause kam. Hiervon soll es herrühren, daß die Nonne noch vom Andreasberge bis auf den Brücknerstieg wandelt. Durch diesen Mann soll nach kurzer Zeit ein Bergwerk im Schlieksthale erfunden worden und soll da 136 Jahre Bergbetrieb gewesen sein. Die Stelle, wo die Kunst gestanden hat, ist noch heutigen Tag zu sehen, sowie die wandelnde Nonne auf dem Andreasberge und Brücknerstiege.

Nr. 80. Bestellungen an Katzen.

Am Hohnebruch tanzten einst sehr viel Katzen. Es lud da wer auf, rief eine Stimme: „Sag' mal zu deiner Katze: Wenn se nich keime tau düssen Danz, sollt er kosten ören Schwanz.“ Er bestellte es und hat die Katze nie wieder gesehen.

Sonst lautet die Bestellung auch: „Mietzken soll na Hänsken komen na'n Annekenbrauke!“

Nr. 81. Peter Herm.

Auf dem Schierke war der Knappe in der Mühle immer am Morgen tot. Zuletzt wollte niemand mehr dort Knappe werden, da meldete sich noch ein alter Knappe in den Fünfzigen, Peter Herm. Um elf kommt, als er in der Mühle sitzt, eine Katze und setzt sich bei's Feuer. Er sagt: „Komm her, Kätzchen, und wärme dich!“ Da kommt die zweite von der Decke und die erste sagt zur zweiten: „Komm' her, Kätzchen, und wärme dich, spricht Peter Herm zu mich.“ Da kommen zwölf Katzen, setzen sich dicht an's Feuer und haben den Mühlknappen immer im Auge. Er haut zu und haut der ersten Katze eine Pfote ab. Da springen sie alle fort. Er steckt die Pfote in die Tasche. Dies ist die Meisterin aus der Mühle und sie ist nachher krank, ihr fehlt die eine Hand. Sie wird verbrannt an den Schnörkelklippen, die knorkeln immer zu. Vor der Hinrichtung sagte sie: „Heute wird ein warmer Tag!“ Sie schlug in die Hände und lachte, das Feuer that ihr anfangs nichts. Die Klippe, sagte sie, soll meine Wohnung sein. Sie hat leinen Gewand, dazu eine

schwarze Mütze auf, die muß ihr erst abgerissen werden, ehe sie brennt, da fliegt der Satan als schwarzer Vogel fort, da verbrennt sie erst. An der Schnörkelklippe soll sie ausgehauen sein und auch gesagt haben: die Klippe soll meine Wohnung sein.

Nr. 82. Die Hohneklippen.

Drei Fräulein besuchten die Hohneklippen am Brocken und verirrten sich im Gebirge. Über den Hohneklippen, die über dem Kaiserswert liegen, trat ein Männchen zu ihnen und führte sie umher. Plötzlich verschwand es. Da kam eine Zigeunerin und sagte: wenn die eine einen Jäger heiraten wolle, so würde sie sie zurückgeleiten. Das wollte sie nicht, da verwünschte die Alte sie, daß sie drei Jungfern sein und bleiben, aber in Klippen verwandelt werden sollten. Das geschah. Ein Jäger, der hier einst auf den Anstand wollte, hörte ein Winseln. Er ging ihm nach und fand eine halbverweste weiße Jungfer. Auf seine Frage erzählte sie ihm das Geschick der drei Jungfern, führte ihn an die Hauptklippe, hieß ihn hinaufsteigen und herunterschießen, dadurch wären sie erlöst. Das that er, brach aber beim Herunterklettern von der Klippe den Hals. Es wurde ihm auf der Klippe ein Leichentext gemacht; auch wird die Klippe an jedem Johannistage von unbekannter Hand bekränzt gefunden, was aber eine sich um den Felsen schlingende und gerade um diese Zeit blühende Blume sein soll, und heißt die Kapellenklippe. Eine andre von den Dreijungfernklippen heißt die Bärenklippe. Manche nennen sie auch, ihrem Aussehen nach: die drei Käse.

Nr. 83. Wunschsumpf.

Bei den Dreikäseklippen am Brocken, nicht weit von der Jungfernklippe, ist der Wunschsee, Wunschsumpf oder Wunschbrunnen. Eines Mädchens von 18 Jahren Bruder wollte dort angeln, konnte aber keinen Grund finden. Am andern Tage nahm er ein Netz mit. Es ward im Wasser ganz schwer, war aber nichts wie Kieselsteine und Grand darin. Er warf es wieder aus und hatte ein Gerippe darin. Eine Stimme

rief: Bei Sonnenuntergang, wenn er zurückkomme, solle er noch einmal einwerfen. Er that es, und hatte einen großen verdeckten Kessel mit einem Deckel im Netz. Sie ziehen ihn heraus und öffnen den Deckel, der Rauch daraus zieht sich um den See, da steht ein großer Mönch vor ihm, der nachher in einen Felsen hineinging. Der verlieh ihm, daß er Fische fangen sollte in allen Farben, diese sollte er in Elbingerode mit seiner Schwester an einen reichen Mann verkaufen. Wirklich gab dann der reiche Mann für drei von den Fischen eine Hand voll Goldstücke. So gings drei Tage lang. Der Mann ist der Satan gewesen und will nicht, daß in dem See noch jemand fischt.

Nr. 84. Die Brautklippe.

So heißt ein Felsen vor dem Hohnekopfe und den Hohneklippen. Er wird vom Volke alle Jahre am 1. Mai, wenn die Hexen den Brocken bekränzen (andere sagen, wohl richtiger: Kurz nach Johanni), mit Blumen bestreut und bekränzt. Es wird dabei gesungen und dies soll sich aufs Heiraten beziehen. Bekränzt wird der Stein hauptsächlich von den „Beerengängerinnen", welche am Brocken Beeren pflücken, und bei diesen herrscht der Glaube, daß, wenn sie zum ersten male im Sommer an diesem Steine vorübergehen und denselben mit Blumen schmücken, sie das ganze Jahr Glück im Auffinden der Beeren haben werden. Riesen verbanden sich dort und der Fuß der Riesenjungfrau drückte sich in den Felsen ein. Man sagt auch: es sei bei dem Brautsteine Geld mit der schwarzen Katze versetzt.

Sagen von Schierke und Elend.

Nr. 85. Der Schlosser am Brocken.

Es ist einmal ein Schlosser gewesen, der ist ausgewandert, und kommt auf seiner Reise am Brocken vorbei. Hier begegnen ihm zwei Venetianer, die sind immer vor ihm hergegangen,

und sind zuletzt vor seinen Augen verschwunden. Man hat sie Dreiviertelstunden lang gesucht, aber nicht wieder finden können. Am anderen Tage aber begegnen sie dem Schlosser wieder und sagen für sich hin: „O lieben Harzer, daß ihr diese Steine nicht besser benutzet, ihr werfet häufig mit einem Steine nach einer Kuh, der mehr wert ist wie die Kuh selbst!“ Auch fragten sie ihn, ob er mit wolle. Er sagte: wohin? Da antworteten die beiden: nach Venetien. O! sagte der Schlosser, da tragen mich meine Beine nicht mehr hin. Da wollen wir schon was dafür thun, antworteten die Venetier; gehe du nur mit. Der Schlosser läßt sich beschwatzen, und die Venetier schicken ihn: er soll Schnaps holen. Wie er nun mit Schnaps ankommt, da wird der ausgetrunken und sie fangen an einzuschlafen. Wie sie aber aufgewacht sind, sind sie statt im Harzgebirge in Venetien gewesen.

Nach langen Jahren ist ihm aber der Aufenthalt in Venetien zuwider gewesen, und er hat sich entschlossen, wieder nach dem Harze zu wandern. Wie er nun nach einem mehrjährigen Marsche in Schierke wieder angelangt ist, geht er in's Wirtshaus unter eine honette Gesellschaft. Auf einmal steht er auf und sagt: Meine Herren, wenn ich keine Mittel finde, so bin ich schon in einer Viertelstunde tot, und frägt sogleich den Wirt: ob er kein Faß im Hause hätte, welches luftdicht verschlossen wäre; da sagt dieser: doch, er hätte eins; dasselbe muß er sogleich hergeben und der Schlosser schlägt sofort den Boden aus dem Fasse und kriecht hinein, läßt aber den Deckel wieder luftdicht draufmachen. Nicht lange hierauf kommt eine Kugel angepfiffen und rollt auf dem Fasse hin und her, bis sie sich matt gelaufen hat. Da springt der Schlosser wieder auf, nimmt die Kugel, ladet sie in des Wirts Gewehr und schießt sie wieder nach Venetien, und sagt hierbei: „Du sollst mich nicht töten, du sollst mich nicht töten, du bist schon selbst in einer Viertelstunde tot!“ So wird von Schierke bis nach dem Oberharze erzählt.

Nr. 86. Der Erdgeist im Mönchenloche.

Es mähten zwei in Schierke, da kam abends jemand und fragte, ob sie ihn nicht nach dem Mönchenloche bringen könnten.

Sie gingen mit bis zu dem Mönchenloche, welches immer voll Wasser steht. Dort sagte er, er wolle den Erdgeist kommen lassen, las in einem Buche und es kam jemand, mit dem er sich unterredete. Der Erdgeist bezeichnete ihm einen Gang, wo das Erz stehen sollte. Der Fremde schlief bei ihm in Schierke auf der Bank, gab ihm am anderen Morgen einen Zettel, den sollte er alle vier Wochen weiter legen, aus einer der vier Ecken in die andere. Er solle es aber nicht versäumen. Es stand darauf „Alles in Allem." Er versäumte es aber über die Zeit, da war sein Zettel verschwunden. Nach einer anderen Erzählung ging nur ein Schierikaner, namens O., mit nach dem Mönchenloche und als der Fremde zu lesen begann, da war es, als kämen die Klippen und die Bäume herunter.

Nr. 87. Der Kindtaufsvater von Schierke.

Ein Kindtaufsvater will einkaufen und ladet unterwegs den armen Sünder vom Galgen, der erscheint und ladet ihn wieder ein. Als er hin kommt, steht ein Tisch gedeckt unterm Galgen, und der arme Sünder ermahnt ihn, am Galgen jedesmal ein Vaterunser zu beten.

Nr. 88. Pferdekulk, Kaisersumpf, Wehrsumpf.

Aus dem Pferdekulk zu Schierke, wo die Pferde durchgeritten wurden, werden die kleinen Kinder, auch die Kälber herausgezogen. Eben so aus dem Kaisersumpf, welcher seinen Namen von der Kaiserwiese hat, die einem verstorbenen Manne namens Kaiser gehörte. Die Kinder werden in Elend aus dem Wehrsumpfe in der Bode geholt.

Nr. 89. Die Jungfrau von der Elendsburg.

Im Elendsthale ist eine große Klippe, darinnen wohnet eine Jungfer, die zeigt sich zwischen 11—12 Uhr mit einem silbernen Schlüssel, wer daran rührte, bekam eine Ohrfeige.

Wem die Jungfer von Elend ihren silbernen Schlüssel hin hielt, der sollte ihn mit einem Stocke hinnehmen. Das that ein Köhler, da öffneten sich durch den Schlüssel drei Thüren,

dann kam er in eine Höhle, da standen gesattelte Rosse, dahinter lag Pferdemist. Er mußte sich welchen mitnehmen; als er aber über eine Brücke ging, schüttelte er ihn ins Wasser, da klingelte er und war Gold. Der verstorbene Spormann in Elend träumte, er solle nach der Elendsburg oder der Elendsklippe kommen, ging hin und holte einen Eimer voll Gold heraus. Davon, so erzählt man sich, ist das stattliche Gasthaus „Zur deutschen Eiche“ erbaut. Es stehet aber noch ein Eimer voll Gold in der Elendsburg. Ein anderer Spormann träumte, er solle einen Koffer voll Gold aus der Elendsburg holen. Als er hin kam, lag eine blutige Pferdelende da. Er fluchte, denn er meinte, sein Traum hätte ihn betrogen; sogleich war die Pferdelende verschwunden und von dem Golde der Elendsburg bekam er nichts.

Sagen der Gegend von Stapelburg (Scharfenstein, Schimmerwald).

Nr. 90. Sieben Könige, eine Jungfer und goldene Pantoffeln im Scharfensteine.

Der Scharfenstein war früher eine Stadt, und ein Schloß, da sind sieben Könige gewesen, die sind nachher in den Scharfenstein „gewünscht.“ Es stehen dort goldene Pantoffeln und eine Jungfer schläft dort bis ihr Erlöser kommt.

Auf dem Scharfensteine zeigte sich eine Schlange. Sie hatte Moos auf dem Rücken und riß Tannen um.

Andere sagen: auf dem Scharfensteine zeige sich der Erdgeist und die Otterschlange.

Nr. 91. Die Küche mit drei Thüren.

Im Scharfensteine soll sich eine Küche und davor sollen sich drei Thüren befinden, von diesen kann die mittelste durch die Springwurzel geöffnet werden. Mit solchen Wurzeln bauen

die Wasserhühnchen, auch Eisvögel genannt, und die Grünspechte ihre Nester.

Nr. 92. Die Räuber vom Eckernkruge im Schimmerwalde.

Weit verrufen war der Schimmerwald zwischen Harzburg und Ilsenburg wegen der Räuber, die früher in ihm hauseten. Eine alte Frau, die auf Clausthal am Zellbache wohnte und deren Tochter als hochbejahrte Frau in jener Stadt um 1850 nach der Erzählung einer alten Lerbacherin noch am Leben sein sollte, wurde einmal im Schimmerwalde von der Nacht überfallen und suchte im Eckernkruge ein Obdach, da schlief sie auf dem Fußboden in der Stube. In der Nacht aber kamen viele Räuber, die führten einen dicken Mann gefangen daher, zerteileten das Fleisch und machten Wurst davon. Ehe sie das aber thaten, leuchteten sie über die alte Frau hin und kitzelten sie sogar an den Fußsohlen, um zu sehen, ob sie auch wohl fest schliefe. Hätte sie sich dabei nur im geringsten bewegt, so wäre auch sie ermordet worden. Allein sie überstand alle Proben und sah doch genau was vorging. Am anderen Morgen sagten die Räuber, sie hätten in der Nacht ein Schwein geschlachtet, ob sie denn nichts gehört hätte. Gar nichts, sagte die Alte, sie habe in ihrem Leben noch nicht so gut geschlafen als diesmal, und dabei sah sie die Räuber sehr freundlich an. Da setzten die Räuber ihr Wurstsuppe hin. Die Alte vom Zellbache aß die Wurstsuppe und lobte sie. Hätte sie nur den geringsten Ekel gezeigt, so hätte sie sterben müssen. Danach brachten ihr die Räuber eine frische Wurst, die schlug sie in ein Tuch ein und sagte, die wolle sie ihren Kindern mitnehmen, und bedankte sich viele, viele male dafür. So ließen sie denn die Räuber ihres Weges gehen. Als sie aber eine Strecke weit im Walde fortgegangen war, traten zwei Männer zu ihr, die sie nicht kannte, und fragten, wo sie denn übernachtet hätte. Weil sie nun sagte: auf dem Eckernkruge, so fingen sie an, die Bewohner desselben durchzuhecheln. Sie sagten, daß von denen nicht viel gutes geredet werde. Allein die Alte sagte: allen könne man's nicht recht machen und die Lästerzungen lauerten selbst den Besten auf. Sie sei nicht

leicht zu mildthätigeren Menschen gekommen als zu denen auf dem Eckernkruge. Zum Beweise wies sie noch die Wurst vor, welche ihr dort geschenkt war. Hätte sie das nicht gethan, so hätte sie doch noch sterben müssen, denn die Männer gehörten zu der Räuberbande. Sie gingen jetzt von ihr fort, aber nach einer Weile traten wieder zwei Männer zu ihr, die machten wieder die Leute auf dem Eckernkruge schlecht und sagten gerade heraus, sie hätten gehört, es seien Räuber. Da wies die Frau von neuem ihre Wurst vor und sagte, solche gute Leute gäbe es nach ihrer Meinung auf Gottes Erdboden nicht zum zweiten male. Hätte sie das nicht gesagt, so hätte sie immer noch sterben müssen, denn auch diese Männer waren Räuber. Sobald die Alte nun glücklich aus dem Schimmerwald heraus war, lief sie so schnell als möglich nach der nächsten Ortschaft. Da verkündigte sie der Obrigkeit alles, was sie gesehen hatte, und sogleich wurden die Räuber gefangen genommen. Als sie nun an Händen und Füßen gebunden auf einem Saale dalagen, wurde das Mütterchen zu ihnen geführet und sagte aus, daß sie alle diese Männer auf dem Eckernkruge zur Nachtzeit habe ein- und ausgehen sehen, wie sie den dicken Mann geschlachtet hätten. Die Räuber aber schäumten vor Wut, als das Mütterchen, dem sie so schwer das Leben gelassen hatten und von dem sie nun doch überlistet waren, gesund und munter zwischen ihnen umherging.

Sagen von Osterwieck und der Umgegend.

Nr. 93. Die gestohlene Gans.

Vor langer Zeit ist in Osterwieck einer Frau eine Gans gestohlen, als Dieb derselben hatte sie eine andere Frau in Verdacht. Sie verklagte daher dieselbe und ließ sie beeiden. Beide Frauen starben bald darauf. Da hört denn einst ein „Chorännenknabe“ (Kurrendenknabe) während der Nacht ein Läuten in der St. Nikolaikirche. Er springt in voller Angst

Digitized by Google

aus dem Bette, zieht sich an und geht nach der Kirche, welche er offen und hell erleuchtet findet. Der Knabe begiebt sich auf seinen Platz, sieht viele Andächtige, erkennt aber niemand, versteht auch nicht, was sie singen. Nach Beendigung des Gesanges kommt ein Pastor hinter dem Altar weg und begiebt sich davor, wird aber auch nicht von ihm erkannt. Das scheint ihm wunderlich, doch soll er nicht lange im unklaren bleiben. Es stehen nämlich zwei Weiber auf und gehen vor den Altar. Der Knabe erkennt sie als jene beiden Frauen. Der Pastor verhört diese und ergiebt sich daraus die Unschuld der für schuldig gehaltenen Frau. Zugleich wird offenbar, daß der Dieb noch am Leben, jetzt aber schwer krank sei. Nach diesem kommt eine Frau auf den Knaben zu, die er als die vor einigen Jahren verstorbene Schwester seiner Mutter erkennt. Sie giebt ihm durch einen Wink zu verstehen, daß er sich aus der Kirche entfernen möge. Der Knabe thut's, die Kirchthür wird mit aller Gewalt hinter ihm zugeschlagen. Da er draußen ist, schlägts, er zählt zwölf. Zu Hause angekommen, fragt ihn seine Mutter, wo er gewesen sei. Am Morgen, antwortet er, will ich's euch erzählen. Am Morgen teilt er ihr alles mit. Die Mutter meldet's der Obrigkeit und die in der Kirche als Gänsedieb bezeichnete kranke Frau gesteht, durch den Pfarrherrn tief ins Gewissen gegriffen, ihr Vergehen.

Nr. 94. Die Jungfrau und das Feuer unter dem Altar der Stephanikirche.

Vor etwa 330 Jahren, so erzählt die Chronik, ist ein großer Teil der Stadt ein Raub der Flammen geworden und die Sage fügt hinzu, daß wahrscheinlich kein Haus und keine Kirche verschont geblieben seien, wenn nicht eine Jungfrau das Feuer besprochen hätte. Diese Jungfrau soll unter dem Altar der St. Stephanikirche ein Feuer unterhalten und dadurch das Aufkommen eines Feuers innerhalb der Stadt verhüten. Wirklich war auch seit vielen, vielen Jahren kein Haus abgebrannt und viele Osterwiecker wieder deswegen so sorglos, daß sie ihre Habe nur gering oder gar nicht versicherten, bis vor einigen Jahren, wahrscheinlich 1884, ein starkes Feuer wieder einmal einen großen Teil der Stadt Osterwieck einäscherte.

Nr. 95. Der Kobold.

Viele Bewohner von Osterwieck haben noch zwei alte Jungfern, welche Schwestern waren, gekannt, von denen es allgemein geheißen hat, daß sie in der Stube unter dem Ofen einen Kobold gehabt hätten, der ihnen auf ihr Verlangen den Teufel zum Schornstein hereinzitiert habe, durch den ihnen dann ihre Wünsche befriedigt wurden. Die Jungfern waren nicht unbemittelt, hielten den ganzen Tag Thüren und Laden verschlossen, gestatteten niemanden den Eingang in ihr Haus und wenn jemand etwas von ihnen wünschte und verlangte, so antwortete eine von ihnen: Ick will'n erst mal fragen. Neugierige Buben haben wohl mitunter durch die Ritzen der Fensterladen geblickt und dann unter dem Ofen ein großköpfiges ungeschlachtes Wesen mit feurigglühenden Augen gesehen.

Nr. 96. Der Welthund bei Stötterlingenburg und Lüttchenrode.

Eine halbe Stunde westlich von Osterwieck liegt das Dorf Lüttchenrode um das ehemalige, auf einem Berge gelegene Nonnenkloster Stötterlingenburg herum. Nicht weit vom Kloster, am nördlichen Abhange des Berges, lag eine Oberförsterei; das Haus davon steht noch und zeugt von nicht geringem Wohlstande seiner Bewohner. Von einem der Oberförster erzählt man: er habe einen Jäger gehabt, der eines Tages einen armen Mann, der im Forste sich ein Bündel Holz gesucht, mit seinem Hunde gehetzt, und als derselbe sich noch verteidigen wollte, ihn mit dem Hirschfänger durchbohrt. Bald darauf wird er krank und wird im Fieber das Bild seiner unmenschlichen That nicht vor Augen los, und ehe er noch einen Geistlichen zur Vorbereitung auf den Tod bekommt, verscheidet er. Seit diesem Tage nun geht ein gewaltig großer Hund, Augenzeugen (und dies waren noch 1850 die ernsten Versicherungen der meisten Bewohner von Lüttchenrode) vergleichen seine Größe mit der eines Kalbes oder Esels. Auch soll der Welthund, so genannt, wie man sagt, weil er sich schon an vielen Orten hat sehen lassen, mit einem Esel große Ähnlich-

Digitized by Google

keit haben. Grau auf dem Rücken, weißlich unterm Bauche, mit großen, feurigen, gequollenen Augen begegnet er, vorzugsweise des Winters, nach eingetretener Dunkelheit, meistens aber zwischen 10 und 11 Uhr nachts, den Menschen. Sein Ausgangspunkt ist im Giebel des Försterhauses. Unter einem Kastanienbaume entsteigt er der Erde, wo der Jäger, dem als Mörder der Friedhof nicht gegönnt wurde, beigescharrt sein soll, und springt jedesmal an einer bestimmten Stelle über den Zaun, kommt aber einen anderen Weg zurück. Er thut niemanden etwas zu Leide, aber alle Hunde, wenn sie ihn auch nicht sehen, geben durch Pfeifen oder Verkriechen ihre Angst zu erkennen. Im Kloster Heinigen soll sich der in den Welthund verwandelte Jäger auch oft sehen lassen, was wohl davon herrühren mag, daß die dortigen Wälder mit unter demselben Oberförster gestanden haben.

Nr. 97. Smidbusch bei Osterwieck.

So ziemlich auf dem halben Wege von der Stadt Osterwieck nach dem Kirchberge, einem Teile des Fallsteins, läßt man rechts eine Grund liegen, welche jetzt mit Weiden bewachsen ist. Hier soll früher ein Kloster gestanden haben, von dem aber jetzt nur noch Überreste in der Erde aufzufinden sind. Es ward das Wallwier-Kloster genannt. Unfern desselben in nordöstlicher Richtung stand ein Schatz, den sich schon so mancher wünschte, aber die Hebung als ein zu großes Wagestück ansah. Zwölf Mann fassen endlich den Entschluß, sich daran zu machen und lassen, um ihren Zweck nicht zu verfehlen, einen Jesuiten von Hildesheim kommen. Unter anbefohlenem Stillschweigen wird die Arbeit begonnen und die zwölf Männer sind bald so glücklich, den in einer Braupfanne liegenden Schatz auf die Hebebäume zu bringen. Da kam ein Mann vom Holze herunter, den niemand kannte, er hat sie gegrüßt, niemand ihm aber gedankt. Darnach hat der Jesuit sich zu ihm gewendet und mit ihm gesprochen. Der Fremde hat aber gesagt, daß sie den Schatz durchaus nicht heben könnten, weil derselbe einem Vogel mit Namen Pelikan vermacht sei, den eine in Asien lebende Prinzessin besitze, von der sie ihn nicht würden erhalten können. Doch sei die Hebung des Schatzes

möglich, wenn er ihm einen der Arbeiter überliefern wolle. Der Jesuit fragte, welchen er denn wohl wolle. Da hat sich der Fremde den mit der roten Mütze auserwählt, dieser aber hat dabei leise etwas vor sich hingesprochen, worauf ihn jener ergriff und ihn dreiviertel Stunden weit mit sich in der Luft forttrug und ihn dann in eine Dornhecke warf, die deshalb noch heute Smidbusch heißt. Der Verunglückte soll der Urgroßvater eines vor einigen Jahren zu Osterwieck verstorbenen Bäckers gewesen sein und der Mann, welcher dies um 1850 erzählte, will in seinen jüngeren Jahren den Ring gesehen haben, der beim Niedersinken der Braupfanne auf den Hebebäumen ist hängen geblieben.

Nr. 98. Der Eseltreiber und die zwölf Esel in der Trift zwischen Wallwie und dem Kirchberge.

Meiner Frauen Großvater, so erzählte ein alter Osterwiecker, hat Wegener geheißen, der ist Dachdecker gewesen und hat einen Gesellen gehabt mit Namen Siegelmann. Dieser ist oftmals des mittags zwölf Uhr weggegangen und dann erst um zwei Uhr wieder zur Arbeit gekommen. Da hat sein Meister denn oft gescholten und gefragt, wo er immer so lange bleibe. Er aber hat geantwortet, er ginge nach Wallwie, denn da hätten die Tatern zu ihm gesagt: er sollte noch ein paar mal kommen, dann wollten sie ihm den „rechten Grund" sagen. Da kommt er den einen Mittag erst um drei Uhr wieder heim; sein Meister aber ist sehr aufgebracht und meint, daß er es mit ihm nicht mehr abhalten könne. Nun, Meister, erwidert er, ist es das letztemal. Morgen gehe ich nach Veckenstedt, da soll ich zwölf Tragsäcke und Esel kaufen, dann soll ich die Nacht hinkommen nach Wallwie und soll die zwölf Esel mit Gold beladen. Das hat er denn auch gethan und ist nach Wallwie getrieben, aber noch heute nicht wiedergekommen und niemand weiß, wo er mit seinen Eseln geblieben ist. Doch haben einige gesagt, daß er von Wallwie in der Trift heruntertreibt hin nach dem Kirchberge. Die Schwester des Erzählers selbst will ihn des nachts beim Erbsenbinden auf dem Wege dahin mit den zwölf Eseln gesehen haben.



Nr. 99. Gotteslohn.

In Appenrode bei Osterwieck war eine Frau, die war sehr geizig. Sie hatte ein Mädchen, das war mildherzig, that den Frauen von dem Vermögen der Frau viel zu gute und gab es ihnen durchs Gossenloch. Dafür bekam sie auch von den Armen alle die Gotteslohne, die der Frau gehört hätten. Darum saß die Frau drei Tage nach ihrem Tode auf ihrem Altmutterstuhle hinter dem Ofen, auf dem ihr Sitz immer gewesen war, ging in die Speisekammer, in den Keller, bei's Vieh und lärmte sehr mit dem Geschirr. Ihr Sohn bestellte endlich ein paar Jesuiten, die mußten sie nach ihrem Begehr fragen. Da sagte sie, sie wolle nichts weiter als die Gotteslohne, welche die Dienstmagd für das bekommen hätte, was sie durchs Gossenloch gegeben hätte. Das Mädchen wurde befragt und antwortete: die solle sie in Gottes Namen alle hinnehmen. Die Frau sagte: darauf solle sie die Hand geben. Das erlaubten die Jesuiten nicht, sie mußte den Besenstiel hinhalten und wie sie ihn hinhielt, zerknitterte er in tausend Stücken. Die Frau sagte: sie könne jetzt zu Gnaden kommen, wenn ihr Sohn ein Schwein schlachte, von drei Scheffel Weizenmehl Kuchen backe, von drei Scheffel Brotmehl Brot, und wenn dies alles unter die Armen verteilt würde. Das geschah und hernach wurde sie in das Kibitzbruch in der Kutsche mit vier Pferden gefahren und ließ sich nicht wieder sehen.

Sagen der Harzburger Gegend.

Nr. 100. Die Kinder auf dem Burgberge.

Bei Harzburg liegt der Burgberg, der fast wie ein großer Kohlenmeiler aussieht. Dahinauf ist eines Tages ein Lehrer mit seinen Schulkindern gestiegen und da sind einige Kinder nahe bei den Brunnen gegangen. Da hat eine Stimme gerufen, sie sollten nach einer anderen Stelle auf dem Burg-

berge hingehen. Wie sie dahin gegangen, sind einen Augenblick zwei Gestalten, ein Mann und eine Frau, in weißen Kleidern unter ihnen gewesen und sogleich verschwunden. Auch sind da Stufen gewesen, die haben in den Berg geführet, und da sind die Kinder die Stufen hinabgestiegen und sind in ein Gewölbe gekommen, darin ist ein Tisch gewesen, auf dem haben lauter blanke zinnerne Teller gestanden, die sind auf dem Tische fest gewesen. Aber an den Seiten herum ist eine große Blänke gewesen, auf der haben auch solche zinnerne Teller gestanden und da hat wieder eine Stimme gerufen: von den Tellern auf der Blänke könnten sie welche mitnehmen. Nachher sind die anderen Kinder noch einmal die Stufen hinabgestiegen und die Stimme hat ihnen die Erlaubnis gegeben, für sich und ihren Lehrer noch Teller zu nehmen. Wie sie mit denen aber herausgegangen waren, ist eine eiserne Thüre hart hinter ihnen zugeschlagen und da waren die Stufen nicht mehr zu sehen. Die Teller aber sind draußen immer den Kindern aus den Händen gerollt, als wollten sie mit den Kindern spielen, und haben so herrlich geklungen dabei, und sind immer schwerer geworden und immer schwerer. Endlich sind die Eltern der Kinder gekommen, die haben die Teller greifen können, haben sie mit Mühe nach Hause gebracht und haben einen Juden kommen lassen, der hat gesagt, es sei lauter gediegenes Silber, und von der Zeit an sind die Eltern mit ihren Kindern und auch der Lehrer steinreich geworden. Der Lehrer ist aber seitdem oft mit den Schulkindern um den Berg herumgegangen und hat gesungen und gerufen: er danke vielmals, und wenn hier etwa eine Verwünschung oder so etwas sei, so wünsche er, daß sie durch den Gesang gelöst werde. Auch ist er oft allein um den Berg herumgegangen und hat geistliche Lieder gesungen, hat aber nicht vernommen, was es mit der Stimme im Berge und mit dem Gewölbe für eine Bewandtnis hat, auch die Stufen nicht mehr wahrgenommen. — Diese Stufen haben zu verschiedenen Zeiten auch einige Reisende gesehen, aber sie hatten den kindlichen Sinn nicht, daß sie hinabstiegen, und darum sind sie auch so glücklich nicht geworden wie die Kinder mit ihren Eltern.

Digitized by Google

Nr. 101. Der Rotbart und andere deutsche Kaiser im Brunnen auf dem Burgberge.

Im Burgbrunnen auf der Harzburg fährt es oft wie mit Kutschen umher und rauscht gewaltig. Einige sagen, als Kaiser Heinrich IV. vor den Sachsen geflohen sei, habe er die Krone in den Burgbrunnen geworfen und die sei noch darin. Andere sagen, es sei ein Kaisersarg in dem Brunnen, und andere, ein Kaiser sei in den Brunnen verwünscht. Den Kindern sagen die Mütter, sie sollten nicht zu dem Brunnen gehen, weil Kaiser Rotbart darinnen säße. Daß die weiße Jungfer darinnen sei, weiß in Harzburg jedermann. Einstmals ist ein Verbrecher namens Schöppenstedt in dem Brunnen heruntergelassen worden, dem hat sollen das Leben geschenkt sein, wenn er glücklich aus einem Gange wieder herauskäme, der von dem Brunnen ausgehen soll. Als nun Schöppenstedt in dem Brunnen ist, kommt er an eine eiserne Thür, die thut sich auf und da steht die weiße Jungfer vor ihm und sagt: das sei sein Glück, daß er nicht aus Mutwillen hierher käme. Sie hat ihn nun in dem Gange entlang geführet und hat ihm soviel Geld gewiesen und gesagt: „wenn't bronswiekſche Land mal pankerott wörre, soll dat wedder davon herestellt weren.“ Dann sind sie auch in eine Höhle gekommen, darin hat eine Tafel gestanden. Und was nun die Kaiser gewesen sind, Kaiser Otto, Kaiser Heinrich und der Rotbart, die haben alle an der Tafel gesessen und haben Speisen vor sich stehen gehabt, und dem einen Kaiser ist der Bart durch die Tafel gewachsen, und in der Höhle sind große Schätze gewesen an Kleinodien und Geschirr, zumal an Krügen und Kelchen, das hat ausgesehen wie Holz, ist aber Silber und Gold gewesen. Auch viele Pferde haben da herumgestanden, die hatten statt des Futters Dornenwasen auf der Hille (Raufe) und schienen von der Hille zu fressen, es ist aber nur zum Schein gewesen. Zuletzt ist Schöppenstedt an dem jetzt sogenannten Schöppenstedtergrund wieder herausgekommen, an einer Stelle, die durch einen Kieserling bedeckt sein soll. Auf diesem Gange soll auch Kaiser Heinrich IV. zu seinen Lebzeiten heimlich aus der Burg vor den Sachsen entwichen sein.

Nr. 102. Die weiße Jungfer von Harzburg.

Die weiße Jungfer, die in dem Burgbrunnen wohnet, ist schon vielen erschienen. Einstmals haben die Kinder einen ihrer Gespielen in den Brunnen gelassen und sind dann fortgelaufen, weil die Stunde geschlagen hat, wo sie in den Pfarrunterricht gemußt haben. Weil die Kinder nun so verstört gewesen sind, so hat der Pfarrer gleich gemerkt, daß etwas vorgefallen ist. Da haben sie's müssen sagen und der Pfarrer ist mit anderen Leuten auf den Burgberg geeilet und haben den Knaben wieder heraufgewunden, der aber ist halb tot gewesen und hat die Jungfer auch gesehen. Oft hat die Jungfer an einem Twisselsbeerbaum über Ruhsacks Wiese an der Ostseite des Burgberges gestanden. In den Grasgärten, die um den Burgberg herumliegen, und auf den Wiesen am sogenannten Krodobrink hat man sie oft mähen sehen. Fast immer ist sie in der Freitagsnacht erschienen, und die Leute in Schulenrode pflegen zu sagen (wie man auch im Halberstädtischen sagte):

Die ganze Woche wunderlich,
Der Freitag ist absunderlich.

Einmal ist die Jungfer in drei Freitagsnächten hintereinander in Schulenrode vor ein Fenster gekommen und hat einen jungen Burschen mit nach der Schöppenstedtergrund haben wollen, damit er dort einen Schatz heben sollte. In der dritten Nacht hat der Bursche gesagt: „Wenn ich meinen Bruder Valentin mitnehmen soll, so will ich mitgehen.“ Da hat sie vor dem Fenster einen Seufzer gethan und ist verschwunden. Die Leute selbst, vor deren Fenster dies geschehen ist, sagen, die Jungfer hätte beim Weggehen gesprochen: Nun wäre das Kindeskind noch nicht geboren, welches das Geld einmal heben könnte. — Auf dem Sintinnigsplatze (Sankt Antoniusplatze) hat die Jungfer auch einmal gesessen und einem Köhler eine Blume gegeben. Wie er die Blume gehabt hat, führete sie ihn in eine Höhle in den Berg, und darinnen füllt sie ihm seinen Holster, sagt ihm aber, er solle den Holster nicht eher öffnen, bis er über das Wasser wäre. Als der Köhler aus der Höhle gehet, hat er die Blume darin liegen

lassen, und da schlägt die Thür hinter ihm zu, daß ihm beinahe die Hacken abgeschlagen wären. Hätte er die Blume mitgenommen, so hätte er noch oft in die Höhle gekonnt. Auch hat er nachgesehen, was in dem Holster war, bevor er übers Wasser gewesen ist, und da ist es lauter Pferdemist gewesen. Was aber in den Ecken sitzen geblieben ist, das ist nachher, wie er übers Wasser gewesen ist, eitel Gold gewesen. — Diese Jungfer ist immer weit am Burgberge herum gesehen worden, aber ihr eigentlicher Aufenthaltsort ist nur der Brunnen gewesen. Einer, dem sie auch erschienen ist, hat erzählt, daß Sturm und ein gewaltiges Windbrausen von ihr ausgegangen wäre. Einige sagen auch, daß aus der Jungfer später ein weißer Spitzhund geworden wäre, der sei auch immer in der Freitagsnacht auf den Wiesen um Schulenrode herum gesehen worden. Andere sagen, die weiße Jungfer aus dem Burgbrunnen erscheine noch jetzt.

Im Radauthale an der Köhlerlochsbrücke steht ein Ulmenbaum, dabei ist auch eine Jungfer erschienen, man weiß nicht, ob es die aus dem Burgbrunnen gewesen ist, aber sie ist ganz so gewesen wie diese. Die hat gewollt, daß die Frau sich hinsetzen und sie erlösen sollte. Da hat die Frau sich hingesetzt und die Jungfer hat sich in einen Lork verwandelt, ist an der Frau in die Höhe geklettert und hat sie küssen wollen, als aber der Lork der Frau bis an die Brust kommt, erschrickt sie so, daß sie davonläuft. — Ein andermal ist im Radauthale, den Steinbrüchen gegenüber, eine Köhlerfrau gegangen, da ist deutlich das Wasser aus der Radau hinter ihr hergekommen wie eine große Flut, und da hat da eine Jungfer gestanden mit blauem Licht und hat erlöst sein wollen. Die Köhlerfrau aber ist auch davongelaufen. — Auch als in Neustadt unter dem Burgberge ein Haus neben dem Chausseehause gebaut ist, hat sich da unweit einer Linde eine blaue Jungfer und ein Licht gezeigt, und man meint, daß vielleicht vom Burgberge herunter Schätze dahin „gerückt“ sind. — Endlich wird erzählt, daß am Breitenberge beim Papenberge ein Brunnen ist, da ist einmal Gerste herausgequollen, und als eine Frau die Gerste für ihre Hühner mit nach Haus genommen hat, ist es Geld gewesen.

Nr. 103. Der Basilisk auf dem Burgberge.

Auf dem Burgberge und in seiner Umgebung hat sich früher eine ungeheure Schlange gezeigt, die ist so lang gewesen wie ein Heubaum und wird von einigen die große Otterschlange, von den meisten aber der Basilisk genannt. Einige halten dafür, daß die weiße Jungfer aus dem Schloßbrunnen sich habe in diese Schlange verwandeln können, andere sagen: die Schlange sei der Teufel gewesen, der die Schätze in den unterirdischen Gängen und Höhlen von außen bewacht habe. Das wissen die meisten, daß der Basilisk der Schätze wegen da gewesen sei, die in dem Gange hinter der eisernen Thür sind, und daß er den Menschen hat Furcht einjagen sollen, wiewohl er niemanden etwas gethan hat. Oft hat er auf der Burgwiese da gelegen und den Kopf auf den Boden gescheuert. Endlich, bei einem Waldbrande an der Stelle, die jetzt die Brandklippe heißet, soll der Basilisk mit verbrannt sein und einen furchtbaren Quik gethan haben. Aber andere sagen, der Basilisk sei seitdem schon wieder gesehen worden. Einmal soll auch ein junger Basilisk gesehen worden sein, der hat ausgesehen wie eine Puppe.

Nr. 104. Der Schlangenkönig oder die Königsschlange.

Es ist einmal ein Mann, der einen Mantel umgehabt hat, zu Pferde in eines der Dörfer um die Harzburg kommen und hat einen Mann mitgenommen, mit dem er auf den Burgberg gestiegen ist. Der Fremde hat auch ein Schächtelchen oder ein Kästchen bei sich gehabt. Als nun die beiden auf dem Burgberge gewesen sind, hat er einen Kranz auf dem Boden beschrieben und hat dann gepfiffen. Da sind unzählige Schlangen angekommen und haben die Köpfe um den Kreis herum gelegt, in dem die beiden Männer gestanden haben. Nur die weiße Schlange oder der Schlangenkönig ist lange ausgeblieben, und der Fremde hat zu dem andern gesagt: er läßt auf sich warten. Endlich kommt die weiße Schlange an mit zwei anderen großen Schlangen. Da sagt der Fremde zu der weißen Schlange, welche die Krone auf dem Kopfe gehabt hat: „Du alter Bengel hast viele Thaten gethan,

ich will sie dir aber auch thun." Vor ihr aber hat er in dem Kreise ein rotes Tuch ausgebreitet gehabt, darauf hat der Schlangenkönig oder die Königsschlange ihre Krone abgelegt, das ist ein kleiner gelber Knoten gewesen. Darauf hat die weiße Schlange, vielleicht mit den anderen beiden Schlangen, in das Kästchen gemußt. Nun hat der Fremde zu seinem Begleiter gesagt: wenn sie erst aus dem Kreise heraus-träten, so wäre große Gefahr vorhanden, und sie müßten eilen, daß sie den Burgberg herunter kämen. Dann hat er einen Stab genommen, hat die Schlangen, die in dem Kreise herum-gelegen haben, damit berührt, und die haben so weit zusammen-rücken müssen, daß die beiden Männer bequem hindurchgehen konnten. Als sie aber aus dem Kreise heraus und erst eine kleine Strecke weit fort sind, kommen alle die Schlangen, die um den Kreis herum gelegen haben, ihnen nachgeschossen. Unten, wo der Burgberg ziemlich zu Ende ist und schon die Gärten und der Kirchhof von Neustadt anfangen, haben die sie schon eingeholt. Da hat aber der Reiter geschwind seinen Mantel abgeworfen, und da sind alle Schlangen hinein ge-fahren. Am anderen Tage ist der Mantel in lauter Fäden zerrissen gewesen, und mehrere Schlangen haben da gelegen und sind von ihrem Gifte geplatzet.

Nr. 105. Die Burgmieke.

Die Burgmieke, die auf dem Burgberge gewohnet, hat so viele Katzen gehabt (einige sagen sieben, andere sagen elf, an-dere zwölf, andere dreizehn), aber alle Katzen sind weiß ge-wesen; auch sagen viele Leute, die Katzen wären ihre Kinder gewesen. Jede Katze hatte ihren eigenen Namen, die eine hieß Adämken, die andere Brillken u. s. w. Jede Katze hatte auch ihren eigenen Trog, und die Katzennäpfe waren immer so blank gescheuert, daß sie blitzerten und blänkerten. Wenn die Burg-mieke ausgegangen war, so lauerten alle ihre Katzen auf sie, bis sie wiederkam, und dann hatte sie jeder Katze einen Zwie-back mitgebracht. Jeden Freitag, wenn's unten in die Bet-stunde geläutet hat, hat die Burgmieke geweint; warum, das weiß man nicht. Einige sagen, es sei ihr einmal an einem Frei-

tage eine Katze gestorben, welche Kesemirken geheißen habe, und darum habe sie immer gesagt: „Allewiele lüt öt mienen Kesemirken wat.“ Wenn ein Unwetter kam, so winkte sie den Mähern unten am Berge. Einige meinen auch wohl, ihr Bruder, der Burg-Hansjürgen, möchte vielleicht an einem Freitage gestorben sein, und da möchte sie wohl geweint haben, weil ihr Bruder tot sei. Der Familienname der Geschwister war Bierbaum. — Von dem Burg-Hansjürgen wird erzählt, daß sie ihn einmal nach Braunschweig unter die Soldaten genommen hätten, da habe er aber das Exerzieren nicht loskriegen können und dem Herzoge ein Bierfaß auserlesener Haselnüsse vom Burgberge versprochen, wenn er ihn wieder gehen ließe. Da habe der Herzog ihn gehen lassen, und der Burg-Hansjürgen habe nachher richtig das Bierfaß Haselnüsse angebracht.

Nr. 106. Der Riese.

Zwischen dem sogenannten Krodobrink und dem Wasserloche ist früher ein Riese gegangen, der hat einen Stab oder eine eiserne Stange in der Hand gehabt. Andere erzählen, es seien ihrer zwei Riesen gewesen, davon sei der eine zwischen dem Krodobrinke und dem Wasserloche auf der Wiese gegangen, und der andere habe auf dem Burgberge gewohnet, die hätten zusammen ein knöchernes Beil gehabt, das hätten sie einander zugeworfen, wenn sie es gebraucht hätten. Auch hätten sie miteinander den Gang vom Burgbrunnen bis zur Schöppenstedtergrund gemacht. Eine Frau erzählte auch, der eine Riese habe auf dem Burgberge gewohnet und der andere in Burgdorf, welches mehrere Stunden weit entfernt sein soll, und da hätten sie sich den Hammer vom Burgberge aus bis nach Burgdorf zugeworfen.

Nr. 107. Das eingemauerte Kind.

An einer Stelle in dem Gemäuer auf der Harzburg ist ein Kind eingemauert, dadurch ist die Burg fest gemacht. Das Kind ist ein uneheliches Kind und ein Jahr alt gewesen, das hat seine Mutter verkauft an eine Herzogin, die dazumal auf der Burg gewohnt haben soll. Wie das Weibsbild das Kind

gebracht hat, hat ihr die Herzogin das Geld hingelegt und gesagt: es stünde noch bei ihr, ob sie das Kind verkaufen wollte. Da hat das Weibsbild nach dem Gelde gegriffen, und darum hat ihr die alte Herzogin eine herzhafte Maulschelle gegeben. Nun haben sie das Kind in die Mauer gesetzt, und haben ihm eine Semmel in die Hand gegeben, und haben angefangen zu mauern, und dabei hat das Kind seine Semmel gegessen. Zuletzt haben sie nur noch ein kleines Guckloch gelassen, und wie sie auch das zugemauert haben, hat das Kind auch gerade seine Semmel aufgehabt, und hat gesagt: „Semmel up un Kuckock tau."

Nr. 108. Das Salzwerk Juliushall.

Auf Bartholomäitag wurde früher, als das Salzwerk Juliushall noch im Gange war, in Harzburg immer Spendebrot an die Armen ausgeteilt, als das aber einmal versäumt wurde, da ist die Seele (Soole) in Juliushall ausgeblieben. Da haben sie geläutet und Kirche gehalten wie gewöhnlich, und Spendebrot an die Armen ausgeteilt, und da kommt meine liebe Seele wieder an. Wenn sie das Salz im Preise erhöht haben, so ist die Seele gleich ganz ausgeblieben. Und wenn sie in früheren Jahren das Salzwerk haben ganz still stehen lassen, so hat sich in Juliushall ein Geist gezeiget, darum, daß das Salz von Juliushall den armen Leuten ist gar wert gewesen, denn es ist zwar grobkörniger gewesen als anderes Salz, hat aber besser gesalzen. Und da hat der Geist von Juliushall so lange gespukt, bis sie das Salzwerk haben müssen wieder aufnehmen, und dann ist bei allen armen Leuten große Freude gewesen.

Nr. 109. Das wunderthätige Marienbild.

Die Geschichtschreiber melden uns, daß auf der Harzburg, wie sie nicht mehr bewohnt gewesen, ein wunderthätiges Marienbild gestanden habe, das vielen Kranken und Elenden geholfen. Die Leute in Schulenrode und im ganzen Amte Harzburg behaupten, diese Kranken hätten sich mit dem Wasser benetzt, das unter dem sogenannten Krodobrink hervorquillt, und hätten

auch davon getrunken, und davon wären sie gesund worden. Zuletzt habe man wollen den Gebrauch des Wassers bei den Kranken nicht mehr dulden, und da hätte man alle die Krücken, welche die Geheilten an der Quelle zurückgelassen, genommen und Bier damit gebraut. Wie aber die Krücken gebrannt hätten, da hätte es einen schrecklichen Krach gethan und das Bier wäre sauer, und noch nicht einmal fürs Vieh zu gebrauchen gewesen.

Nr. 110. Hans von Hackelberg.

Hans von Hackelberg war braunschweigischer Oberjägermeister und soll erst, wie einige sagen, wegen seiner guten Eigenschaften und seiner wissenschaftlichen Bildung in den Adelstand und zu hohem Range erhoben worden sein, wiewohl auch schon vor ihm ein Bohemund von Hackelberg bekannt war, der nicht diese guten Eigenschaften besaß und dabei auch ein leidenschaftlicher Jäger war. Mit seiner Ernennung zum Oberjägermeister erhielt Hans von Hackelberg auch zugleich den Befehl, eine große Jagd auf der Harzburg zu veranstalten. Einen Tag vor dem Beginne der Jagd reisete er dahin ab und träumete in der Nacht, daß er durch einen Keiler ums Leben kommen würde. Er nahm sich deshalb vor, an der Jagd nicht teil zu nehmen, und wurde in diesem Vorsatze noch durch das Zureden seiner Jagdgenossen bestärket. Die Jagd aber ging vor sich und ein ungeheurer Eber wurde geschossen. Der Kopf des Ungeheuers allein soll 75 Pfund gewogen haben. Jeder besah und bestaunte es, auch Hackelberg kam auf die Nachricht neugierig herbeigegangen, nahm den Kopf des Ebers in die Hand, um sein Gewicht zu taxieren, und sprach: „Du bist ja wohl das Untier, das mir das Leben nehmen sollte? Doch damit ist's jetzt zu Ende, du sollst mir nicht mehr schaden." Damit ließ er den Kopf wieder fallen, und dabei ritzte ein Fangzahn ihm die Wade. Diese geringe Wunde wurde aber immer schlimmer und schlimmer, mehrere Ärzte wurden herbeigerufen, aber vergeblich. Hackelberg schrieb dies der Unwissenheit der Ärzte zu und hoffte in Braunschweig bessere Hilfe zu finden. Auf dem Wege dahin, den er auf einem Esel reitend antrat, mußte er der einbrechenden Nacht



halber in Wülperode bleiben, wo er ein Jagdschloß gehabt haben soll. Hier verschlimmerte sich sein Zustand, der kalte Brand trat zu der Wunde hinzu und machte seinem Leben ein Ende. Vor dem Tode wünschte er sich noch, daß er bis zum jüngsten Tage jagen müßte. Sein Wunsch ist ihm erfüllt und auf dem Fallstein sowie in der ganzen Gegend hört man oft ein Hundebellen und ein Rufen: hi! hau! das dem wilden Jäger Hackelberg zugeschrieben wird. In seinem Jagdzuge ist auch die Tutursel in Gestalt einer Eule. — Noch jetzt zeigt man Hackelbergs Grab im Garten des Klöpperkruges bei Wülperode. Das Grab bedeckt einen Hügel, der nur noch eine sehr geringe Erhöhung bildet, und in dem Grabsteine soll das Bild Hackelbergs, seines Esels und seiner Hunde eingehauen sein. Von der Umschrift soll nur noch zu lesen sein: domini 1581 den 13. Martii, und dies soll das Sterbejahr des wilden Jägers Hackelberg sein. Außerdem war um 1850 Herr Klöpper, der Wirt vom Klöpperkrug, gern bereit, den Fremden den angeblichen Helm Hackelbergs und den Halsharnisch seines Esels zu zeigen. Der Helm soll den jetzigen preußischen Pickelhauben ähnlich sehen, nur daß deren Spitze durch eine Eichel vertreten wird. Vor etwa dreizehn Jahren sollen zwei hannöversche Offiziere Hackelbergs Grab geöffnet, darin den Hirnschädel vorgefunden und ihn mitgenommen haben. Wahrscheinlich, so meinte der Wirt vom Klöpperkruge, wird er jetzt auf dem Museum zu Hannover aufbewahrt. Der Klöpperkrug selbst soll Hackelbergs wülperöder Jagdschloß sein und war bis zur westfälischen Zeit abgabenfrei.

Es ward uns auch erzählt, daß der braunschweigische Oberjägermeister Hackelberg zu Uslar im Hannöverschen seinen Tod durch den Eber gefunden habe. Dort habe er in seinem Testamente verordnet, daß sein Schimmel ihn an die Stelle ziehen solle, wo er begraben würde, und daß da seine Ruhestätte sein solle, wo dieser zum ersten male stehen bliebe. Das wurde nicht geachtet und wurden vier Braune vor den Trauerwagen gespannt, die zogen den Leichenwagen ins Holz, blieben aber mit ihm in einem großen Sumpfe stecken. Hackelbergs Schimmel war leer nebenher gelaufen, wie ein Hund, und als die Braunen den Leichenwegen nicht wieder aus dem Sumpfe

ziehen konnten, spannte man den Schimmel vor den Leichenwagen, da lief der Wagen von selbst zum hohen Moosberge im Solling hinauf. Auf des Berges Mitte hielt der Schimmel an und wich nicht von der Stelle, soviel man ihn auch antrieb. Also ward Hackelberg an der Stelle begraben, jetzt aber weiß niemand mehr sein Grab. Einst fand es ein Kuhhirt auf und hängte seinen Kittel und Hut an seinem Stock darüber, ging ins nächste Dorf und sagte: er habe Hackelbergs Grab gefunden. Da strömten alle Bauern hin, als sie aber ans Grab kamen, saß eine Eule darauf, des Schäfers Sachen aber waren weit umhergeworfen, Hut und Stock lagen diesseits und der Kittel jenseits des Berges. — Häufig necken die Jungen im Solling den Hackelberg und rufen: Hui, hui, piff, paff, piff paff. Dann wirft er ihnen Fleisch zu und ruft:

Wollt ihr mit helfen jagen,
Sollt ihr auch helfen knagen.

Nr. 111. Der Jäger vom Ahrensberge und die Probenbüchse.

Der Förster vom Ahrensberge mußte einmal viel Wildpret nach Braunschweig abliefern, wohin damals noch die Jagd vom Ahrensberge gehörte. Er hatte aber einen alten und einen neuen Jägerburschen und der neue schoß täglich ein Stück Wildpret. Einstmals ging ihm der alte Jägerbursche heimlich im Holze nach, da sah er, daß der andere eine große Probenbüchse, wie sie auch auf den Hütten gebraucht wird, um den Gehalt des Erzes zu erkennen, herauszog. Aus der Probenbüchse aber flog eine Brummes (Bremse) heraus und darauf war auch sogleich Wildpret da. Als er geschossen und getroffen hatte, kam die Brummes wieder und flog in die Probenbüchse hinein. Der alte Jägerbursche verkündigte aber dem Förster, was er gesehen hatte, und sogleich schickte der den neuen aus dem Dienste.

Nr. 112. Die Harliburg unweit Vienenburg.

Wenn man von Braunschweig nach Vienenburg (der nächsten Eisenbahnstation vor Harzburg auf der Braunschweig-Harzburger Bahn) fährt, so hat man zur Linken das im



Jahre 1291 zerstörte, damals braunschweigische Schloß Harliburg, oder Herlingsburg. Es lag auf einem jetzt mit Laubholz bewachsenen Berge unweit Vienenburg (Amt Wöltingerode) an der Oker. Noch kann man deutlich die Spuren seiner Gräben und Wälle verfolgen, von dem Mauerwerk ist aber alles verschwunden, nur ein Stück von einer Säulentrommel soll vor einigen Jahren aufgegraben worden sein. Nach der Volkssage soll sich noch eine eiserne Thür im Boden befinden, welche zu dem „untergegangenen" Schlosse führt und täglich in der Mittagsstunde sich öffnet. Ein Mann, der sie einst entdeckte und durch sie ins Schloß hinein ging, fand dort drei große Kessel aufgestellt; in dem einen war Gold, in dem andern Silber, im dritten Kupfer die Hülle und die Fülle. Ist man einmal dort, so kann man nach Belieben nehmen, so viel man will, und so oft wiederkommen, als einem beliebt. Aber wer mit dem Glockenschlage Eins nicht wieder fort ist, darf nie und nimmer das unterirdische Schloß verlassen. — Von der Harliburg wird auch erzählt, daß sie eine Besitzung Hackelberg's, des wilden Jägers, gewesen sei, der auf dem nahen Klöpperkruge begraben liegt. In der Nähe auf dem Galgenberge lag ein anderes Schloß, das auch versunken ist. Nach diesem ziehen täglich durch einen unterirdischen Gang die Prinzessinnen, welche in der Harliburg hausen. — An dem Wege von Wiedelah nach Lengede liegt unter der Harliburg ein Feld, welches den Namen „Liesenkämpen" führt. Dort hütete einst ein Schweinehirt seine Herde. Alle Mittage entlief ihm mit dem zwölften Glockenschlage ein Kämpe (Eber) und blieb eine Stunde lang fort. Der Hirt ging einst nach und fand vor der Burg eine Prinzessin, welche den Kämpen mit Linsen (Liesen) fütterte. Daher stammt der Name des Feldes.

Nr. 113. Die Schweinegrund im Finkenherde unweit Wiedelah.

Der Finkenherd ist ein mit Wald bewachsener Hügel, dicht neben dem Dorfe Wiedelah, der Sage nach so genannt, weil Kaiser Heinrich I. dort seinen Vogelherd gehabt haben soll. Mitten in dem Walde befindet sich eine stets mit

Wasser angefüllte Schlucht. Alles, was man hineinwirft, versinkt und ihre Tiefe ist unergründlich. Einst soll dort eine Schweineherde untergegangen und aus einzelnen Schweinen sollen die Holzbüsche gewachsen sein, welche aus dem Wasser hervorragen. Noch heute heißt die Schlucht die Schweinegrund.

Sagen von Goslar.

Nr. 114. Die Entstehung der Bergwerke auf dem Rammelsberge. (I—III.)

I. Auf dem Brocken regierte in alter Zeit die Zauberjette und hatte noch elf junge Frauenzimmer in ihrer Gewalt. Nun hatten sich zwei Ritter am Brocken verirrt, von denen hieß der eine Otto, der andere Ramme. Sie hatten schon mehrere Tage am Brocken zugebracht und konnten sich nicht aus der Wildnis finden. Plötzlich sahen die beiden, daß mehrere Männer in der Wildnis auf sie zukamen. Das war eine Räuberbande, die in der Schweiz verstört war und sich nach dem Brocken durchgeschlagen hatte. An diese Bande mußten die Ritter sich anschließen, um ihr Leben zu retten, und versprachen, ihr auf jede Weise zu helfen. Nun suchten sie sich die beste Stelle am Brocken aus, um eine Höhle aus Steinen zu bauen. Was sie aber am ersten Tage gearbeitet hatten, war den andern Tag wieder auseinander. Da wunderten sie sich, wie das geschehen sein könnte. Sie faßten aber Mut und arbeiteten den zweiten Tag wieder an der Höhle. In dieser zweiten Nacht mußten zwei Räuber vor der Höhle wachen und das Kram war am nächsten Morgen wieder auseinander. In der dritten Nacht wachen die beiden Ritter und der Räuberhauptmann. Wie es um die Mitternachtsstunde hinkommt, sieht zuerst der älteste der beiden Ritter, Ramme, elf Frauenzimmer kommen, die haben einen kleinen Hammer und klopfen an den Pfeiler, den die Räuber haben hingebaut, da fließt er auseinander wie Wasser. Ritter

Ramme aber zieht sein Schwert, ergreift die, welche den kleinen Hammer trägt und sagt, warum sie ihre Arbeit wieder vernichte. Es antwortet ihm aber niemand und am Brocken entsteht ein ungeheures Krachen. Die andern Räuber kommen zu Hilfe, da fragt der Ritter zum zweiten und dann zum dritten male, warum sie ihre Arbeit vernichteten. Da antwortete die, die den kleinen Hammer in der Hand trägt: sie kann ihm den Grund nicht sagen, doch soll er und der andere Ritter mit zu ihrer Befehlshaberin gehen, da würden sie erfahren, warum sie die Ordre erhalten hätten, ihre Arbeit wieder zu vernichten. Nun gehen die beiden Ritter mit und kommen in eine große steinerne Höhle, die nordwestlich am Brocken liegt. Als sie hinein sind, ist da die Zauberjette und die Höhle ist so schön inwendig, wie ein Schloß nur sein kann. Die Ritter fragen, warum sie den Befehl ausgäbe, ihre Arbeit zu vernichten. So antwortet sie, sie wolle allein hier am Brocken herrschen und habe deswegen noch elf Personen unter ihrem Joche, sie sei die Zauberjette. Gefiele es den Rittern, so möchten sie bei ihr bleiben und mit ihr leben, dann wolle sie auch die Bande am Brocken dulden. Wenn die Ritter aber nicht bei ihr bleiben wollten, so möchten sie nur ihren Bau einstellen, denn es würde doch alles wieder zerstöret werden. Die Ritter entschlossen sich endlich bei der Zauberjette zu bleiben. Wie sie aber einige Zeit bei ihr gewesen sind, wird ihr Zauber sehr schwach, weil sie in dieser Zeit nicht nach ihrer sonstigen Gewohnheit gelebt hat, denn sie ist sonst alle Nacht nach dem Wolfsbrunnen unten am Brocken gegangen, daraus hat sie in jeder Mitternachtsstunde drei Gepschen*) voll Wasser nehmen und trinken müssen. Davon hat sie ihren Zauber gehabt und das hat sie um der Gesellschaft der Ritter willen versäumet. Nun wird sie zuletzt so schwach, daß sie an zwei Stöcken gehen muß. Endlich fühlet sie, daß es mit ihr zu Ende gehet, bekennet gegen die Ritter alle ihre Missethaten, und zeiget ihnen all ihr Vermögen und ihre Schätze. Von den Dienerinnen, die sie unter ihrem Zauberjoche hat, macht sie fünf frei, und gehet

*) Gepsche, die hohle Hand.

dann mit den beiden Rittern unten am Brocken nach einer Höhle und zeiget dort alle Schätze, die darinnen sind. Darunter stand auch das Marktbecken, welches jetzt auf dem Markte zu Goslar ist. Vor der Höhle aber lag ein großer schwarzer Hund. Als sie den Rittern alles gezeiget hat, greift sie in die Wand und ziehet eine Flasche und einen goldenen Becher hervor, schenket ein und will noch einmal die Gesundheit der beiden Ritter mit diesen trinken. In dem Augenblicke aber, wo sie eingegossen hat, kommt der Vater des Ritters Ramme hinten aus der Höhle und sagt: „O du alte Zauberjette, jetzt sind die zwölf Jahre um, für die du mich in den Schlaf gezaubert hast." Da staunten die Ritter und der Sohn, der den Kelch in der Hand hatte, ließ ihn vor Schrecken zu Boden fallen. Alsbald aber erkannte er seinen Vater, der vor ihm stand, und der Alte sagte: er sei ihr Retter, das sei das ärgste Gift, das sie hätten sollen trinken. Da zog der Sohn des alten Ritters sein Schwert und hackte der Zauberjette den Kopf ab. Da entstand wieder ein furchtbares Krachen und ein Gewinsel des Hundes, der noch in der Höhle gewesen ist. Die Räuber, welche die Ritter oft bei der Zauberjette besucht hatten, waren ihnen auch jetzt auf dem Gange mit der Zauberjette zu ihrem Schutze aus der Ferne gefolget. Als die das Krachen hörten, drangen sie in die Höhle ein. Wie sie nun in der Höhle waren, da verwandelte sich der schwarze Hund in einen alten Mann und sprach: Alles, was sie sähen, gehöre ihnen, sie hätten's erlöst; er sei froh, daß er nun nichts mehr zu verwahren brauche. Alles dies aber ist am Rammelsberge geschehen und sind noch immer die Goslar'schen Bergwerke beschäftiget, die Schätze der Zauberjette zu heben.

II. Andere erzählen folgendes von der Entdeckung des Goldes im Rammelsberge: Ein Mädchen, welches in der Mühle diente, die sich am Fuße des Rammelsberges befand, stand eines Morgens schon vor Tagesanbruch auf, und während sie das Feuerzeug suchte, um auf dem Herde Feuer anzuzünden, sah sie am Rammelsberge Feuer. Sogleich eilte sie dahin und fand am Feuer mehrere Männer mit weißen Bärten sitzen. Beim ersten Anblicke derselben überfiel sie eine furcht-

bare Angst; da es aber ein beherztes Mädchen war, ging sie auf sie zu und fragte unerschrocken, ob sie einige Kohlen nehmen dürfe. Die Angeredeten sagten aber kein Wort, sondern sahen starr vor sich auf die Erde. Sie nahm Kohlen, da sie dachte, „keine Antwort ist auch eine“, und trug sie in ihr Haus auf den Herd, aber als sie Holz darauf legen wollte, brannten sie nicht mehr. Einige male holte sie noch Kohlen von dem Feuer, aber sobald sie dieselben auf den Herd schüttete, wollten sie nicht brennen. Als sie nun kein Feuer anzünden konnte, weckte sie ihre Herrschaft, welche ihr Feuer gab. Wie es dann völlig Tag geworden war, lag auf dem Herde ein großer Geldhaufen, und an der Stelle, wo das Mädchen die Kohlen hergeholt hatte, lagen nur alte Kieselsteine. Der Müller zeigte dies der Obrigkeit an, welche den Berg untersuchen ließ und dadurch den Goldreichtum des Rammelsberges entdeckte.

III. Bei Goslar am Rammelsberge war eine Grube, da kam der Teufel immer hin und arbeitete dort mit. Er arbeitete aber immer allein und einer der Bergleute sagte einst, daß sie ihm einmal nachgehen wollten. Ein andrer sagte, sie möchten das unterlassen, doch folgten die Bergleute dem erstern nach. Als der Teufel das sah, sprach er, das solle ihnen nicht gut bekommen und der große Rammelsberg solle nun nicht eher bebaut werden, als bis der kleine ausgebaut sei. Wie er am andern Morgen kam, geleitete er den einen, der seinen Kameraden abgeredet hatte, nach Hause, von den übrigen Bergleuten hat niemand wieder etwas erblickt und auch den Teufel hat niemand wieder gesehen. Am andern Tage haben sie alles wieder aufbauen wollen, aber es ist alles wieder eingestürzt, und so oft man seitdem einen Schacht in den Berg geschlagen hat, ist jedesmal in der Nacht alles wieder eingesunken, oder, wie andere sagen, es dürfen höchstens sechs Bergleute in einer solchen Grube arbeiten, den übrigen wird der Hals umgedreht; darum mag sich keiner hineinwagen und steckt doch im großen Rammelsberge noch weit mehr Silber und Gold als im kleinen, wo der Bergbau allein noch getrieben wird.

Nr. 115. Die Kaiserstochter zu Goslar und die Gründung von Quedlinburg.

Wie noch der Dom in Goslar gestanden hat, und es ist ein Fremder gekommen und hat ihn sich ansehen wollen, so ist gewöhnlich ein Geistlicher mitgegangen, und hat einem die Merkwürdigkeit gezeiget, und da hat er denn den Leuten einen Sarg gewiesen, darinnen hat ein Frauenbild gelegen und ihr zu Füßen ein kleines Hündlein, und dabei hat er diese Geschichte erzählet. Es ist einmal ein Kaiser (Heinrich der Dritte) in Goslar gewesen, der hat eine Tochter gehabt, die ist so schön gewesen, daß sich ihr eigener Vater in sie verliebt hat, und er hat sich gar nicht bezwingen können und hat sie zu seiner Gemahlin haben wollen. Die Prinzessin ist dazu zu gottesfürchtig gewesen und hat's nicht thun wollen. Aber der Kaiser hat sich es nicht ausreden lassen, sie sollte seine Gemahlin werden, es möchte daraus werden was da wolle, und es ist schon der Tag zur Hochzeit angeordnet. Die Nacht vor der Hochzeit, wie sich das Mädchen gar nicht mehr zu helfen wußte und in ihrem Schlafzimmer war, warf sie sich auf die Kniee und rief die Mutter Maria an, sie möchte ihr doch helfen. Da erschien ihr die Mutter Maria und fragte, was sie wolle. Sie erzählte ihr ihre Not und bat sie, wenn's nicht anders geschehen könne, so möchte sie ihr doch lieber ihre Schönheit nehmen, ehe sie diese Sünde thun müßte. Da sagte ihr die Mutter Maria, ihr Wunsch sollte erfüllt sein. Den andern Morgen, wie die Prinzessin aufstand und sich im Spiegel besah, kannte sie sich fast gar nicht mehr, so häßlich war sie geworden, und wie sie der Kaiser zu sehen bekam, wollte er anfangs gar nicht glauben, daß sie seine Tochter sei, aber endlich hat er sie doch erkannt, und sie hat ihm alles gesagt, wie sie's gemacht hat. Da wird er ganz wütend und will sie hinrichten lassen. Aber seine Minister legten sich ins Mittel und alles, was zugegen war, bat ihn, er möchte ihr doch Gnade widerfahren lassen. Da sagte er endlich: nun ja, wenn sie in acht Tagen ein Altartuch für den Dom fertig schaffen könnte, so wollte er sie wieder zu Gnaden annehmen. Nun hat aber die Prinzessin

über alle Maßen schön weben und stricken können, und darum hat er alles gesagt, wie das Altartuch sein soll, und er machte es so schwer, daß eins wohl Jahr und Tag daran zu thun gehabt hätte. Aber die Prinzessin dachte: wer dir einmal geholfen hat, der kann dir auch wieder helfen. Wie sie des abends in ihrem Schlafzimmer war, rief sie wieder die Mutter Maria an, aber wer auch nicht kam, das war die Mutter Maria. Da ward ihr so Angst, und sie wußte nicht wohin und woher. Und die andere Nacht, wie sie wieder die Mutter Maria anrief, kam sie auch nicht und die dritte Nacht auch nicht. Da kam sie ganz von Sinnen vor Angst und sie rief den Bösen an. Der kam auch richtig und fragte, was sie wolle. Da sagte sie's ihm und bat ihn, er solle ihr helfen. Er sagte ja, das wolle er thun, wenn sie ihm ihre Seele verschreiben wolle. Nein, sagte sie, lieber wolle sie sterben, als ihre arme Seele ins höllische Feuer schicken. Er antwortete, sie möchte sich besinnen, morgen Nacht wolle er wiederkommen. Die vierte Nacht kam richtig der Böse wieder: ob sie sich besonnen hätte? Sie sagte nein, ihre Seele wollte sie ihm nicht verschreiben. Er antwortete: nun so wolle er doch das Altartuch machen, das heißt, wenn er in der letzten Nacht käme, zwischen elf und zwölf Uhr, und sie wachte, so wolle er ihre Seele nicht haben, schliefe sie aber, so müßte sie sein werden. Ja, antwortete sie, damit wäre sie zufrieden. Die andere Nacht wuchs das Altartuch zusehends und ward ganz wunderschön, wie's gar nicht zu erdenken ist, und sie ward auch gar nicht müde. So ging alles recht gut, bis in der letzten Nacht, wie das Altartuch beinahe fertig war. Da konnte sie sich gar nicht halten vor Müdigkeit und schlief ein. Nun hat aber die Kaiserstochter ein kleines Hündchen gehabt zu ihrem Vergnügen, das hat Quedel geheißen. Das Hündchen ist niemals von ihr gewichen, weder Tag noch Nacht. Das lag auf ihrem Schoße und war munter, wie sie schlief. Wie's zwischen elf und zwölf war und der Böse tappte über den Saal, wie er eben auf die Thür zukam, hörte es das Hündlein und fing laut zu bellen an. Da erschrickt die Prinzessin und wird auch munter, und wie der Böse sah, daß sie wachte, ward er

wütend und griff nach dem Hündelein und schmetterte es gegen den Boden, daß es auf der Stelle den Geist aufgab, und darauf verschwand der Böse. Aber zum ewigen Gedächtnis an die Begebenheit hat die Kaiserstochter das Kloster Quedlinburg bauen und das Hündlein einbalsamieren lassen, und ehe sie starb, hat sie befohlen, daß es mit ihr in einem Sarge liegen soll. Und das ist das Hündelein und das Frauenbild, das man im Dome zu Goslar gezeiget hat und das in dem kleinen Teile des Domes, der noch stehet, noch heute gezeigt wird.*) Das Altartuch hat man zu jener Zeit auch noch sehen können.

Nr. 116. Kaiser Heinrich IV. und der Dom zu Goslar.

Kaiser Konrad II. war schon willens gewesen, das Stift von der Harzburg nach Goslar zu verlegen, mußte aber, vom Tode übereilet, diese Ehre seinem Sohne und Reichserben Heinrich III. überlassen und hat nur eine Kirche zur Ehre der Jungfrau Maria in Goslar erbauet.

Im Jahre 1051 hat Kaiser Heinrich III. herrlich vollendet, was sein Vater angefangen. Denn er hat in Gegenwart von 73 Prälaten, Äbten, Bischöfen und Erzbischöfen das freie Exemtstift zu Goslar mit großem Pomp und Herrlichkeit entweder durch Papst Leo IX. oder durch Hermann, Erzbischofen zu Köln, einweihen lassen.

Es hat auch der Kaiser mit vielen Reliquien und Heiligtümern den Dom zu ehren nicht unterlassen, vor allem mit dem Leibe des heiligen Valerius, der ein Bischof zu Trier gewesen. Überdies hat er von dem Papste viele Reliquien von den Aposteln Petro und Paulo erbeten, zwei Schultern der heiligen Simonis und Judä, wie auch das Haupt des heiligen Servatii, einen Teil von dem Blute des heiligen Stephani, den Leib des heiligen Matthiä, der von den Trierschen mit großen Gütern ist erkaufet worden, und noch viele andere, welche zu der Zeit hochgehalten

*) Jetzt zeigt man den Sarg in der Kapelle des Kaiserhauses. Die Figur ist aber als der Kaiser Heinrich III. selbst erkannt, also gar keine weibliche.

worden und der Kirche ein treffliches Ansehen gegeben haben.

Die Einweihung ist geschehen am Tage der Märtyrer Processi und Martiniani, welches ist der andere Juli, und ist gewidmet zur Ehre der heiligen Mutter Gottes und der heiligen Apostel Simonis und Judä. Ursprünglich wurde die Kirche nach der Maria, später nach den Aposteln genannt.

Im Jahre 1063 beging des Kaisers Nachfolger, Heinrich IV., den Christtag zu Goslar, an welchem Feste ein großes Ärgernis geschehen, das der Geistlichen Ehrgeiz der ganzen Welt gegeben. Am Weihnachtstage, wie des abends die Stühle der Bischöfe zurecht gesetzet worden, hat sich ein großer Streit erhoben zwischen den Kämmerern Hecelonis, Bischofs zu Hildesheim, und Wiederadi, Abtes zu Fulda, und sind sie von Worten zu Schlägen gekommen, hätten auch endlich zum Degen gegriffen, wenn nicht das Ansehen Ottonis, Herzogs in Baiern, welcher es mit dem Abt hielt, die Sache gestillet hätte; die Ursache war aber diese. Es war eine Gewohnheit im Reiche, so von langen Jahren her war in Acht genommen worden, daß der Abt in allen Versammlungen nächst dem Erzbischofe von Mainz seine Stelle nehme. Aber der Bischof wendete ein, daß in seiner Inspektion außer dem Erzbischofe ihm niemand müßte vorgezogen werden, und war überdies mutig wegen seines Reichtumes, und wurde gereizet durch die Gelegenheit, indem bei des Königes jungen Jahren ein Jeder thun mochte, was ihn gelüstete.

Am folgenden Pfingstfeste ist dieser Zank wegen des Vorsitzes zu einem gräulichen Blutbade ausgeschlagen, womit in der Kirche selbst nicht dem heiligen Geiste, sondern dem Teufel ein reichlich Opfer gebracht ist. Als der König und die Bischöfe in der Vesper zusammengekommen waren, ist wiederum wegen der Ordnung der Stühle ein Lärm entstanden, nicht wie zuvor von ungefähr, sondern aus lang bedachten Anschlägen. Der Bischof zu Hildesheim, des vorigen Schimpfes eingedenk, hatte Graf Eckberten mit vielen Soldaten hinter dem Altare verstecket, welche, nachdem sie den Wortstreit der Kämmerer gehöret, eilig hinzuliefen, und schlugen die

Fuldischen teils mit Fäusten, teils mit Prügeln, und verjageten sie, als die unversehens überfallen waren, leichtlich aus der Kirche. Die Fuldischen aber machten geschwinde Lärm, und weil es ihnen nicht an Gewehren fehlete, fielen sie haufenweise in die Kirche, und fingen mitten auf dem Chor unter den singenden Domherren nicht, wie vor, mit Prügeln, sondern mit Degen den Streit an. Es wurde eine grausame Schlacht, und wurde in der ganzen Kirche, anstatt geistlicher Gesänge, nichts anderes gehöret als Zurufen der Soldaten und Heulen der Sterbenden. Auf dem Altar Gottes wurden jämmerliche Menschenopfer geschlachtet, und flossen hin und wieder durch die Kirche Ströme Blutes, „nicht wie für diesem nach den Gesetzen des Gottesdienstes," sondern durch feindliche Grausamkeit vergossen. Der Bischof zu Hildesheim stellete sich auf einen erhabenen Platz und ermahnete die Seinen, daß sie tapfer fechten sollten, und damit sie nicht durch die Heiligkeit des Ortes von dem Streit abgeschrecket wurden, schützete er sein Ansehen vor und versprach, daß er es verantworten wollte. Unter diesen Streit rief der König und beschwor das Volk bei der königlichen Majestät, aber es war, als wenn er Tauben was gepredigt hätte. Endlich von den Seinen gebeten, daß er doch aus dem Streite weichen und seines Lebens schonen möchte, hat er sich kaum durch das Gedränge des Volkes hindurchwinden und in seinen Palast salvieren können. Die Hildesheimischen, welche sich zum Streite geschicket hatten, wurden Meister. Die Fuldischen, als welche unbewehret und unvermutet dieser entstandene Sturm zusammengetrieben, wurden geschlagen und aus der Kirche gejaget. Die Thüren wurden alsbald verriegelt. Die Fuldischen, welche bei dem ersten Tumult ihr Gewehr herbeischaffen sich etwas weit gemacht hatten, liefen wieder häufig zusammen, nahmen den Vorhof der Kirche ein, machten eine Schlachtordnung, daß sie in die Feinde im Ausgehen aus der Kirche recht einfallen könnten. Aber die Nacht hat endlich den Streit geendiget.

Das Blut ist zuletzt aus den Thüren geflossen. Viele sind verwundet von beiden Seiten, viele auf dem Platze geblieben, unter welchen waren Reginbodo, ein fuldischer Fähn

6*

rich, und Bero, der Graf Eckberten ein lieber Soldat war. Auch Buko, ein Bischof zu Halberstadt, welcher genannt wird ein Schürer der Flammen im Sachsenlande, blieb da tot und lieget begraben zu Ilsenburg. Ingleichen ein Graf von der Sommerschenburg blieb da auch tot und lieget begraben mitten in dem Münster, weil er ihm die Güter zu Schlanstedt und zu Dedeleben gegeben hatte. Noch andere Adelige aus Schwaben, Baiern, Franken und aus diesem Sachsenland wurden da getötet. Da ward gehöret der Teufel, der in das „Hunc diem gloriosum fecisti!“ mit grober Stimme dazwischen sang: „Düssen Dag des Strictes hewwe ek emaket.“ Und dabei ist er auch gesehen, war feuerrot anzuschauen und bläkte eine feurige Zunge heraus. Das Erscheinen des Teufels im Dom zu beweisen, pflegte noch im siebenzehnten Jahrhundert gezeigt zu werden ein Loch, wodurch der Geist der Finsternis soll gerufen haben, welches, wie man dafür gehalten, nicht hat können zugemauert werden. Eine so große Übelthat ist ungestrafet geblieben, weil Graf Eckberten, der des Kaisers Vetter war, aus Gunst ist übergeholfen worden, und der Abt mit einer großen Summe Geldes sich loskaufte.

Nr. 117. Der große Christoph und die Clus.

Im Dome zu Goslar war, bis dieses herrliche Bauwerk 1819 abgebrochen wurde, auch das ungeheure hölzerne Bild des großen Christoph mit dem Christkind auf dem Rücken. Der ist früher im Harze und besonders zwischen Goslar und Harzburg gegangen und hat auch einst eine Erbse, die ihm im Schuh gelegen hat, dort herausgeschüttet; die ist immer mehr angewachsen und daraus ist der mächtige Sandsteinfelsen geworden, der jetzt die Clus heißet. Sie wird von den Reisenden gerne besucht, ihr Inneres ist in früherer Zeit als Marienkapelle eingerichtet und als kleine Kapelle noch ziemlich gut erhalten; die Clus ist auf der einen Seite jetzt von kleinen Gartenanlagen umgeben.

Einst kam der große Christoph über das Osterfeld, das unweit der Clus und dicht bei Goslar lieget. Da verlor er auf dem Boldrick, wie eine Stelle dort genannt wird, die

Säbelscheide. Viele Schneider, die ihm nachfolgeten, trachteten da sogleich nach seinem Leben. Als er aber umkehrete, verkrochen sich alle in seine Säbelscheide und da hat er sie alle in der Säbelscheide erstochen.

Nr. 118. Zwei deutsche Kaiser halten zu Goslar ihren ersten Reichstag unter Donnern und Blitzen.

Wie König Heinrich V. im Jahre 1107 nach Heinrichs IV. Tode einen Reichstag zu Goslar hielt und die Reichssachen nach seinem Verlangen ordnete, entstand unversehens ein solches Donnern und Blitzen, daß der König und das Volk sehr erschrak. Denn es war so ein heftig Wetter, daß der Blitz einen guten Teil des königlichen Schildes nebst dem Gürtel und das Leder oder Überzug des Schildes zusammenzog. Es wird auch gesagt, daß der König sei an der großen Zehe des rechten Fußes verletzet worden, und habe diese Wunde getragen, solange er gelebet. — Aber auch schon von Kaiser Heinrich IV. wird berichtet: In dem ersten Jahre seines Reiches ließ er ausrufen einen Hof zu Goslar in den Pfingsten, da ward sein Schild mit dem Schwerte in seinem Zelte Goslar bei seinem Bette verbrannt von dem Blitze.

Nr. 119. Herzog Heinrich der Löwe und die Bergleute von Goslar.

Es wütete im Jahre 1166 durch ganz Sachsenland ein groß Gewitter und Aufruhr, indem alle Fürsten wider Herzog Heinrichen von Braunschweig sich auflehneten und seine gar große Macht auf alle Weise zu mindern suchten. Und es wurden viel Soldaten gefangen, verstümmelt und viel Städte und Häuser zerstöret und verbrannt. Goslar hielt es mit den Fürsten, deswegen ließ der Herzog die Stadt blockieren, daß ihnen kein Proviant konnte zugeführt werden, und sie litten zu Goslar große Hungersnot.

Im Jahre 1168 wurde Herzog Heinrich durch Vermittelung des Kaisers Friedrich I., der insgemein Barbarossa oder der Rotbart genannt wird, mit seinen Feinden wieder

vereiniget und nur Witekind von Dasseburg allein blieb sein Feind. Wie die übrigen alle befriediget (beruhigt) waren, belagert er den Witekind in seinem Schloß Dasseburg. Weil aber der hohe Burgberg alle Bemühungen und Kriegswerke vergeblich machte, berief der Herzog arbeitsame Männer vom Rammelsberge, die ein schwer und bisher unerhört Werk anfingen und durchgruben den Dasseberg, und zu dem Innersten des Schlosses kommend, fanden sie einen Brunnen, daraus die Dasseberger ihr Wasser schöpften. Wie sie den verstopften, fehlte es den Schloßleuten am Wasser und ward der Witekind gezwungen, sich und das Schloß in des Herzogs Gewalt zu geben. Der übrigen Besatzung wurde frei gegeben, in ihr Land zu ziehen.

Nr. 120. Die Goslarsche Grenze.

Als die Freiheit der freien Reichsstadt Goslar im Sinken war und sie an Braunschweig fiel, wurden drei schwangere Bergmannsfrauen zu dem Herzog von Braunschweig, der die Stadt besetzet hatte, geschickt, um Gerechtsame für sie zu bitten. Da befahl der Herzog: die Stadt solle einen Ochsen mästen drei Vierteljahre lang, dem solle eine zentnerschwere Glocke umgehänget werden und so viel Wald er in einem Tage umschreiten könne, solle der Stadt gehören. Es geschah auch also mit dem Ochsen, und der schritt dann das Okerthal hinauf und kam auf dem Gebirge heraus bis zum Auerhahn, wo er gefüttert wurde. Unter Hahnenklee wurde er auf den noch jetzt so genannten Ochsenweg geführet, da ist er gefallen und darum ist am Graneflusse noch jetzt die Grenze der goslarschen Forst.

Nr. 121. Der Saal im Petersberg.

Am Petersberge bei Goslar, worauf sonst das Petersklöster gestanden hat, pflückte ein Kind eine Blume. Da that sich der Berg vor ihm auf und es kam in einen Saal, wo viele herrliche Pferde mutig wieherten und wo von Gold und Silber gegessen wurde. Alle, die dort speiseten, hatten goldene Kronen auf und gaben auch dem Kinde einen silber-

nen Teller mit nach Haus. Die Eltern haben nachher den Eingang und auch die seltene Blume nicht finden können. Es sollen aber die Männer im Petersberge die Kaiser gewesen sein, die in Goslar einst gewohnet haben.

Nr. 122. Der Kinderbrunnen bei Goslar.

Kinderlose Frauen trinken in Goslar aus dem Kinderbrunnen und werden davon fruchtbar. Er hilft jetzt mit seinem Ausfluß den Herzberger Teich nähren, dessen Wasser die Kunst des Rammelsberges treiben. Der kaiserliche Jäger Ramme, dessen Roß auch nach manchen Sagen Gold aus dem Rammelsberge hervorgescharret und so das Entstehen der Bergwerke am Rammelsberge veranlaßt haben soll, kam einst mit seiner Gemahlin Gosa vom Rammelsberge her und diese wurde am Kinderbrunnen von Geburtswehen überfallen. Daher soll der Kinderbrunnen den Namen haben und das Flüßchen Gose daher, weil in ihm das Kind der Gosa gereinigt sei. Andere erzählen, Sophie, die Gemahlin Gundel Karls, welcher nach der Pest die toten Gruben des Rammelsberges wieder ins Leben rief, wollte seiner Gemahlin den neuerwachten Bergbau zeigen; auf dem Rückwege vom Rammelsberge gebar sie Zwillinge. Noch vor nicht also langer Zeit war am Kinderbrunnen ein Stein zu sehen, an dem mehrere Kinder ausgehauen waren.

Von Augenzeugen wird auch in Goslar erzählt, es lasse sich zuweilen abends zwischen acht und zehn Uhr auf dem Rammelsberge eine Laterne mit drei Flämmchen sehen. In demselben Augenblicke, in welchem sie oben auf dem Berge sei, erscheine sie auch wohl eine Viertelstunde von jenem Punkte entfernt; sie sei bald hier, bald da, doch nehme sie gewöhnlich ihre Richtung nach dem eine halbe Stunde entfernt dem Rammelsberge gegenüberliegenden Sudmerberge. Die Laterne sei sogar dicht an den Augenzeugen vorbeigeschwebt und sie hätten jeden Augenblick ihren Angriff erwartet, auch die Besinnung verloren und kleine körperliche Verletzungen davongetragen. Man erzählt auch in Goslar, daß vor alten Zeiten eine Frau ihre drei Kinder in einem Brunnen vor Goslar, wohl dem Kinderbrunnen, ertränkt habe, daß darum ihre Seele

noch keine Ruhe finden könne und daher gewöhnlich am Abende in der Gestalt einer Laterne mit drei Flämmchen in der Nähe des Brunnens herumwandern müsse.

Nr. 123. Die verwiesene Papiermüllerin.

Hinter Goslar lag eine Papiermühle, darinnen wohnten ein paar alte Leute, die hatten nur einen Sohn. Als der haranwuchs, schaffte er sich eine Liebste an, und das wollten die alten Eltern nicht leiden. Er ließ sich aber nicht davon abbringen und freite sie. Einige Zeit nach der Hochzeit starb die Alte und der Papiermüller übergab dem Sohne die Meisterstätte und das ganze Kram, zog selbst nach Goslar und nahm da Quartier. Die Zeit lief hin und die junge Frau gebar einen Sohn. Die beiden Dienstmädchen mußten bei der Wöchnerin wachen. Als es gegen Mitternacht war, wurden die Mädchen gleich der Wöchnerin müde und alle schliefen ein. Da sie am Morgen aufwachten, lag der Knabe tot neben der Wöchnerin und niemand wußte, auf welche Weise er zu tode kommen war.

Die Zeit ging wieder hin und die junge Papiermüllerin gebar ein kleines Mädchen. Dabei ereignete sich alles wie zuvor. Eine Zeit lang nach dem Tode der Tochter gebar die Frau wieder einen Knaben. Da war unter den beiden Dienstmägden eine neue, die verzählte der andern in der ersten Nacht etwas und dadurch blieben beide wach. Es war aber eine wundervolle Nacht, der Mond schien hell und als es so gegen elf war, sprach das neue Mädchen, sie wollten gar ein bißchen ausgucken. Nun lag der Papiermühle gegenüber ein großes Angebäude, da entstand plötzlich ein Geräusch und dann ging dort ein Fenster auf und guckte eine weiße Gestalt heraus. Als die Glocke zwölf schlug, schloß die weiße Gestalt das Fenster, holschte wieder über den Boden herüber und ging fort.

Wie der junge Herr am Morgen aufstand, erzählten die Mägde ihm das. Er wollte ihnen anfangs nicht glauben und beschloß, in der folgenden Nacht selbst mit aufzubleiben. Sobald die Glocke nun elf schlug, kam die Gestalt wieder

und der junge Papiermüller erkannte seine Mutter. Schlag zwölf warf die Gestalt wieder das Fenster zu und verschwand. Am andern Tage wurde der alte Papiermüller herbeigeholt, auch der blieb die Nacht auf und überzeugete sich, daß die ersten beiden Kinder von niemand anders als von seiner Frau getötet sein konnten. Er bestellete also sogleich zwei Barfüßer, welche den Geist verweisen sollten. Auch der Arzt und die Hebamme wurden herbeigeholet, für den Fall, daß der Wöchnerin etwas geschähe, weil der Geist auf der Kammer, wo sie lag, verwiesen werden sollte. Die Barfüßer befahlen dem Müller, daß er während der Verweisung alles im Hause offen lassen sollte, und das geschah auch; doch machte der Wächter, als er vorbeikam, die Hausthür und das Dielfenster zu. Die beiden Barfüßer beschrieben zuerst drei Ringe auf dem Fußboden der Stube. Es waren aber die beiden ein junger Mönch und ein alter. Der junge setzte sich unten ans Bett an einen kleinen Tisch, nahm sein dickes Buch, legte es verkehrt und fing an, so darin zu lesen; der alte stellete sich neben ihn. Nun kam auf den Glockenschlag elf die Alte ans Fenster im Angebäude. Als sie ein Schäuerchen (Weilchen) ausgeguckt hatte, schob sie das Fenster zu und kam herein. An dem vordersten Ringe blieb sie stehen. Da sprach der junge Barfüßer: „Geist, bist du ein guter Geist oder ein böser Geist? So gebiete ich dir zu reden.“ Sie antwortete nicht und er frug zum zweiten male. Sie antwortete aber wieder nicht und als er zum dritten male frug, hielt sie ihm vor, daß er seiner Mutter einmal einen Pfennig weggenommen hätte. Er sagte zwar, daß er sich dafür Papier gekauft hätte, aber dennoch mußte er aufstehen, und der Alte setzte sich an seine Stelle. Als der sie auch also anredete, begann sie sich zu schütteln und gestand, sie könne nicht ruhen, weil sie nicht gewollt, daß ihr Sohn seine Frau freien sollte, auch daß sie am Tode der beiden Kinder schuldig wäre. Und wenn das Mädchen diesmal nicht munter geblieben wäre, so wäre es dem dritten Kinde ebenso ergangen. Da verwies der Barfüßer sie ins Rote Meer, sie aber fing an zu betteln: sie möchten ihr doch einen Winkel im Hause lassen, und wenn es nur ein

Loch wäre, wo sie hineinkriechen könnte. Da frug dieser Barfüßer ihren Sohn und ihren Mann, ob sie haben wollten, daß sie im Hause bleiben solle. Die wollten es nicht leiden und sprachen: nein, sie soll ins Rote Meer. Sobald die Glocke zwölfe schlug, wendete sie sich um und war verschwunden und ließ einen furchtbaren Gestank zurück. Als sie herunter kamen auf die Diele, wo der Wächter alles zugemacht hatte, hatte sie das eine Fach von den Fensterruten mit herausgenommen. Von der Zeit an aber ist sie nicht wieder gekommen.

Nr. 124. Die Wöchnerin.

In Goslar stellt ein verwiesener Pastor in einem Hause den Wöchnerinnen nach und ist auch sonst an den Stuben, worin sich Wöchnerinnen befinden, ein Hängel, sodaß sie von innen zugehänget werden. Das Hängel ist aber ein Kreuz, oder es ist wenigstens vor Zeiten ein Kreuz gewesen, und das Kreuz bewirket, daß kein Gespenst und kein Geist an der Wöchnerin Macht hat. Da hat nun auch einmal eine Wöchnerin, die in jenem Hause gewohnet, das Hängel vorgehänget hat und mit ihren Kindern allein in der sichern Stube gewesen ist, draußen ein gewaltiges Rumoren gehöret. Als ihr Mann, der ein Bergmann war, nach Hause kam, sagte sie ihm noch nichts davon; allein als es spät abends war, hörte der ein furchtbares Rumoren im Ofen, und weil er meinete, eine alte Frau, die mit im Hause gewohnet und manchmal eine Pfeife geraucht hat, liege so spät noch im Ofen und suche nach einer Kohle, so rief er ihr zu: sie solle nur herein kommen, er wolle ihr schon Feuer geben. Da ist der Lärm noch ärger geworden, der Bergmann aber faltete darauf die Hände und sprach:

Ihr Höhlengeister, packet euch,
Ihr habt hier nichts zu schaffen;
Dies Haus das steht in Jesus Reich,
Laßt es ganz ruhig schlafen.

Hiernach ist es im Hause still geworden, auf dem Hofe aber ist ein Holzstoß gewesen, da hat eine Glucke oder Bruthenne mit ihren Küken gesessen, die hat während des Lärmens

immerfort gerufen Kakedak und hat geplustert, als suchte sie ihre Brut mit den Flügeln zu schützen. Am andern Morgen aber hat die Glucke mit ihren Küken tot auf dem Hofe gelegen und das Gespenst, weil es der Wöchnerin mit ihrem Kinde nichts hat anhaben können, hat der Glucke mit ihren Küken den Hals umgedreht. Die Wöchnerin ist nun sehr besorgt geworden und als sie am Tage einmal auf den Hof gegangen ist, hat sie ihren Sohn, ein Schulkind, mitgenommen. Wie sie nun aber so auf dem Hofe stand, rief der Knabe alsbald hoch erschrocken: „Mutter, da kommt der Pastor!" In dem Augenblicke sah sie ihn auch, wie er mit ausgebreiteten Armen auf sie zukam. Doch entfloh sie glücklich in die Stube, und getrauete sich erst den Abend in Begleitung ihres Mannes wieder auf den Hof. Der Knabe ist ihnen auch gefolget, und der rief alsbald wieder: „Mutter, da kommt der Pastor." Da sahen sie ihn alle, die Wöchnerin aber erreichte auch diesmal glücklich die Stube und der Mann ging sogleich zur Geistlichkeit und fragte, wie er sich zu verhalten habe. Die Geistlichkeit sagte, am andern Tage solle die Wöchnerin zur Kirche gehen und sich einsegnen lassen; dann aber dürfe sie nicht in das alte Haus zurückkehren, sondern er solle eine neue Wohnung mieten, und da müsse sie sogleich von der Kirche aus hingehen; in das alte Haus sei früher einmal ein Pfarrer verwiesen, der stelle den Wöchnerinnen nach. Und so ist es auch gewesen. Vor einer Kammer in dem alten Hause hat ein mächtiges Schloß gehangen, und auf der Kammer hat der verwiesene Pfarrer gesessen. Der Bergmann aber hat mit seiner Frau gethan, wie ihm geheißen war.

Sagen von Gittelde und der Staufenburg.

Nr. 125. Kaiserswoort in Gittelde.

Durch Förste kam einstmals ein alter Kaiser mit noch so einem alten Knaben; da sagte der Kaiser an der Stelle, wo

Digitized by Google

jetzt Gittelde stehet: hier will ich mich anbauen. Da sagte der andere, dem die Gegend auch lieb war: is dat en Woort? Ja, antwortete der Kaiser, und baute Gittelde. An der Stelle, wo das Gespräch gehalten wurde, stehet jetzt Holz, sie hieß aber noch um 1850 Kaiserswoort. — Ferner wird ein Garten in Gittelde wohl noch heutigen Tages der Kaisersgarten genannt und die Mauer, die ihn umgiebet, die Kaisersmauer. In dem Kaisersgarten hat aber das Schloß des Kaisers gestanden, und die ganzen umliegenden Dörfer haben zu Gittelde gehört.

Nr. 126. Die Schlacht bei Staufenburg und der Schimmel.

Bei der Staufenburg ist eine Schlacht im siebenjährigen Kriege geschlagen und diese hat für unsere Vorfahren einen guten Erfolg gehabt. Vor dem Berge lagen die unseren und frühstückten und hinter dem Berge lag der Feind. Und die Soldaten, was unsere Vorfahren waren, die haben schon an Gott gehakt*). Der eine General hat gesagt: so wenig als sein Pferd, was ein Schimmel war, schwarz wäre, so wenig gewönnen sie auch die Schlacht. Da ist auf einmal das Pferd, welches ganz weiß war, kohlrabenschwarz geworden. — Nun haben die Soldaten erst fertig gefrühstückt, dann ist zum Aufbruch geblasen und der Ausgang des Gefechtes war für unsere Vorfahren glücklich. Dieselben hatten zuletzt mehrere Kanonen gewonnen, die Franzosen aber hatten Reißaus genommen. Das Pferd des Generals ist aber sehr alt geworden, und es ist das kostbarste Pferd gewesen, was in der ganzen Garnison war.

Nr. 127. Die Säule.

Auf Amt Staufenburg hat in der Küche ein roter, runder Pfeiler, eine hölzerne Säule, die inwendig hohl gewesen ist, gestanden, da hat die Frau Amtmännin ihren Mann beredet, den Pfeiler abzureißen, weil er ihr beim Kochen im Wege gewesen ist. Wie nun der Pfeiler abgerissen ist, hat man eine Stimme gehöret, die hat bald geschrieen wie ein Mensch, bald

*) Am guten Ausgang der Schlacht verzweifelt.

wie ein Hund, bald wie eine Eule, die Stimme des Menschen ist aber sehr gräulich gewesen. Auch ist, als der Pfeiler niedergestürzt ist, ein weißes Taschentuch zur Erde gefallen, das hat nachher niemand finden können.

Nr. 128. Burg Staufenburg.

Eine halbe Stunde von Staufenburg auf einem großen runden Berge, der „Burg" genannt wird und mit kleinem Buschwerke bewachsen ist, stehet ein altes Schloß, das im dreißigjährigen Kriege zerstört sein soll. Noch etwas Mauerwerk, wie eine Stube im Umfange, ist da zu sehen. Es wird erzählet, von diesem Berge sei unser Herr Jesus gen Himmel gefahren in einer Wolke, die ihm unser Herrgott geschickt hätte. Darum ziehen nach diesem Berge zu Himmelsfahrt aus Gittelde und drei, vier Stunden Weges ringsumher die Leute und aus Gittelde ziehen Bäcker, Fleischer und Wirte hin, die etwas feil haben. Dann steigen Sänger auf die alte Ruine und singen und beten dort. — Unter der alten Burg aber ist ein Keller oder ein Gewölbe, darin sitzet eine Jungfer mit mehreren Zwergen. Alle sieben Jahre zu Ostern lässet sie sich sehen mit einem dicken Bunde Schlüssel an der Seite. Früher zeigte sie sich öfter, man hat sie aber einmal geprellt und darum erscheint sie jetzt so selten. Sie verweilet, wenn die sieben Jahre um sind, jeden Ostertag eine Stunde, von elf bis zwölf Uhr des mittags, und harret da auf ihre Erlösung. Auch begleitet diese Jungfer ein weißes Spitzhündchen, welches früher, wie sie noch nicht verwünscht war, ihr Schoßhündchen gewesen ist. Es bellt, wenn die Stunde um ist, und sie thut einen lauten Quik, ehe sie verschwinden.

Auch hat einmal da ein Hirt gehütet, dem ist immer eine Sau fortgegangen, und wenn sie wiederkommen ist, hat sie sich so dick gefressen, daß sie den ganzen Tag kein Fressen wieder angerührt hat, und das hat die Sau eine ganze Zeit lang gethan. Da ist ihr der Hirt einmal nachgegangen und sie hat ihn in ein Loch geführt, vor dem eine Rose geblüht hat, die hat er abgepflückt, da ist die Jungfer erschienen und hat ihn mitgenommen. Da hat er sich soviel Geld nehmen

Digitized by Google

müssen, als er hat nur tragen können. Er ließ aber die Rose fallen, da hat sie immer gerufen: er sollte das Beste nicht vergessen; er aber hat die Rose nicht wieder aufgenommen. Wie er nun heraus kommen ist, da ist sein Geld lauter Dreck gewesen und die Rose hat da wieder geblüht, wo er sie abgepflückt hat. Hätte er nun die Rose mitgenommen, so wäre sein Geld auch Geld geblieben, und er hätte durch die Rose die Jungfer erlöset.

Auch ist einmal der Amtmann vom Amte Staufenburg in das Loch an der Staufenburg gegangen, und hat da die Sau verfolgt, da ist die Jungfer ihm begegnet und hat ihn gefragt, was er hier thäte. Da hat er wieder gefragt, was sie hier mit seiner Sau anfinge. Da hat sie gesagt: die fütterte sie nicht um tauben Dunst, und danach hätte er nicht zu fragen, er sollte jetzt machen, daß er fortkäme, sonst erginge es ihm übel. Da hat er nur machen müssen, daß er fortgekommen ist, sonst hätte es ihn noch das Leben gekostet. Die Sau aber hat da dicke Milch und Reilsch (warmes Essen) gefressen, und hat drei Tage nachher neun Ferkeln zur Welt gebracht, die haben alle neun sprechen können, sind aber bald gestorben, denn kluge Menschen und Tiere sterben eher als andere Menschen und Tiere, die dümmer sind. Die Jungfer mit Schlüsseln an der Seite bleicht auf der Fohlenburg in der Kreuzbreite alle sieben Jahre Leinwand. Die ganze Fohlenburg ist dann voll Leinwand gedeckt, und der Spitzhund bewacht die Leinwand. Die Fohlenburg ist ein großer grüner Platz, der sich zum Bleichen eignet. Der Platz liegt, wenn man von Gittelde aus nach Amt und Burg Staufenburg geht, links.

Nr. 129. Der Knabe aus Gittelde und die Jungfer von Burg Staufenburg.

(Niederdeutsch, in der Mundart von Gittelde.)

In Gittelde is en armen Daglöhner ewest, dä hät en Sohn hat, dä is twei Jahr olt ewest, dä gaht hen in't Feld un willt wickeln (Garben binden). Sau sett se düssen Jungen hen sau in de Foor (Furche), un na ne korte Tiet fänget düsse Junge op einmal sau'n fürchterlich Geschrichte an. Da löppet

hei nu flugs (gleich) hen, da hät sik düssen Jungen saune Blinder-Schlange umme'n Hals eschlungen. Da lopet se'r midde na Hus, un willt er midde na'n Dokter, un hät dacht dä Schlange solle schneen (abgeschnitten, operiert) weeren. Awer kein Dokter hät wollt dä Schlange schnien, denn keinder hat 'er konnt en Kop anne finnen, kein Enne un keinen Anfang hät se 'r konnt anne finnen. Düsse Junge aber hät sik sau ower dä Schlange freut un hät esägt, dat düt sien Vogel wörre. Na'n Jahre nu da gaht se wedder up dat Stücke (Feld), da sett se dat Kind weer up düsse Steee, da fänget dat en Geschrichte an: „Sien Vogel wörre weg, un da wörre rin kropen." Da lopet dä Lüe hen un langet en Gefäß (Gerät, Spaten) un willt dä Schlange rooen, dat se da ut hervorfall, un endlicher Wiese komet se nu up dä Schlange up, un da kummt dä Schlange ut den Locke ruter. Da willt se dä Schlange kriegen un willt dä in de Stube setten oder in sau'n olt Buer. Aber düsse Schlange dä lät sik nich holen un maket wedder in den Lokke rinter. Da fänget se wedder an te rooen, da komet se hen up en Kettel vull Geld. Un weil se hen up dat Geld komet, düsse Lüe, sägt düsse Schlange, als nu wörre sei erlöst, sei wörre 'ne verwünschte Prinzessinne von de Staufenborg. Düt Geld dat härre sei da verbuldert (eingegraben) un sei härre't all up mehrerlei Art emaket, dat se härre wollt erlöset sien, sei härre all sau schöne Blaumen up dä Stelle da eruter wassen laten un dä härren dä Lüe nich eacht un nich edan (ganz und gar nicht geachtet), dä Lüe härren sollt man dä Blaumen nafolgen, wu dä dicken Wörteln henewieset härren, denn wörren se up dat Geld henekomen un denn wörre sei erlöset ewest. Dä Lüe härren awer den Stamm (Wurzel) von dä Blaumen nich naefolget un härren dä Blaumen afferetten un rümmerher esmetten. Na einiger Tiet hät dä Junge frien wollt un da is hei wedder up düsse Stelle gahn un hät wollt Geld senken. Da kümmt en witt Männeken un sägt: hei soll man hen gahn nar Borg, da wörre 'n Gang, da kreigte hei wat. Sau weil hei na düsse Borg henkümmet, sau sägt da düsse Prinzessinne: „Mein Sohn, was wünschest Du?" Da sägt hei, hei wolle frieen un datau soll sei öne 'n betten Geld gewen. Da sägt se, wu hei dat von

gewahr eworren wörre, dat sei hier wörre. Da sägt hei, hei härre dat ehört, dat siene Oeldern härren vor öne dat veele Geld ekregen, aber hei härre da nist von ekregen un nu härre öne düt witte Männeken da esägt, dat sei da wohne. Da kricht hei en paar Stapels Gold, düsse Bursche, taur Hochtiet. Da willt dä Oeldern wedder dat Geld hewwen, aber hei hät et nich heregewen, hei hält da Hochtiet vor. Da dä Hochtiet ut is, da stirft düsse junge Mann.

Nr. 130. Die Hexe in Gittelde.

In Gittelde gab's früher viele Hexen und die Häuser, in denen sie wohneten, konnte man daran erkennen, daß öfter ein Feuer über dem Schornstein brannte, dann saß nämlich das Uriändchen oben drauf und brachte ihnen, was sie haben wollten. Dort ist einer alten Bauersfrau ihr Mann gestorben, aber Knechte und Mägde hat sie noch gehabt. Wenn die Sonntags aus der Kirche kamen, hat das warme Essen auf dem Tische gestanden und ist doch auf dem Herde kein Feuer gewesen. Da lauerte einmal einer von den Knechten unter einer großen Tonne in der Küche während der Kirche heimlich auf, was geschah. Wie es so um zehn Uhr hinkam, erschien der Teufel und setzte sich auf ein Querholz im Schornstein, das die Frau für ihn hatte heimlich machen lassen, und hatte auch einen kleinen Gesellen mitgebracht. Als die Frau nun das Essen haben wollte, rief der kleine Geselle immerfort: Meister, er guckt, Meister, er guckt! Sagte die Frau spöttisch: Laß ihn gucken! Denn sie hat gedacht, es wären alle in der Kirche. Da warf ihr der Teufel alles in einen Napf, den sie unterhielt, herunter, sauern Kohl, Schweinefleisch und Kartoffeln. Den Mittag, als das Essen aufgetragen war, hält der Knecht der Frau vor, daß sie es vom Teufel empfangen habe. Da versprach sie, ihm viel Geld zu geben und noch obenein das Hexen zu lehren, wenn er still schwiege. Er sagte ihr zum Schein, daß sie ihn das Hexen lehren solle und da schickte sie ihn hin, einen neuen Topf zu kaufen. Als er mit dem Topfe wiederkam, sagte die Frau, er solle sich darauf setzen und sagen: Ins Teufels Namen.

Der Knecht aber setzte sich darauf und sagte: In Gottes Namen.

Da sprang der Topf voneinander und ein großer Lork saß darunter, und sogleich ging der Knecht hin und zeigte die Frau an. Da wurde ein Scheiterhaufen gebauet, um die alte Hexe zu verbrennen. Als sie nun darauf saß, rief sie ihren Knechten und Mägden, die dabei standen, zu: „Wenn ihr früher am Sonntage Bratbirnen aßet, so waren es Mäuse; aßet ihr Klümpe, so waren es Spinnen; und der Sauerkohl, den es jeden Sonntag Mittag gab, war nichts als Würmer." Da schlugen die Flammen über ihr zusammen.

Nr. 131. Die weiße Kappe.

In Gittelde geht ein Pastor mit einer weißen Kappe in der unteren Kirche spuken, auch steht da zur Nachtzeit die weiße Kappe auf dem Altar. Es ist aber einmal ein Mädchen gewesen, das hat gesagt, es wolle die weiße Kappe aus der Kirche holen, und sich vor keinem grauen. Da geht das Mädchen hin und nimmet die weiße Kappe vom Altare. Da ist der Geist zweimal erschienen und hat geschrieen: sie sollte die Mütze wieder hinbringen. Da geht das Mädchen zum Pastor, der segnet sie ein, und nun soll sie hingehen und die Kappe wieder auf den Altar stellen. Das thut sie auch, wie aber die Kappe auf dem Altare steht, kommt der Geist, nimmet die Dirne in die Arme und drückt sie tot. — Dieser Pastor, das Gespenst, soll verwünschet sein, und wer hingehet, die weiße Kappe vom Altare nimmet, dafür eine schwarze hinsetzet und einen Pfennig in den Armenstock wirft, der hat ihn erlöset.

Sagen der Bergstadt Lautenthal.

Nr. 132. Die Zwerge am Bielsteine. (I—IV.)

I. Unmittelbar am nordöstlichen Ende der Bergstadt Lautenthal liegt der Bielstein. Unterhalb, am nordwestlichen Ende

der Stadt, fließet die Innerste in nordöstlicher Richtung dem Bielstein entgegen, vor seinem Fuße biegt sie links ab und läuft an ihm entlang. Über dieser Krümmung des Flusses, am Berge und zwar nur einige Schritte über dem Wasser, befindet sich eine Höhle, die von den Lautenthalern das Zwergloch genannt wird. Die Ebene aber, welche am Fuße des Bielsteins am rechten Innersteufer und südwärts von der Höhle liegt, wird Spar-die-Müh genannt. Im Zwergloch wohnten in früheren Zeiten drei Zwerge, die verliehen Geld an die Bewohner der Bergstadt Lautenthal, auch silberne und goldene Gerätschaften bei Hochzeiten und Kindtaufen. Einst brachten die Leute den Zwergen das geliehene Geld nicht wieder zurück. Da sie nun wieder zu dem Zwergloche kamen und Geld leihen wollten, vernahmen sie eine Stimme, welche ihnen zurief: Spar die Müh! Von der Zeit an thaten die Zwerge den Lautenthalern nichts mehr zu Gefallen und seitdem heißt auch die Stelle: Spar-die-Müh.

II. Einst tanzten die drei Zwerge droben auf dem Berge und sangen: heute backt eine Frau, die hat keinen Kümmel in ihrem Teig. Das hörten zwei Holzhauer, und da die Frau des einen gerade backen wollte, lief er geschwind nach Haus und warnte sie, doch ja den Kümmel nicht zu vergessen, damit die Zwerge nicht das Brot stöhlen. Unterdessen tanzten die Zwerge immerfort nach der Weise: „Hast du denn unserm Großvater seine Ziege nicht gesehen?“ und nach anderen schönen Melodieen. Als der Holzhauer aber wiederkam, wußten die Zwerge wohl, was geschehen war, nahmen ihn her und prügelten ihn, und das soll auch der Grund sein, weswegen die Lautenthaler das schöne Zwerggeschirr nicht mehr geliehen erhielten und mußten von der Zeit an auf Hochzeiten und Kindtaufen aus hölzernen Schüsseln und mit hölzernen Löffeln essen und könnten doch speisen von eitel Silber und Gold.

III. Eine Frau in Lautenthal hatte von den Löffeln der Zwerge einen behalten. Als die geboren hatte, schoben ihr die Zwerge ein Zwergkind unter, das hatte einen dicken Kopf und konnte nicht sprechen. Da wurde in einer Eierschale Bier gebraut von einer alten Frau und da sagte das Zwergkind:

Döringerland und drei Ringe alt,
Zweimal abgeholt,
Und habe noch nicht gesehen ein altes Weib in der Eierschale Bier brauen.

Da wußten sie, daß sie ein Zwergkind hatten, und sind heute noch ihrer viele in Lautenthal, die den dicken Kopf haben und von den Zwergen herstammen.

IV. Andere erzählen, daß auf dem Bielstein einmal ein Bergmann habe einen Stollen anlegen wollen. Wenn er nun des morgens wieder hinkam, so war das, was er am vorigen Tage gemacht hatte, immer wieder eingeschnrrt, darum sagten die Leute zu ihm: „Spar die Müh." Er gab es aber immer noch nicht auf, dort einen Stollen anzulegen, und fluchte und wetterte, so oft sein Stollen wieder eingeschurrt war. Zuletzt rutschte er einmal vom Bielstein herunter auf seinem Hinterleder und als er unten angelangt war, sprach er zu den Leuten, die dort waren: „Das hätt' ich doch nicht gedacht, daß der Berg wäre an mir heruntergerutschet."

Nr. 133. Der Feuerholzmeister und die faule Rohne.

Ein alter Feuerholzmeister in Lautenthal ging einmal mit der Försterei am Ähnertsberge über Lautenthal auf die Jagd. Da ging er allein auf die andere Seite des Berges, nahm aber weiter nichts mit als seinen Vierfußstock. Auf einmal fiel ein Schuß und als die Försterei hinkam, stand er da mit dem Vierfußstocke und hatte den Hirsch geschossen. Da wird der Hirsch nach dem Försterhofe in Lautenthal gebracht und als er dort lag, verwandelte ihn der Feuerholzmeister in eine faule Rohne (Holzstuke). Da hat der Förster mehrere Waldarbeiter beordert und gesagt, wenn das eine faule Rohne wäre, so wolle er sie auch auseinander hacken lassen. Sowie aber die Waldarbeiter auf die Rohne loshacken, hieb der eine sich ins Bein und die anderen verwundeten sich gleichfalls an ihrem Körper, von der Rohne aber konnten sie nichts abhacken. Da lag die faule Rohne drei Wochen lang auf dem Försterhofe, dann aber war sie verschwunden. Da hat der Feuerholzmeister

sie weggenommen und wieder in einen Hirsch verwandelt gehabt.

Einstmals war Schützenhof in Gittelde, da fand sich viele Försterei vom ganzen Harze zusammen und auch der alte Feuerholzmeister ist dazu kommen. Da schoß er immer gut und weil die Försterei auch gut schießen wollte, bat ihn einer nach dem andern um seine Büchse und legten alle der Reihe nach das Gewehr an, es ging aber bei keinem von der Försterei los. Da sagte der Alte: wenn sie die grünen Röcke auszögen, so würden sie mit seinem Gewehre schon treffen. Da zog die Försterei die grünen Röcke aus und da ging jeder Schuß los und die Herren konnten gut mit der Büchse schießen.

Nr. 134. Der Schildberg.

Am Wege zwischen Lautenthal und Seesen liegt der Schildberg, auf dem sich noch Spuren einer alten Ritterburg finden. Von ihm werden viele Spukgeschichten erzählt und mancher will dort in der Nacht einen Leichenzug erblickt haben. Als noch mehr von der Burg zu sehen war als jetzt, soll sich auch dort am Johannistage eine Jungfer gezeiget, den Wanderer in die Burg gelocket und ihm Schätze angeboten haben, wenn er sie erlösen wollte.

Sagen der Bergstadt Wildemann.

Nr. 135. Wilde Mann.

In alten, alten Zeiten war ein Räuber aus Thüringen nach dem Oberharze verschlagen und lebte dort in der Öde wild mit einer wilden Frau. Sie wohneten in einer Höhle und bedeckten ihre Scham nur mit Borke und mit Hecke, d. h. mit Tannenzweigen, oder auch mit Hexenkraut, d. i. eine Art Moos. Darum werden noch heutigen Tages zum Schützenhof in Wildemann der wilde Mann und die wilde Frau dargestellt in Hecke oder Hexenkraut. Der Ritter Klaus, der das

kleine Klausthal gegründet und den Bergbau auf dem Oberharze angefangen hat, sah einmal auf der Wildemännerklippe, unter der er selber saß, den wilden Mann, so bekleidet, wie eben beschrieben ist. Der trug eine abgerissene Tanne in der Hand und auf dem Rücken einen Bären, den er damit erschlagen hatte, denn er hatte unmenschliche Kraft und hatte schon viele Bären und viele wilde Schweine mit dem Tannenzweige getötet. Ritter Klaus folgete ihm nach und wie er vor der Höhle den Bären abwarf, sah er auch darin die wilde Frau, die er schon früher einmal im Walde gesehen hatte, die aber im Dickicht seinen Augen behende entschlüpft war. Sie schlüpfte auch jetzt sogleich aus der Höhle, als sie den Ritter erblickte, rannte vor Scham in die Dicknis des Waldes und ist nicht wieder daraus zum Vorscheine gekommen. In der Höhle ließ sie ein Kind zurück, das war auch in Hecken und in Hexenkraut eingewickelt und der wilde Mann bekam später mit einer anderen Frau noch fünf Kinder, von denen stammen viele Leute ab in Wildemann und auf dem ganzen Harze. Der Ritter Klaus hielt ihn nämlich zu Waldarbeiten und zum Bergbau an, und aus der Höhle des wilden Mannes entstand die Stadt Wildemann, das Rathaus ist gerade an der Stelle, wo früher die Höhle stand.

Man sagt auch im Scherz: Auf Wildemann sei nur ein Messer, das hänge auf dem Rathause an einer Kette, und wer etwas schneiden wolle, der müsse aufs Rathaus gehen. Damit will man sagen, daß man den Leuten auf Wildemann noch immer ihre Abstammung anmerken könne.

Nr. 136. Hexenbutterwerk.

Auf dem Wildemann war eine Frau, die schloß ein Bündnis mit dem Teufel. Sie handelte auch mit Butter und der Teufel gab ihr einen Beutel, worin etwas war, man weiß nur nicht was. So oft sie butterte, sollte sie das unters Butterfaß legen. Das hatte die Frau schon viele Jahre gethan; da mußte sie einmal ins Backhaus gehen und ihre Tochter ging auf die Nachbarschaft. Die Nachbarsfrau butterte auch gerade, da sagte das Mädchen: sie müßte es machen wie



ihre Mutter, dann bekäme sie viel Butter. Ihre Mutter hätte einen Butterbeutel, wenn sie den unter das Butterfaß legte, käme das Butterwerk sogleich oben heraus. Da sagte die Nachbarsfrau, ob das Kind nicht wüßte, wo die Mutter den Beutel hätte, und es lief sogleich hin, um den Beutel zu holen. Den legte sie unter ihr Butterfaß, da kam die Butter sogleich oben heraus. Als sie fertig gebuttert hatte, gab sie dem Kinde den Beutel wieder, um ihn an seine Stelle zu legen, damit die Mutter nicht merken solle, daß sie den Beutel gebraucht habe. Da wusch sie die Butter, und dann wollte sie dieselbe wägen. In dem Augenblicke ging die Thür auf, und es kam ein Mann herein im dreieckigen Hute und roten Mantel, der hatte einen Pferdefuß und einen Menschenfuß und sagte: ob sie denn nun Butter genug hätte? zog auch ein großes Buch heraus und sagte: sie möchte sich erst hier unterschreiben. Die Frau aber weigerte sich, sie hätte mit so einem Manne, wie er wäre, nichts zu schaffen. Der Mann antwortete: warum sie den Butterbeutel gebraucht hätte? Wenn sie sich nicht unterschriebe, müßte er seinen Teil von der Butter wieder wegnehmen. Einen solchen Mann, wie er wäre — sagte nun die Frau — ließe sie nicht an die Butter, sie wüßte, wie viel sie immer erhalten hätte. Er aber sagte: das wisse er besser als sie, was sein wäre und was ihr gehöre.

Die Frau nahm endlich ihre Butter davon und der Mann das Übrige, damit ging er zur Thür hinaus. Die Frau aber war schwatzhaft und wollte ihrer Nachbarin erzählen, was geschehen war. Als sie die Thür öffnete, klatschte der Mann ihr die Butter ins Gesicht und flog zum Schornstein hinaus. Die Frau aber schrie und lief auf die Straße. Da war der Mann schon hoch in der Luft. Nun legte sich die Frau und wurde krank. Am andern Tage, wo dies geschehen war, um dieselbe Stunde, war sie kalt und ihr Gesicht war von der Teufelsbutter kohlenschwarz.

Es wird auch erzählt, daß in einem Harzdorfe, dessen Namen um 1850 ein Geheimnis war, früher alle Frauen Hexen waren, ausgenommen eine, die der Teufel noch nicht in seine Klubben bekommen hatte. Butterte eine von den Hexen, so war in fünf Minuten alles fix und fertig und das ging

Digitized by Google

folgendermaßen zu: die Hexen hatten vom Teufel dafür, daß sie sich ihm ergeben hatten, ein Knäuel Garn zum Geschenk bekommen, welches, unter das Butterfaß gelegt, den Rahm in Zeit von etlichen Minuten in Butter verwandelte, die sich nachher beim Gebrauche nicht verminderte. Dies Knäuel hatte die Oberhexe in Verwahrung; butterte nun eine von den Hexen, so ging sie hin zur Oberhexe und holte sich dasselbe, legte es unter das Butterfaß und in wenigen Minuten war schon alles fertig, auch Butter die Menge. Nun butterte eines Tages auch einmal die Frau, die keine Hexe war. Von des morgens an bis Mittag hatte sie schon gebuttert, aber noch schien es nicht, als ob es Butter werden wollte. Da kommt ein Mädchen, welches mit der Tochter dieser Frau im gleichen Alter ist, und will dieses zur Schule abrufen. Das Mädchen sieht die Quälerei dieser Frau und verwundert sich darüber. „Wenn meine Mutter buttert," sagt es, „so ist es ripsch, rapsch, rupsch, dann ist die Butter fertig. Das geht ganz geschwind. Sie legt ein Garnknäuel unter das Butterfaß, dann hat sie so viel Butter, daß sie sie nicht alle bewältigen kann. Wenn ich's einmal holen soll? Meine Mutter hat heute morgen auch gebuttert; jetzt ist sie aber ausgegangen." — „Ja," sagt die Frau, „hole es einmal." Rasch läuft das Mädchen hin und holt das Knäuel. Darauf geht es mit dem Mädchen der Frau in die Schule und läßt das Knäuel da. Nun legt die Frau das unter das Butterfaß und in weniger als fünf Minuten ist die Butter fertig, und die Frau hat auch viel mehr gehabt als sonst. Das Mädchen hat aber das Knäuel nicht wieder abgeholt und so bleibt es denn bei der Frau liegen bis zum Abend. Als es nun dunkel geworden ist und die Frau gerade in der Küche ist, kommt der Teufel im Schornsteine herunter, ein dickes Buch unterm Arme haltend, darin haben auch die Namen aller anderen Frauen im Dorfe gestanden. Nun fängt der Teufel mit der Frau zu unterhandeln an und sagt, da sie sich seines Geschenkes bedient hätte, so müsse sie sich ihm auch ergeben. Aber die Frau will anfangs nicht daran. Er hält ihr das dicke Buch vor und sagt ihr, daß so viele ihm sich schon verschrieben hätten, so viel Namen darin ständen, nun solle sie sich entscheiden und sich mit ihrem Blute

unterschreiben. Ja, sagte die Frau, der schon übel zu Mute wird, das könne sie so für sich nicht thun, da wolle sie erst ihren Mann einmal fragen, was der dazu sagte; er solle mittlerweile das Buch dalassen und morgen um diese Zeit wiederkommen. Darauf macht sich der Teufel fort und läßet auch gutmütig das Buch da. Abends spät, als der Mann zu Hause kommt, erzählt ihm seine Frau dies Stückchen mit dem Teufel. „Nein," sagt der Mann, „daraus wird nichts. Morgen gehst du zum Pastor, der wird dir wohl Rat und That geben, wie wir uns zu verhalten haben." Am andern Tage geht die Frau mit dem Buche hin zum Pastor, erzählt ihm ihre Angelegenheit und fragt ihn, wie sie sich dabei zu verhalten habe. Dabei giebt sie dem Pastor das Buch hin, das der Teufel dagelassen, und sagt zu ihm, daß sie sich darin unterschreiben solle, aber sie thäte es auf keinen Fall. Da nahm der Pastor eine Feder und schrieb in das Buch unter die Namen:

„Christi Blut und Gerechtigkeit
Ist mein Schmuck und Ehrenkleid."

„Heute Abend," sagte der Pastor, „wird nun wohl der Teufel um die Zeit wiederkommen. Legen Sie nur das Buch aufgeschlagen in die Küche und verhalten Sie sich ganz ruhig. Sie werden dann schon sehen was sich begiebt; thun kann Ihnen der Teufel nichts, der hat keine Macht an Ihnen." Die Frau thut auch wie ihr geheißen ist und legt das Buch aufgeschlagen in die Küche. Abends zu der bestimmten Zeit kommt auch der Teufel wieder im Schornsteine herunter, aber schon ganz wütend. Als er das Buch sieht und das Geschriebene liest, thut's auf einmal einen Krach und ist zum Küchenfenster hinaus und mit ihm auch das Küchenfenster fort. Das Buch aber lieget noch auf der nämlichen Stelle und als die Frau es verbrennet, werden die übrigen Weiber, deren Namen darin mit Blut geschrieben ist, vom Teufel frei. Das Küchenfenster hat nicht wieder eingesetzt werden können und das Fensterfeld steht heute noch offen.

Digitized by Google

Sagen vom Hibichenstein und der Bergstadt Grund.

Nr. 137. Der Zwergkönig Hibich. (I—IV.)

I. Der Hibichenstein, zwei mächtige aneinanderstehende Kalksäulen unweit Grund, ist zu der Zeit, da noch große Riesen am Harze gingen, von einem Riesen aus dem Schuh geschüttet, wo er ihn wie ein kleines Steinchen drückte.

II. Im Hibichenstein wohnten Zwerge, die sollen im Grunde mitunter den Leuten die Kinder gewartet haben. Ihr König ist der Hibich gewesen, ein alter Mann mit rauhem Haar, wie ein Bär, einem sehr alten Gesichte und von kleiner Statur. Er hat einen eisgrauen Bart gehabt, der ist ihm bis auf die Brust gegangen und darin hat eine zauberische Kraft gesteckt. In der Hand hat er ein silbernes Grubenlicht getragen, das hat so hell geschienen wie die Sonne, und auf dem Haupte eine goldene Krone. So klein er gewesen ist, konnte er sich doch sehr ausrecken. Früher hat er, wie einige sagen, alle fünfhundert Jahre einmal auf die Oberwelt kommen dürfen; jetzt nicht mehr. Der Zwergkönig Hibich hat die Waldungen beschützet und spielte den Leuten, die in der Waldung Schaden anrichteten, oft einen Possen. Er zeigte sich aber auch wohlthätig gegen arme und hilflose Menschen, die in den Wald kamen und ihm treuherzig ihre Not klagten. So ging einstmals eine Bergmannsfrau aus Grund in den Wald, deren Mann schon lange hatte krank gelegen, sie wollte Tannenzapfen suchen und dafür sollte ihr der Bäcker Brot geben. Wie sie nun im Walde war, kam der alte Hibich und fragte: was sie hier suche, da erzählte sie ihm alles und der Zwergkönig gab ihr ein Kraut und sagte, davon würde ihr Mann genesen. Auch bezeichnete er ihr eine Stelle im Tannenwalde, da würde sie Tannäpfel finden, und dahin begab sich die Bergmannsfrau, fand aber anfangs keine. Da fing es plötzlich an zu werfen, wie von den Bäumen herunter, mit lauter Tannäpfel.

Die Frau aber ward von keinem getroffen, sondern alle flogen an ihrem Kopfe vorbei in die Kiepe. Das waren die Zwerge, die haben schon Ordre gehabt vom Zwergkönig Hibich und haben der Frau aus der jungen Grüne, worin sie versteckt waren, die Tannäpfel zugeworfen. Als die Kiepe voll war und die Frau sie aufhob, dünkte sie sogleich ihr etwas schwerer, als sonst eine Kiepe voll Tannäpfel ist. Da sie wieder an die Stelle kam, wo sie den Zwergkönig Hibich getroffen hatte, kam der wieder und fragte, ob sie Tannäpfel gefunden habe. Da sagte sie, was ihr begegnet war und da offenbarte es ihr der alte Hibich, daß das seine Zwerge gewesen seien, fügte auch hinzu, das wären silberne Tannzapfen, davon solle sie nehmen so viel, daß sie mit ihrem Manne und ihren Kindern genug hätte, von dem übrigen Silber solle sie die Kirche zu Grund neu bauen lassen, riet ihr auch noch, des Krautes nicht zu vergessen, das er ihr für ihren Mann gegeben. Wie nun die Frau nach Hause kam, da waren die Tannäpfel nichts als gediegenes Silber, von derselben Art, von dem die alten Harzgulden gepräget wurden. Und damals hatten Gold und Silber noch einen viel höhern Wert als jetzt und von dem Silber, was die Frau in ihrer Kiepe getragen hatte, ist richtig die Kirche zu Grund gebauet und von dem, was sie für sich behielt, kamen noch große Reichtümer in die Familie des kranken Bergmanns. Der aber wurde von dem Kraute, das der alte Hibich seiner Frau im Walde gegeben hatte, von Stunde an so gesund wie ein Fisch.

III. Auf dem Försterhofe in Grund wohnete vor alten Zeiten einmal ein Förster, der hatte seine Frau früh verloren, und nur noch einen einzigen Sohn. Der soll ein recht geschickter und auch recht guter Bursche gewesen sein, nur ein bißchen zu vorwitzig. Einmal ging der Förstersſohn an einem Sonntag Nachmittage mit seinem Freunde, einem Bergmannssohne, spazieren ins Holz. Wie sie nach dem Hibichenstein gelangten, kam das Gespräch auf dessen Höhe und der Bergmannssohn sagte, den wollte er sehen, der da hinaufsteigen könnte. Da sagt der Förstersſohn, das wäre nichts, und er wagte es, der andere aber riet ihm ab. Denn wenn einer hinaufgestiegen ist, hat er nicht wieder herabgekonnt und am

andern Tage zerschmettert unten gelegen. Aber der Förstersohn glaubte nicht daran, lachte und sagte, nun wollte ers erst recht thun. Er ließ sich nicht halten, was der andere auch angeben mochte, und stieg hinauf. Mag ihm wohl sauer geworden sein: denn was man jetzt den kleinen Hibichenstein nennt, ist vor alten Zeiten viel größer gewesen als der, den man jetzt den großen Hibichenstein nennet, und hat deshalb auch der große geheißen. Der Förstersohn gelangte richtig oben auf den Hibichenstein hinauf. Da war oben ein großer breiter Platz, darauf sprang er hin und her und tanzte vor Freuden, daß er droben war, und rief zu seinem Kameraden herunter, er möge auch hinaufkommen. Der Bergmannssohn aber schüttelte den Kopf, und wie der Förstersohn eine Weile getanzet hatte, bat er ihn sehr, er möge nun auch wieder herunterklettern. Das wollte der Förstersohn auch, aber wie er herabzusteigen dachte, konnte er nicht fort von dem Platze oben auf dem Felsen, wie sehr er sich auch mühte, denn der alte Hibich hatte ihn zur Strafe da festgebannt. Da kam der alte Förster mit der Flinte, wehklagete um seinen Sohn und wollte ihn endlich herunterschießen. So wie er auf seinen Sohn zielete, kam der alte Hibich und fragte, was er hier machen wolle, und als der Förster antwortete, er wolle seinen Sohn vom Hibichensteine herunterschießen, riet ihm der Zwergkönig ab von solchem thörichten Unternehmen. Vom Felsen herunter bat aber der Förstersohn immerfort, daß sein Vater nur losdrücken möge, und darum legte der Förster von neuem das Gewehr an und zielte. Da entstand aber plötzlich am Hibichenstein ein furchtbares Donnern und Blitzen und Regengüsse strömten dem Förster in die Pfanne, so daß das Gewehr nicht losging. Andere berichten, als der Förster losschießen wollte, waren sogleich die kleinen Zwerge mit Heckruten bei der Hand, die schlugen ihn auf die Finger und neckten ihn hier und da mit Tannenbüschen, daß er nicht losdrücken konnte. Und damit ließen sie nicht nach, obgleich er immerfort rief: „Jungen, geht mir aus dem Wege! Mein Sohn soll ja dort oben nicht verhungern!“ So brach die Nacht herein und der Förster war nicht zum Schuß gekommen. Er ging endlich nach Hause mit dem Vorsatze, am andern Morgen



mit dem Früheſten wiederzukommen und ſeinen Sohn herunterzuſchießen. Auch der Bergmannsſohn und die andern Leute von Grund, die dazu kommen waren, gingen mit ihm nach Hauſe und zuletzt ging auch der Bergmannsſohn heim, weil ſein guter Freund ihn ſelber bat, daß er ſich Ruhe gönnen möge, um am andern Morgen ſo früh als möglich wieder in ſeiner Nähe zu ſein und zu verſuchen, ob Rettung möglich wäre. Kaum war er fort, da kamen auch ſchon die Zwerge an. Alle trugen Bergmannskleidung und jeder hatte ein Grubenlicht, auch führeten ſie kleine gar kunſtvolle Leitern mit ſich, davon ſetzeten ſie eine auf die andere, und nun hielten die zuſammen, als wären ſie ineinander gelötet. Wie nun ſo eine einzige große Leiter aufgerichtet war und bis an die Spitze des Hibichenſteins hinanreichte, da ſtand auch ſchon auf jeder Stufe ein Zwerg mit ſeinem Grubenlichte und leuchtete. Und da mußte ſich der Förſtersſohn dem Zwerge, der auf der oberſten Stufe ſtand, auf die Schultern ſetzen, und da war auf einmal die Leiter ſo breit, daß er ihn an all den andern Zwergen vorbeitragen konnte, die da mit ihren Grubenlichtern ſtanden und leuchteten. Als der Förſtersſohn vom Hibichenſtein herunter war, waren all die Lichter verſchwunden und alle Zwerge waren fort, auch der, der ihn getragen hatte. Da kam der alte Hibich wieder, nahm ihn bei der Hand und ſagte: Da er einmal oben auf dem Hibichenſteine geweſen ſei und ſo große Angſt dafür ausgeſtanden habe, ſo ſolle er nun auch noch mit in des Zwergkönigs Schloß kommen; der laſſe es ſich nicht nehmen, er müſſe ihn nun zum Beſchluß einmal ordentlich bewirten. Alſo ging der Förſtersſohn mit dem Zwergkönige durch ein großes Thor in den Berg hinein und führete ihn in ein großes Zimmer, da ſtanden Stühle und eine große Tafel, davor mußte er ſich hinſetzen. In dem Zimmer blinzten die Wände von Stuferz, die Decke war von einem Stück Schwerſpat, weiß wie der Schnee, und von der Decke hing ein großer Kronleuchter herab, ganz von Kryſtallen und Edelgeſtein, größer als im goslarſchen Zehnten; und der Fußboden war mit grünen Tannenzweigen überſtreut und die Pannele glänzten nur ſo von Gold und Edelgeſtein. Und mitten in der Stube ſtand

Digitized by Google

ein Glaskopf und ein silberner Stuhl davor. Darauf setzte sich nun der Zwergkönig, sagte zu dem Förstersohn, er solle sich setzen und schlug mit dem silbernen Schlägel gegen den Tisch von Glaskopf. Der gab einen Ton von sich, so köstlich, wie man es in der Welt nicht höret. Da kamen tausend kleine Frauenbilder herein, die trugen Erdbeeren und Himbeeren auf, und der Hibich sagte zu dem Förstersohn, er solle davon nehmen. Also sprachen sie zusammen, und die andern Frauenbilder machten Musik dazu. Wie die Mahlzeit zu Ende war, schlug der Hibich wieder mit dem Fäustel an den Tisch von Glaskopf, und wie der köstliche Ton wieder erklang, da trugen die kleinen Frauenbilder Krüge herein von lauter Silber; und der Hibich sagte zu dem Förstersohn: er solle Bescheid thun. Der sagte: Glück auf und that seinen Zug. Aber so Herrliches hat er im Leben nicht getrunken. Wie nun der Förstersohn sich so erquickt hatte, führte ihn der Hibich in ein gar großes Gemach, da war auf der einen Seite an den Wänden Silber, auf der andern Gold. Nun stand der Hibich da und kommandierte auf einmal: Silber! und das andere mal: Gold! und bei jedem Ruf des Hibich mußte der Förstersohn zugreifen, und der Hibich rief so lange: Silber und Gold! daß er mit unermeßlichen Reichtümern belastet wurde. „Willst du mir nun einen Gefallen thun?“ sagte Hibich; „nämlich so lange der große Hibichenstein der große bleibet, hab' ich mein Recht daran und darf auch auf der Erde walten gehen (umgehen); wenn aber der große Hibichenstein zum kleinen wird, so kostets mich die Krone, und dann darf ich bloß unter der Erde herrschen. Da schießen nun immer die Leute nach Krimmern, Raben und Falken oben auf dem Hibichenstein, und das darf ich nicht leiden; denn triffts den Stein, so bröckelt etwas ab.“ Der Förstersohn versprachs und gab ihm die Hand darauf, daß weder sein Vater, noch er selbst, noch ein anderer, so lange er lebe, jemals nach dem Steine schießen solle. Wie das geschehen war, führte ihn der Hibich in ein anderes Zimmer. Da war ein Bett von Moos recht artig bereitet. Der Hibich sagte, er wolle seinen Gast morgen zeitig wecken und wünschte ihm gute Nacht. Der Förstersohn hatte noch nicht lange geschlafen, da weckte

es ihn auf, und wie er die Augen aufschlug, graute der Morgen, und wie er sich besann ('s ist kalt gewesen), lag er unten am Hibichenstein unter einem Busch, all sein Silber und Gold aber, das er auf des Hibichs Ruf bekommen hat, lag neben ihm. Das hat er alles der Obrigkeit verzählt und den Armen von seinem Reichtume mitgeteilt. Und die Obrigkeit hat ein Gesetz ausgehen lassen, daß keiner auf den Hibichenstein steigen und keiner da nach Falken und Krimmern schießen dürfe und nach Raben. Und so lange der große Hibichenstein ist unversehret gewesen, hat der Hibich da sein Wesen gehabt und viel Gutes gethan, und manchen Bösen bestrafet, und es hat ihn auch mancher gesehen. Aber im dreißigjährigen Kriege haben die Kaiserlichen die Spitze des großen Hibichensteines aus Mutwillen mit Karthaunen heruntergeschossen, und von der Zeit an hat kein Mensch den Hibich mehr gesehen.

IV. In einer Mühle speiseten die Zwerge jede Nacht und der Müller mußte deshalb jeden Abend mit seiner Familie ausziehen. Eines abends kam ein alter Soldat und bat den Müller, ihm in seiner Mühle für die Nacht ein Quartier zu vergönnen. Der Müller erklärte ihm die Sache, wie es zusammenhing, und sagte: wenn er sich vor den Zwergen nicht fürchten wollte, so könnte er da bleiben. „Ach," sagte der Alte, „ein alter Soldat darf sich nicht fürchten," stopfte sich eine Pfeife und setzte sich hinter den Ofen, während der Müller mit seiner Familie wieder auszog. Wie es die Nacht an zwölf Uhr kam, erschien eine ganze Hetze Zwerge. Sie deckten den Tisch und setzten goldenes und silbernes Geschirr darauf, worin sogleich von selbst Speise war. Wie dies geschehen war, kamen sechs Zwerge, hatten Hibich auf eine mit Gold und Silber ausgestickte Bahre gelegt, und setzten ihn auf der Mitte der Tafel auf einen hohen Sessel. Kaum hatte er aber fünf Minuten gesessen, da schrie er: hier riechts nach Tabak, und die kleinen Zwergmännchen schnüffelten den Soldaten auf, sprangen mit goldenen Gabeln und Messern auf ihn zu und wollten ihn ermorden. Dies Ding verstand aber der Soldat unrecht, nahm seinen Stock und hieb die ganzen Zwerge in die Flucht, ihren Hibich hatten sie aber

sitzen lassen, und der verschwand von selbst. Da strich der alte Soldat das Gold- und Silbergeschirr ein, legte es auf die kostbare Bahre und zog damit zu Markte, verkaufte das überflüssige Geschirr und die Bahre und lösete daraus so viel, daß er frei und frank leben konnte, hatte aber doch etwas von dem seltenen Geschirre behalten, und es war in demselben, sobald er es sich nur wünschte, die kostbarste Speise. Am anderen Abende saß er wieder in der Mühle und der Müller war auch dageblieben. Wie es nun an zwölf kam, klopfte etwas dreimal an das Fenster und fragte: Müller, hast du deine böse Katze noch? Da schrie der alte Soldat selber: „Ja, sie jungt alle Nächte zwölfe." Da riefen die Zwerge betrübt: „Dann mag dir der Teufel wieder kommen," und sind seit der Zeit nicht wieder kommen. Der alte Soldat lebet aber bei dem Müller herrlich und in Freuden, und lebet alle Tage einen Tag von seiner Wunschspeise.

Sagen der Bergstädte Klausthal und Zellerfeld.

Nr. 138. Sagen vom Bergbau. (I—VII.)

I. Es ist einmal ein Venediger gewesen, der wurde auf Klausthal zum Steiger gemacht. Wenn die Leute nach Haus zu gehen wünschten, ließ er sie sogleich gehen, weil er alle Arbeit für sie that. Wegen seiner Nachsichtigkeit mit den Bergleuten erhielt er viel Strafe und wollte deshalb nach Venedigen zurück. Er entließ alle seine Leute, behielt nur den Anschläger und fragte, ob er mit ihm wolle. Der sagte ja. Da machten sie miteinander ins Gesenk hinein, wo die Tonnen hineingehen, und der Steiger besetzte die ganzen Löcher so weit, daß sie losgehen mußten, um den Stollen zu nichte zu machen. Sein Zorn war so groß, daß er mit dem Stollen auch noch einen Bergmann, der da arbeitete, in die Luft sprengte, wiewohl der Anschläger um dessen Leben bat.

Da frühstückten sie miteinander und dann gings immer im Felsen entlang und überall war der schönste Weg. Als sie lange genug gegangen waren, kamen sie ins Venedigenland, in einen großen schönen Garten bei des Steigers Haus. Dem Anschläger gefiel es da sehr gut, als er aber eine Zeit lang da gewesen war, fragte ihn der Steiger: ob er einmal wieder nach dem Harze wollte. Er sagte: gerne, nahm rasch sein Grubenlicht, und sie gingen immer in dem Felsen entlang. Weil in den Bergen alles eingestürzet war, konnte er von da an nicht mehr finden, wo sie gefrühstückt hatten, und der Steiger brachte ihn ganz aus der Erde heraus und ging dann zurück nach Venedigenland. Als der Anschläger aber nach Klausthal kam, kannte ihn da niemand mehr und seine Frau und Kinder waren auch nicht mehr dort. Da wurden die Altertümer aufgeschlagen und darin stand, daß dieser Bergmann vor einigen hundert Jahren verschwunden war. Er hatte aber geglaubt, nur einige Jahre in Venedigenland gewesen zu sein.

II. In dem voriger Betriebe der Silbernaaler Gruben haben sie einen Kunstknecht gehabt, der hat am Sonnabend, als die Bergleute Schicht gemacht haben, dem Kunstjungen alles übergeben, ist nach Zellerfeld gegangen und hat da sich verweilet bis den Montag Nacht um Zwei. Dem Jungen hat er angekündiget, es möge geschehen, was da wolle, so solle er nicht hineinfahren. Wie er nun zurückkam, stand das ganze Gesenke (die Tiefe) voll Wasser und da sind sie eingefahren, er hat aber dem Kunstjungen angekündiget, es möge geschehen, was da wolle, so möge er nichts sagen, sondern nur immer Acht geben, auf daß ers auch so machen könne, wenn er einmal Kunstknecht wäre. Als nun der Kunstjunge zusahe, so ging das Wasser ohne weiteres an den Wänden herauf. Da sie nun herauskamen, war das ganze Gesenke schon leer und da waren auch schon die Frühschichter, die fuhren hinein und konnten ohne weiteres ihre Arbeit beginnen. Der Kunstjunge hatte auch niemand etwas verraten, wiewohl die Leute in Zellerfeld wußten, daß der Kunstknecht zu Haus war und sich in der Zeit nicht um die Kunst bekümmerte. Endlich drohte aber der Geschworner dem Kunst-

jungen mit Ablegen (Dienstentlassung), wenn er nicht bekenne, und da hat er gesagt, was er gesehen hat. Sobald ers aber ausgesprochen hat, ist er tot zu Boden gestürzet. Der Kunstknecht aber ist verschwunden und soll auch der alte Markscheider mit ihm fortgegangen sein, der den Dammgraben angelegt und, wie das Volk sagt, verpfuscht hat, und der soll alle die alten Kunstriffe vom Harze mit sich genommen haben.

III. Es erzählte ein Knabe: Mein Großvater hieß Friedel Märten und arbeitete in den Gruben auf dem Klausthal mit einem Kameraden, der hat Christian geheißen. Da sagte Christian zum Friedel: „Weißt du was, Friedel, ich will an Lasebuch mitbringe, wollen an Teifel für uns locken.“ Am andern Morgen bringt Christian auch ein Lesebuch mit und wie sie den Abend da nun lesen, kommt so ein Gebollwerke und ein Ungestüm im Schacht herauf und hin vor die Stubenthür. Das ist der Teufel gewesen, der ist im Schacht heraufgekommen, hat die Stubenthür aufgemacht und hereingeguckt. Da hörte nun Christian auf zu lesen und guckten alle beide vor sich nieder. Da fuhr der Teufel wieder im Schacht herunter und nun war es still. Christian aber sagte: „Weißt du was, Friedel, morgen Abend will ich noch mal an ander Lasebuch mitbringen, wolln an Teifel noch näher für uns locken.“ So brachte Christian denn auch wieder ein Buch mit, und als sie den Abend darin lasen, kam wieder so ein Rumoren im Schacht herauf und der Teufel erschien wieder, kam in die Stube, trat vor den Christian und sagte: wenn er das wieder von rückwärts lesen könne, was er von vorwärts gelesen hätte, so wäre ihm das Leben geschenkt, aber wenn er das nicht könnte, so müßte er sterben. Da las der Christian es von rückwärts und da ist der Teufel wieder im Schacht herunter gefahren.

IV. Vor langen, langen Jahren, da der Zellerfelder Teich gemacht wurde, arbeitete daran auch ein Grabenarbeiter namens H . . . ., ein pfiffiger und vermessener Bursche. Der saß an einem Nachmittage mit seinen Kameraden und vesperte. In ihren Gesprächen kam die Rede auf das Grabenhaus, das nicht weit unterhalb des Teufelsteiches auf dem Graben stand,

zur Teilung des Wassers nach der Bockswiese und nach dem Spiegelthale. Schon oft hatte der Grabenarbeiter, welcher die Wasser weg- und hineinmachen mußte, trotz des festen Schlosses, das an der Grabenhausthür war, bemerkt, daß eine Änderung der Wasserleitung gemacht und dadurch großer Nachteil für die betreffenden Werke herbeigeführet war. Trotzdem, daß häufig gewacht und das Haus beobachtet wurde, auch niemand gesehen war, war doch kurze Zeit, nachdem der Grabenwärter weg war, die Wasserstimmung anders gewesen, als sie sein sollte. Man kam endlich dahin überein, es müsse im Grabenhause nicht richtig sein und das fand so viel Anklang, daß die meisten Leute sagten: Im Grabenhause spukts. Mein pfiffiger Grabenarbeiter nahm einen kräftigen Schluck Branntwein und sagte, wie er seinen Kameraden den Bergspiegel hinreichte: „Dissen Ohmd will ich de Wasser emol schtimme; der Karel soll mer de Schlissel gahn." — „Na," sagten die andern, „nimm dich in Acht, dort ists nicht geheuer; du kannst den Kürzern ziehen." — „Ach was! Possen! Den will ich sehen, der mir an den Teiler kommt! ohnehin ist Mondschein." — „Na! Na! wir sagen nichts. Wenn du einen Klapphandschuh davonträgst, hilft dir ihn keiner tragen." Der eine der Grabenarbeiter sagte: als er neulich sich beim Stukenroden verspätet habe und die Nacht hereingebrochen sei, so habe er im Vorbeigehen eine luftige weiße Gestalt im Graben unter das Haus hinschlüpfen sehen; er habe sich aber weiter nicht darum bekümmert, am andern Morgen seien aber die Wasser, statt nach der Bockswiese, nach dem Spiegelthale gekommen. Ein anderer sagte: als er voriges Jahr spät aus den Heidelbeeren gekommen sei von den drei Birken, habe er in der Nähe des Grabenhauses eine feurige Schlange im Graben liegen sehen und die sei im Graben fort unter das Haus hingeschwommen und darunter verschwunden, und am andern Tage sei das Wasser unrichtig gezogen gewesen. Ein dritter sagte, den Bau des Grabenhauses habe der Teufel nicht haben wollen, und da die Menschen ihm den Willen nicht gethan haben, so mache er ihnen immer Schabernack. „Kurz und gut," sagte der Älteste, der Pfiffikus, „ich mache diesen Abend die Wasser hin nach der Bockswiese, trotz Höll'

und Teufel," und nachdem noch zwei Stunden gearbeitet war, sagten die übrigen dem H . . . . .: „es gieh der wull" und gingen nach Hause, als eben der Grabenwärter kam, Wasser nach der Bockswiese hinzumachen. „Karl," sprach H . . . . . zu ihm, „laß mich heut Abend mal deine Arbeit thun. Ich will diesen Abend mal Wasser herummachen, du kannst dich drauf verlassen. Ich will auch dabei bis wenigstens um elf Uhr wachen, daß uns kein Schabernack dabei gemacht wird." — „Nun, wenn du willst," sagte der Grabenwärter, „ich habe nichts dabei. Nimm dich aber in Acht. So kann ich diesen Abend mal ein bißchen früher zu meiner Braut." Er gab dem H . . . . . die Schlüssel und sprach: „Nun machs gut; es gieh der wull," und ging nach Hause. H . . . . . ging nun gleich hin nach dem Grabenhause, zog das eine Geschütz auf und setzte das andere zu, schloß danach das Haus zu, probierte, ob es auch fest zugemacht war, und nachdem dies geschehen, stopfte er sich eine Pfeife und legte sich in das grüne Gras mit den Worten: „Nun will ich doch den sehen, der mir den Kram verderben will." Zu Hause wartete aber seine Mutter mit dem Abendbrote. Es schlug sieben und er kam nicht; es schlug acht und er war nicht da; es schlug neun und zehn und seine Mutter wartete immer vergeblich. Endlich ward ihr angst und bange. Sie ging nach einem seiner Kameraden, klopfte den auf und fragte besorgt, ob er nicht wisse, wo ihr Sohn sei. „Doch," sagte er, „der ist beim Grabenhause geblieben und hat dem Grabenwärter heute seine Arbeit abgenommen." Wie ein Stein fiel das der Mutter aufs Herz. Sie, in ihrer Angst, lief gleich hinaus und — welch ein Anblick! Zwanzig Schritt vom Hause beschien der Mond einen Totenschädel, der sie anglotzte, vier Schritt davon lag der Rumpf, den Kittel noch an, und ohne Arme und Beine, weiterhin lag ein Bein und ein Arm, und am Hause war ein Bein an die Thür und der andere Arm an den Giebel des Hauses angenagelt. Voll Schreck lief die Mutter nach Hause, und nachdem man hinausgegangen und die Sache näher untersucht hatte, hat es sich gefunden, daß das alles Teile des zerstückelten Körpers von dem Grabenarbeiter H . . . . . gewesen sind. Es ward alles sorgfältig in

Digitized by Google

einen Sarg gethan und H . . . . . wie ein Umgekommener mit allen bergmännischen Ehren beerdiget. Das Haus wurde bald nachher abgerissen und seit der Zeit hat sich nichts Verdächtiges da wieder hören und sehen lassen.

V. Zu Anfang der Zeit, da man schrieb 1700, ist ein Bergmeister gewesen, der hat Hinten geheißen und eine Haushälterin gehabt. Der hat er anbefohlen, ihn nicht vor der bestimmten Zeit zu wecken, wenn er am Nachmittage eingeschlafen sei. Sie soll ihn aber auch keine Minute länger liegen lassen. Wie er nun eingeschlafen ist, setzt sich die Haushälterin aus Vorsicht neben ihn hin und sieht genau nach der Uhr und dann nach ihrem Herrn. Auf einmal kommt ihm eine Maus aus dem Munde gekrochen, läuft an ihm hinunter und verschwindet auf der Erde. Wie die Weckzeit näher kommt, eine Minute vor der Zeit, kommt die Maus zurück und kriecht dem Bergmeister wieder in den Mund. Der Bergmeister wacht mit einem Schnarcher auf, zieht rasch sein Fahrzeug an und fährt nach. Und sicherlich hat er jedesmal durch die Maus Nachricht bekommen, daß die Leute falsch gearbeitet haben oder ausgerissen sind, denn er ist nie vergeblich gefahren. Nun ist auch einmal ein Bergmann vor Ort, der hat Schramm geheißen. Sie haben auf dem Durchschlag gearbeitet. Es ist gerade Freitag gewesen und sie machen sich auf die Fahrt, um auszureißen. Wie sie ans Fahrloch kommen, sitzt der Bergmeister auf dem Fahrloche. So ists ihnen dreimal gegangen. Das kommt den Bergleuten wunderlich vor, und sie erkundigen sich bei dem Gaipelaufseher, wie das wohl zugehen mag. Aber der hat nichts gesehen. Also forschen sie die Haushälterin des Bergmeisters aus, aber die sagt, er sei gar nicht aus dem Hause gegangen. Und doch haben ihn die Gedinghauer gesehen. Nach dem dritten male kommt der Bergmeister, nimmt ab und sagt: wenn sie wieder ausreißen würden, so würden sie nie wieder aufs Geding kommen.

VI. In alten Zeiten hat ein Puchjunge eines Morgens verschlafen. Er wohnt am Zellbache auf dem Klausthal und läuft deshalb gleich hinten aus seiner Gartenpforte über die Bremerhöhe nach seinem Thalspuchwerke zu. Wie er eben

Digitized by Google

aus seiner Pforte tritt, stolpert er über etwas. Wie er sich umsiehet, erblickt er einen Maulwurfshaufen, der glänzet wie Silber. Er fährt mit der Hand so hindurch, und was er damit fassen kann, das steckt er in seine Tasche und beeilt sich dann, daß er an Ort und Stelle kömmet. Er denkt an dem Tage gar nicht wieder an den Vorfall. Wie er aber des abends nach Hause kömmet, so klingelts in seiner Westentasche, und wie er sie auszieht, siehe da! es sind lauter blitzblanke silberne Näpfchenpfennige. Von diesen hat die Familie noch bis auf diesen Tag mehrere zum Beweise der Wahrheit aufbewahrt.

VII. Ein Bergmann auf dem Klausthal träumte in der Nacht, daß er am folgenden Tage Schaden nehmen würde, darum fuhr er an diesem Tage nicht an, blieb daheim und legte sich auf das kleine Sopha, das in seiner Stube stand. Da fiel aber das Plätteisen herunter, das über ihm am Balken hing und erschlug ihn. Von der Zeit an fahren die Bergleute noch unverzagter als zuvor in den tiefen Schacht und sie sagen, man sehe aus dieser Begebenheit, daß man überall in Gottes Hand stände und daß sie den, den sie erreichen wolle, auch auf dem Sopha zu finden wisse.

Nr. 139. Der Bergmönch vom Klausthal und vom Zellerfeld. (I—VIII.)

I. Der Bergmönch, der sich auf dem Klausthal und dem Zellerfeld zeigt, ist früher ein Bergmeister gewesen, der solche Freude an dem Bergbau gehabt hat, daß er im Tode den lieben Gott gebeten hat, er möge ihm statt der seligen Ruhe im Himmel lieber die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Berg und Thal und Gruben und Schachten umherzufahren und den Bergbau zu beaufsichtigen. Diese Bitte ist ihm gewähret. Der Bergmönch erscheinet den Menschen in der Kleidung eines Bergmeisters mit einem silbernen Grubenlichte. Seine Beschäftigung ist diese: er durchfährt alle Stollen, durchspürt jeden Bau, geht auch am Tage (das heißt auf der Oberfläche der Erde) an solchen Stellen, unter denen Erzgänge liegen, hin und her, und zwar bald langsam, bald

schnell wie der Blitz. Bisweilen setzet er sich auf die Kunstgänge, oder er hält sie auf, oder er drillt auch die Wasserräder, je nachdem seine Laune ist, oder je nachdem er den Schützer leiden mag oder nicht. Er tritt manchmal aus dem festen Gestein heraus in den Gruben, und das feste Gestein thut sich vor ihm auf, und ist er hineingetreten, schließet es sich hinter ihm so fest, daß keine Spur bleibet. Man hat ihn des nachts oft aus alten Stollenmundlöchern und aus alten Pimpen, auch aus den engsten Räumen der Radstuben herauskommen und in denselben verschwinden sehen. Wem er gut ist, dem thut er manchen Gefallen, macht ihm Geschenke und erscheint ihm in Menschengestalt und in Menschengröße. Wem er böse ist, oder wo er sich unbeachtet glaubet, oder sich um das Auge der Menschen nicht kümmert, erscheint er in seiner wahren Gestalt. Dann ist er riesengroß, gekleidet wie ein Geschworener. Seine Augen sprühen Flammen und sind wie Kutschenräder, sein silbernes Grubenlicht ist so groß wie ein Scheffel, und die Flamme desselben ist von entsprechender Größe und Helle, seine Beine sind wie Spinnengewebe. Wenn ein Bergmann seine Pflicht nicht thut, giebt er ihm den Rest.

II. Das Mönchsthal bei Klausthal hat seinen Namen vom Bergmönch, der hat hier seinen Lieblingsaufenthalt gehabt. Es hat auch hier früher sehr reiche Gruben gegeben. Da ist der Bergmönch manchmal in der Grube erschienen, ja wohl gar in die Bucht gekommen, und die Bergleute haben sich an ihn gewöhnet, daß sie eben keine Furcht mehr vor ihm gehabt haben. Aber manchmal hat er auch seine Launen gehabt, hat die Schütteln aufgehoben, daß man die Wasserräder nicht hat zum Stehen bringen können, oder hat die Kunst aufgehalten und die Bergleute erschrecket durch allerlei abenteuerliche Spiele und Neckereien. Dadurch ward er endlich den Bergleuten zur Last und sie haben ihn gern los sein wollen. Endlich folgten ihm einmal ein paar Bergleute nach und legten, so wie sie gingen, Kreuze vor sich hin. Da ging der Bergmönch zuletzt in eine Schlucht hinein, welche hinten durch eine nackte Steinwand geschlossen wird. Der Bergmönch blickte sich noch einmal um und sah ganz zornig aus.

Digitized by Google

Darauf rührte er den Stein an. Sowie er den angerührt hatte, that er sich voneinander und der Bergmönch trat hinein. Gleich darauf schloß sich die Wand wieder fest zusammen. Seit der Zeit ist der Bergmönch nicht wieder in die Gruben gekommen, aber diese sind auch alle überschwemmt und man hat sie auflassen müssen und bis auf diesen Tag sind die Wasser im Mönchsthal nicht zu gewältigen und keine Grube hat Glück. An der Stelle, wo der Bergmönch in den Fels gegangen ist, auf der nämlichen Felswand ist das Bild eines Bergmannes zu sehen; man kann aber den Stein jetzt nicht mehr finden.

III. Es hieß eine Grube „der alte Segen," darinnen arbeitete ein Bergmann, der kam abends, als er heimkehren wollte, in einen Gang und ging lange darin hin. Zuletzt wollte sein Licht ausgehen, da kam der Bergmönch, gab ihm ein ordentlich Stück Inselt (Unschlitt) und winkte ihm, nur noch weiter in dem Gange hinzugehen. Zuletzt kam er in einen Schacht, den er gar nicht kannte, und sah Gold und andere edle Erze. Sein Licht aber verminderte sich gar nicht und sein Kamerad fragte ihn, woher er es hätte. Endlich verzählte ers, aber als es heraus war, schmolz sein Licht schon zusammen und von dieser Zeit an ist auch das ganze Gold und Stufferz, das in diesem Gange gewesen ist, wie das Talg zerschmolzen und wie in die Luft gespritzt.

IV. Einem Bergmann Ahrend, dem der Bergmönch auch Inselt gegeben hatte und der es gegen die Kameraden ausplauderte, stellete der Bergmönch nach. Am Weihnachtsheiligenabend wollte der Bergmönch ihm in einer Grube etwas anthun, da kam aber seine Frau, die sammelte im Sommer heilsame Kräuter und hatte einen Kräuterbeutel auf der Brust hängen. Da warf der Bergmönch den Ahrend lebendig aus der Grube und sagte zu der Frau ärgerlich:

Hättest Du nicht Dill und Dust,
So hätt' ich es wohl gewußt,

d. h. er hätte wohl gewußt, was er sonst gethan, nämlich, daß er dem schwatzhaften Bergmann ein Leid zugefügt hätte.

V. Der Bergmönch hat einem Weilarbeiter gesagt, daß er nicht eher arbeiten solle, bis drei Tage vor der Abnahme.

Immer drei Tage vor der Abnahme wolle er kommen und das Geding richtig machen. Er dürfte es aber niemand sagen. Er wolle ihm Öl auf seine Lampe gießen, das solle so lange brennen, als er lebe, wenn er reinen Mund hielte. Da ist er verschwunden in die Kluft hinein, wo alles geblitzt und geblänkert hat. Der Bergmönch machte nun stets die Arbeit für den Weilarbeiter. Als dieser aber beim Trunk diese Sache verzählte, verdörrte das Licht und der Bergmönch kam nicht wieder, um für ihn zu arbeiten.

VI. Es ist einmal ein Bergmann kommen, der hat Arbeit gesuchet und die ist ihm angewiesen an einer Stelle, wo es sehr schwer gewesen ist, das Erz loszuhauen. Als es nun an die Arbeit gehen sollte, sagte er zu seinem Kameraden, der schon längere Zeit herangefahren war: nun lasse du mich nur machen, und jetzt wollen wir uns noch eine Zeit lang hier draußen verweilen, dann aber geh' ich hinein und besorge die Arbeit allein. Dazu verstehet sich der Bergmann endlich, und so hat der Fremde die Arbeit lange Zeit allein besorget. Zuletzt hat aber den Bergmann die Neugierde so geplaget, daß er sich nach dem Gange geschlichen hat, wo er und sein Kamerad die Arbeit gehabt haben, und da hat er gesehen, wie sein Kamerad ganz ruhig am Gesteine gelehnet, und ein Geist, welcher der Bergmönch gewesen ist, aus Leibeskräften für ihn gearbeitet hat. Darauf hat er sich wieder fortgeschlichen, bald ist aber sein Kamerad ihm nachgekommen und hat ihm eine tüchtige Backpfeife gegeben, und von der Zeit an hat er müssen wieder selbst arbeiten.

VII. Es ist einmal ein recht armer Bergmann gewesen, dessen Frau kam nieder mit dem siebenten Kinde. Das hat ihm nun große Sorge gemacht, denn er hat schlechte Strosse gehabt und also hat der Lohn nicht reichen wollen. Eines Abends saß er mit seiner Frau trübselig zusammen, da klopfte es an die Thüre. Gleich darauf trat jemand recht fest auf und der Bergmönch kam herein, gab beiden die Hand und sprach: „Ihr seit ehrliche Leute, ich weiß es, darum will ich euch aus der Not helfen." Damit gab er der Frau einen Packen Flachs, klar wie die Sonne, dem Manne aber gab er ein Stück Unschlitt, befahl ihnen auch, niemand etwas davon

zu sagen. Damit verschwand er. Der Flachs **aber** hat **nicht abgenommen** und der Unschlitt ist nicht verbrannt.

VIII. Zwei Nachtschichter standen vor Ort, aber der Bohrer wollte nicht bohren und es war als bohrten sie auf lauter Hornstein. Am nämlichen Abende machten ihre guten Freunde sich lustig und da beschwatzte der eine den andern, daß sie hinausfahren wollten. Sie fuhren also auf einem Stollen nach einer andern Grube hin und wollten da hinausfahren. Als sie durch den Stollen waren, kehrte auf einmal der Vordermann um und schrie: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!" und machte, daß er vor seinem Kameraden vorbeikam. Da sah der den Bergmönch, der stand vor dem Stollen und hatte ein silbernes Grubenlicht in der Hand, so groß wie ein Scheffel und die Flamme ging bis an die Stollenklappen und seine Augen waren so groß wie Wagenräder und seine Beine waren wie Spinnengewebe. Und wie er seine Hand ausstreckte und den beiden den Hals umdrehen wollte, da stürzten sie fort und fuhren zurück. Aber der Bergmönch lachte aus vollem Halse. Die Nachtschichter fuhren in vollem Laufe bis nach ihrem Schachte und da hinaus. Wie sie noch eine Fahrt hatten, da stand der Bergmönch quer über dem Fahrloche und wie der erste den Kopf hinausstreckte, klemmte ihn der Bergmönch zwischen seine Beine, zog ihn aus dem Fahrloche heraus und drehte ihm den Hals um. Wie der andere Nachtschichter das sahe, fuhr er wieder hinein, aber der Bergmönch folgte immer nach. Da dachte er, sollst nur gleich wieder an deine Arbeit gehen, vielleicht thut er dir nichts; fuhr gleich wieder zurück, und wie er vor Ort war, fing er an zu hämmern. Aber er hatte so harte Strosse, daß das Feuer nur immer so gestrahlet hat vom Bohrer und daß er allein so einige Stunden hat bohren müssen, und der Bergmönch stand immer dabei, und wie der Nachtschichter fast nicht mehr das Fäustel regieren konnte und dachte, er wolle sich einen Augenblick erholen, da hob der Bergmönch die Hand auf und wollte ihm eine Ohrfeige geben. Da hat er wohl oder übel hämmern müssen, bis er sein Loch nieder hatte, und der Bergmönch hat noch dazu gelacht, daß die ganze Strecke geschallt hat. Wie das Loch

Digitized by Google

nieder war, blieb der Bergmönch noch immer stehen. Kurz von der Sache zu reden. Der Bergmann mußte auch noch schießen. Da warfs denn einen Haufen herein, daß es was Ungeheures war. Und der Bergmönch wollte immer noch nicht weg. Und es konnte alles nichts helfen, der Bergmann mußte aufräumen. Wenn er nun eine Masse Berge aufgemauert hatte an den Wangen, lag noch wieder eben so viel auf dem Haufen und das Aufgemauerte war weg und der Haufen ward nicht kleiner. Zuletzt konnte er nicht mehr, es ward ihm ganz schwarz vor den Augen und er sank in Ohnmacht. Da ging der Bergmönch ins Feste. Wie der Nachtschichter aufwachte, war alles aufgemauert und alle Arbeit gethan. Er hat nachher die Geschichte oft verzählt.

Nr. 140. Die Bremerhöhe.

Die Höhe bei Klausthal, auf welcher die Windmühle stehet, heißet die Bremerhöhe und hat ihren Namen von einem Manne, dem sie gehöret hat. Dieser Mann ist sehr reich gewesen. Der ganze Wald samt dem Berge hat ihm gehöret. Aber einmal gehet er an einem Frühlingsmorgen in seinem Forste spazieren. Da höret er den Kuckuck schreien. Ei, denkt er, sollst doch auch einmal hören, wie lange du noch zu leben hast. Also fragte er den Kuckuck, wie lange er wohl noch leben werde. Da schreit der Kuckuck: Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck! — J, denkt der Bremer, wenn du nur noch drei Jahre zu leben hast, so sollst du dirs auch recht zu gute machen; fängt also an zu wirtschaften, daß er nach drei Jahren keinen Baum mehr hat, viel weniger einen Forst. Alles ist durchgebracht. Und so hat denn der arme Schelm sein Brot vor anderer Leute Thüren suchen müssen, noch lange Jahre. Wenn er nun jemand um ein Almosen angesprochen hat, so hat er gesagt: Seid doch so gut und teilet einem armen Manne etwas mit, den der Kuckuck betrogen hat.

Nr. 141. Die Schnapphähne.

Wenn zwei Harzer gemeinschaftlich aus einem Glase Schnaps trinken, so beobachten sie dabei den Brauch, daß derjenige, welcher eben getrunken hat, indem er das Glas

dem andern zuschiebet, neben dem Glase mit dem Finger auf den Tisch klopfet. Der andere antwortet auf die nämliche Weise. Davon erzählt man sich folgendes. Im dreißigjährigen Kriege hat es auf dem Harze viele Bergleute gegeben, die haben auf ihre eigene Faust mit dem Kaiser Krieg geführt und weil die Herzöge von Braunschweig es auch mit den Papisten gehalten, auch gegen die braunschweigischen Behörden. Doch haben sie dem Bürger nichts zu Leide gethan. Aber kaiserliche Soldaten haben sie erschossen auf dem Marsche und auch in ganzen Scharen Gefechte geliefert und kaiserliche Beamte aus den Ortschaften entführet, Kassen weggenommen und Pferde und Munition geraubet. Diese Leute hat man Schnapphähne genannt. Und Tilly hat Preise auf ihren Kopf gesetzt und sie wie Räuber behandelt. Sie haben sich aber drei Tage, oder wenn sie nichts im Schilde geführt haben, bald hier bald da ganz einzeln aufgehalten, und weil ihrer viele gewesen sind, so haben sie ein Zeichen verabredet. Wenn nämlich ein Schnapphahn in einem Wirtshause oder sonst wo gewesen ist, wo er mit andern Branntwein getrunken hat, so hat er bei jedem Schluck mit dem Finger auf den Tisch leise aufgeklopfet. Ist nun noch ein Schnapphahn dagewesen, so hat ders gleich ebenso gemacht. Und daran haben sie sich erkannt. So haben sie sich überall schnell zusammenfinden und ihre Anschläge sich mitteilen und verabreden können, ohne daß andere sie erkannt haben. — Der Brauch vom Aufklopfen vor dem Schnapstrinken herrscht übrigens auch außerhalb des Harzes in Niedersachsen.

Nr. 142. Die Haulemutter. (I—II.)

I. Auf dem Zellerfeld war ein Bergmann, der ging abends spät nach Hause, da saß die Haulemutter da und haulte, und hatte das eine Bein auf einem Zaune an der einen Seite des Fahrweges und das andere Bein auf einem Zaune an der andern Seite. Weil der Bergmann nun sehr beherzt war, so ging er gerade unter der Haulemutter durch. In dem Augenblicke aber schlug sie ihm den Hut vom Kopfe. Der Bergmann ließ den Hut liegen; als er aber nach seinem Hause kam, so wohnte dort eine Frau; der sagte er, er habe

seinen Hut verloren, den möge sie ihm doch langen, er müsse dort zwischen den beiden Zäunen liegen. Die Frau ging hin und nahm den Hut auf; aber kaum war sie damit in dem Hause angelangt, so war auch schon die Haulemutter draußen und haulte ganz furchtbar und bedrohte das ganze Haus. Da haben sie ihr den Hut aus dem Fenster geworfen und damit hat sie sich beruhiget, aber der Hut ist am andern Morgen auf der Straße in lauter Fäden zerrissen gewesen.

II. Ein Bergschmied vom Klausthal fuhr vor fünfzig bis sechzig Jahren eines morgens früh um ein Uhr an. Wie er am Zellbach durch das sogenannte Prachtgäßchen kam, hörte er eine feine und dünne Stimme, welche zu ihm sprach: „Bleiste schtiehn! bleiste schtiehn!“ Weil er aber wußte, daß die Frau, welche in dem kleinen Hause an der Straße wohnte, eine Hexe war, so dachte er gleich, das ist die Hexe, die dir einen Schabernack anthun will, und lief was er laufen konnte, daß er fortkam. Aber gleich hörte er hinter sich ein Trappeln und Rappeln, Jauchzen und Schreien, daß ihm Hören und Sehen verging, und doch sah er nichts. Mit einem male that's einen Satz und er fühlte auf seinen Schultern eine schwere Last, gleich als wenn sich ein Mensch darauf setzte und mit den Beinen vorn herunterhinge. Er fühlte auch, wie die Finger gleich Krallen in die Haut eingeschlagen wurden. Und das Ding verließ ihn nicht eher, bis er die Gaipelthür aufgemacht, an welcher er matt und erschöpft auf dem unteren Burgstädter Zuge ankam. Dann aber gab's ihm einen derben Schlag in den Rücken, daß er ohnmächtig im Gaipel hinstürzte und erst nach einigen Stunden sich von seiner Not erholen konnte. Des abends, als er nach Hause kam, hatte er noch die schwarzen Flecke auf Schultern und Rücken.

Nr. 143. Der Geisterseher.

Ist auch einmal auf dem Zellerfeld einer gewesen, der ist an einem Sonntage geboren, des nachts zwischen elf und zwölf Uhr; der hat auch Geister sehen können, und wenn er einem begegnet ist des nachts, hat er mit ihm gesprochen. Aber nur mit guten Geistern hat er zu thun gehabt, denn er ist ein

Digitized by Google

frommer Mann gewesen, mit bösen Geistern hat er sich nicht abgegeben. Nun war einmal Fastnacht. Da war er auch in der Kirche. Und wie der Pastor auf der Kanzel stand und legte Gottes Wort aus und sagte, wie ein Bergmann sich verhalten müsse, wenn er Gott lieb und angenehm sein will, da saßen auch zwei auf der andern Emporkirche, dem gegenüber, der hat Geister sehen können. Die schwatzten miteinander und lachten, und hörten gar nicht darauf, was der Pastor sprach. Und hinter ihnen stand der Herr Urian (der da hat Geister sehen können, hat's mit seinen leiblichen Augen gesehen) und hatte eine Kuhhaut und eine große Feder in der Hand. Und mit der Feder schrieb er auf die Kuhhaut alles, was die beiden schwatzten, mit großen Buchstaben, daß es der andere hat lesen können. Wie der Pastor aufhörte zu predigen und das Vaterunser betete und den Segen sprach, hörten die beiden noch nicht auf zu schwatzen und zu lachen; und der Böse konnte es nicht alles auf die Kuhhaut bringen. Da trat er mit dem einen Fuße auf die Kuhhaut und mit den Händen zog er sie an sich, und wie er so zog mit aller Gewalt, rutschte ihm die Kuhhaut unter dem Fuße weg. Da fiel der Böse rücklings nieder und streckte die Beine gen Himmel. Das fiel dem Bergmann so ins Lachen, daß er sich nicht halten konnte, und er lachte so laut, daß die ganze Kirche davon schallte. Der Pastor hat ihn aber gleich gesehen und erkannt und hat ihn sich gemerkt, und wie die Leute aus der Kirche gingen, stellte er sich ins Kirchenhaus, wartete, bis der Bergmann herauskam, und sagte zu ihm: er möchte doch ein paar Augenblicke mit ihm gehen, er hätte ein paar Worte mit ihm zu sprechen. Gut das Ding! Wie sie beim Pastor ins Haus getreten waren, ging er mit dem Bergmann gleich auf seine Studierstube und da hielt er ihm Gottes Wort vor, und hielt ihm eine Strafpredigt, die ist aus dem FF gewesen: ob er sich denn nicht der Sünden schäme, daß er sogar an seinem höchsten Feiertage im Gotteshause vor allen Menschen den Segen verspottete. Dafür könne es ihm nun und nimmermehr wohlgehen. Wie der Pastor fertig war, sagte der Bergmann: nun, Herr Pastor, sind Sie fertig? Sagte der Pastor: ja. „So erlauben Sie mir wohl auch, daß ich spreche." Sagte der Pastor: Wenn

Digitized by Google

er was zu sagen hat, mag er's sagen. Da verzählte ihm der Bergmann alles, was er gesehen hatte und sagte ihm alles wieder, was der Böse auf die Kuhhaut geschrieben hatte, und gab ihm die Hand drauf. Wie das der Pastor hörte, sagte er gleich zu ihm, so möchte er ihm doch den Gefallen thun und nur noch ein paar Augenblicke verziehen; und schickte hin und ließ die beiden rufen. Wie sie kamen, ließ er den Bergmann in das Nebenzimmer treten. Darauf fragte er die beiden, was sie heute Morgen unter der Predigt gesprochen hätten. Da sagten die beiden, sie hätten nicht gesprochen. Fragt er sie noch einmal, ob sie leugnen könnten, daß sie gesprochen hätten, und sagt ihnen alles wieder, was sie gesprochen haben. Aber sie blieben dabei, sie hätten nicht gesprochen. Da machte der Pastor die Thür auf, und der Bergmann, der da hat Geister sehen können, trat in die Stube und sagte so und so, das und das, und verzählte auch, wie's der Böse gemacht. Da erschraken die beiden und bekannten, und nun wollten sie es auch in ihrem Leben nicht wieder thun. Da war's gut, und der Pastor gab ihnen noch manche gute Lehre mit auf den Weg. Den andern Sonntag saß der Bergmann, der ein Sonntagskind war, wieder in seinem Stuhle und gegenüber saßen die beiden anderen. Wie der Pastor auf der Kanzel stand und legte Gottes Wort aus, richtig stand wieder der Böse hinter den beiden und hatte seine Kuhhaut und seine große Feder. Aber die Bergleute sprachen kein Wort und hörten aufmerksam zu. Und wie der Pastor das Vaterunser betete und den Segen gab, beteten sie recht andächtig mit. Da nahm der Herr Urian seine Kuhhaut zwischen die Zähne und zerriß sie, und seine Feder zertrat er mit den Füßen und stürzte wütend durch den Gang und die Treppe hinunter und zur Kirche hinaus. Und alle Menschen haben den Lärm gehört, aber keiner hat gewußt, wo er herrührte. Aber der da hat Geister sehen können, hat alles gesehen und hat's nachher oftmals verzählt.

Nr. 144. Die Stiefmutter.

Einem Bergmanne ist seine Frau bei ihrem zweiten Kinde im Kindbette gestorben. Er hat aber bald darauf wieder ge-

heiratet. Aber die Stiefmutter ist mit den beiden Kindern ganz unbarmherzig umgegangen. Das ältere hat sie gepeiniget mit Arbeit, die es noch nicht hat verrichten können, und hat ihm die Nahrung vorenthalten, und wenn das arme Kind nicht hat thun können, was die Stiefmutter gewollt, so hat es Schläge, aber nichts zu essen bekommen und oft hungrig zu Bette gehen müssen. Dem kleinsten Kinde hat aber die Mutter keine Nahrung gegeben, hat's auch nicht gewartet und nicht reinlich gehalten, in der Meinung, es solle auf diese Weise sterben. Aber das kleine Kind ist ihr zum Trotze gediehen. Als einmal auch das ältere Kind nichts zu essen bekommen, aber desto mehr Schläge, hat es geweinet und gejammert und ganz laut gerufen: Ach Mutter! Mutter! ach meine liebe Mutter! Da sprang die unbarmherzige Mutter auf das Mädchen los, um es noch mehr zu schlagen; indem that die kleine einen lauten Schrei, flog auf den Vater zu und zog ihn hinter sich her, daß er hinter den Ofen sehen mußte, wo die Wiege stand. Und da sah er, wie bei der Wiege seine verstorbene Frau saß und das Kind im Arme hatte und es säugete mit ihrer Brust. Die Stiefmutter aber, wie sie das sah, erschrak fast zu Tode, bat das arme geschlagene Mädchen um Verzeihung und es möge doch in Zukunft nur nicht seine Mutter rufen, und sie ist seitdem eine gute Mutter für die Kinder geworden, und da hat auch der Geist der Mutter Ruhe gehabt und hat sich nicht wieder sehen lassen.

Nr. 145. Wer soll dn Teifel net porren.

An Ratsel.

(Im oberharzischen Bergmannsdialekt, der sog. Harzsprache.)

Is ämol ä Barkmann gewest. Wenn dar hot vor Ort geschtanden und hot sich epper geschniest oder darkleinig, su hot er gesagt: Da Teifel, dan soft du hahn. Dos hot er lange Zeit su getriem. Aemol schtieht er ahch vor Ort un schniest sich un saht: Da Teifel, dan soft du hahn! Su wiere dos gesaht hot, schtieht a der Teifel vorne. „Was hoste do gesaht, Karrel! Dos prowier mer noch ämol, softe sahn, wie dersch gieht." — „Haha," sahte dr Barkmann, „en wos woste du mir

thun? Du host an mir kä Thäl." — „Na, ich sah dersch," schpricht der Teifel, „thuste mersch noch ämol, ich will net häßen, wie ich häß, giehtersch ene Värtelschtunne schlacht." Und do dermit verschwindter. De anure Nacht, wie dr Barkmann wieder vor Ort schtieht, klatsch! „Da Teifel, dan sost du hahn!" Schwuppdich is dr Teifel wieder do. „Ich sahdersch! Mach mich net zacket! kann su wos net leiden. Loßmersch unterwahng! — „Haha! du alwerner Teifel! Ich bin hie in män Beruf. Kannst mir nischt thun. Schar dich deine Gäng!" — „Na ich sahdersch in guten. Namm dich in Acht." Do drauf verschwindter. De annre Nacht is dr Barkmann wieder vor Ort. Klatsch! „Da Teifel, dan sost du hahn." In Ahmblick is dr Teifel do: „Karrel, ich sahdersch zum letzten mol. Loß mich zufrieden, oder es giehter schlacht." — „Haha! du sost mich wull lahm loßen. Schar dich deine Gäng." — „Ich hohdersch zum letzten mol gesaht. Prowiermersch net wieder." Wack isser. De annre Nacht, wie mei Barkmann wieder vor Ort schtieht, klatsch! „Da Teifel, dan sost du hahn!" Dr Teifel is wieder do, un is glatt unriehmsch vor Wut. „Wart, Jerg! Nu will ich dersch eindränge. Du sost mich zum letzten mol gefoppt hahn!" Do dermit verschwindter. Mei Barkmann oder lacht sich schef und ähtschtne wos aus. Gut das Ding. In der namling Nacht macht sich dr Herr Uriäng nong Klasthol, nimmt ä paar Fansterscheim ausen Kerringfanster, fährt in dr Kerch nein un langt de silwern Lächter von Altar un prackteziertse dan Barkmann ins Haus un unter sän Bett. Dr Barkmann kimmt gehng Morring häm un legt sich zu Bett un hot aus nischt wos Arges. Na! gans frieh an Morring wärds all publick, daß de Kerch beschtuhln is, un 's kimmt a dr Owrigkät ze Uhren. De Herrn hin nohch dr Kerch un sahn de Beschäring. Nu isses oder Winter gewast, un es is von dr Kerch aus ene Schpur gange nohch dr Schulgaß zu. Dar Schpur wärd nohchgange, un weil se ahm in dan Barkmann sän Haus fiehrt, wärd kleich nein gemaschiert un fluck gefissentiert. Dar Barkmann is ahm aufgeschtanden, un weil er noch de Schlof in de Ahng hot un sich das net ze reime wäß, su schmeißt er de Piedels un dn Herrn gleich ä Schock Dunnerwatter an Kopp un will wissen, wosse in sän Haus ze suchen

hahn. Dos wier sich finden, häßt's. Forsch ärschte sollt er zu sei Maul halten. Wos willer machen? Har muß es sich gefallen lossen, lett sich's a gefallen un denkt: wardtich schneiden! saht oder: „Wenner oder nischt findt, saht, Karrels, känuter das Ding? ('s is ä Axtenhalm gewast) sollich ä Watter regieren." Oder dos Ding kimmt annerscht, wieer ich lächtsen denken känut. Untern Bett waren de Lächter gefunden. Un nu trawalljeh la portt, Marsch! in dn Pfardieb seiner Schtet! Drauf ins Verhär. Hie verzehlter, wosne mit dn Teifel begähnt is. Oder de Herrn lachenna in de schieren Zähn, un denken: dar Karrel wäß wull wie's elfte Gebut häßt, oder hie kimmste an de unrachten. Wart, häßt's hie, dir soll dr Schpaß balle vergiehn. Marsch mit dir of dr Tracktur! Na, dar muß all ä Karrel sein, dan do net es Läkeln vergiehn soll. Har kann's net aushalten un bekäunt, ja har hette de Lächter geschtuhlen. Na, wie da es Ortel gelaut hot, känuter ich lächtsen vierschtellen. Es Ortel häßt: har sull gehängt waren. Na prost!

De Nacht vor dr Eckseknzion kimmt dr Teifel zum Barkmann in dn Pfardieb seiner Schtet: „Na, Jerg, wie gefellts der in dr Fisitenschtuh? Hoste endlich gennuk? oder hoste a Lust zum hanneftne Fanster?" — „Dn Teifel offen Kopp," saht dr Barkmann, „ich sah wull, du bist ä Erzgeneralschpitzbub, un war dich porrt, dan kost's Hals un Krahng." — „Na, ich sah, du bist klieker geworren. Här, ich willder än Vierschlohk machen. Verschreibmer deine Seel, su soste dei bissel Lahm behalten." — „Was? icha? meine Seel? dan Teifel willichder verschreim!" — „Na besinn dich! Forwahr, es is ene verdammte Himmelfahrt, wu dr Mäster Hammerling druhm of dr wartt un dir mit dn Schtrick dn Willkummerts gitt. Loß dich net ä mol hänge. Mer kann's net zwä mol prowieren." — „Heija! Loß dich obmohle of Leschpapier mit Elfarwa, biste zwä mol ze sahn!" — „Na här, än verdammt harten Kopp hoste denn oder doch. Verschprachmer, daß de mer su deschpecktierlich net wieder begähne witt, su soste deine Seele un a dei Lahm behalten. Giehste dos ein?" — „Nu ja, dos is wos annerscht; dos will ich eingiehn." — „Na gut. Dos is dei Gelick. Wennste nu morring offen Galling schtiehst un dr

Schinderschknacht will dr de Schling iwern Kopp schmeißen, denn gieh mant schlank wack, offen Galling hin un schteig dr Fahrt nob. 'S wärd dich käner hinnern." Na gut das Ding. Dn Tohk drauf, 's nohchmittogs, wiere seine Armesinderschmohlzeit ahm in Leiwe hot, wärder ausen Gefängnis rausgefiehrt. Offen Mark is ä Rummel Menschen, daß es gans wos grundluses gewast is. Gans Klasthol is of dn Bänen, die guckenne ahn, as wie ä wild Gethierg. Mitten offen Mark is ä Gebrickrich aufgefiehrt, do sitzen de Herrn droffe in vullen Schtaat. Do wärdne noch emol es Ortel viergelasen un gefragt, epper wos derwieder einzewenden hot? Oder har saht kä Wort. Alsu, „das Ortel is geschprochen, der Schtock der is gebrochen." Do fiehrensen wieder nunter in dn Krähsch, dan de Zaldaten gemacht hahn. De heiling Engels schmeißenna of än Karrn of ener Kuhhaut. Dr Schriftgelehrte mit sän Alkoran setzt sich beina un schwatztne was vier, wure net drauf härt. De grußen Schilersch vor dn Karrn, de Korrent derhinter, schtimme dn Lieningtansermarsch ahn. Je Fuchs! Vorwarts gieht's zu dr Schtadt nans, nong Galling. Na, es Harz hot ne denn doch oder gepuckert, wierre dr Fahrt nauf schteigt. Zunt schtiehter of dr deitschen Siewena, un dr heilige Engel denkt all: nu hoste dei letzt bissel Brut in Leiwa. Oder wiene dr Musche Plicks de Ehs iwern Kopp schmeißen will, wutsch, do bickter sich, wutschtne untern Arm wack, gieht of dr deitschen Siewena hin nohch dr Fahrt un schteigt nob. Wierre unten is, guckter nohch emol su von ohngefahr zurick. Wierre sich umguckt, wos dan Dunnerwatter, do schtieht dr Teifel bei dn Schinderschknacht un hot än Schtruhwisch un hältn in dr Ehs nein, un zeigt dn Leiten, was kä Gesicht is. Wiere dos ane Weil ahngesahn un sich saht gelacht hot, giehter mitten dorch dan Rummel Menschen dorch. Käner haltne ahn, daß er ungeschuren häm kimmt. Do schtoppter sich äne un guckt zum Fanster naus. Na prost!

Endlich kumme de Leit wieder zurick von der Eckſekuzion. Su wie de Aerschten vor sän Haus kumme un sahn, daß dr arme Sinder zum Fanster raus guckt: Harr Jeses, schrein de Leit, dr Dellequent gieht all wallen! Har leit in sän Fanster un schmökt, daß es pafft! De Ärschten reißen aus wie Schof-

lader. Oder wies publick wärd, daß dr Dellequent zum Fanster naus guckt, kömme immer meh ahn. Un zuletzt wärd vor dan Haus ä Tullmult un ä Schawul, as wenn de Walt ze Grund giehn soll. Har bleit ruhig in Fanster ling un fletscht, as wenner än Lork an Schtrieck hot. Endlich, wieer sän Schpaß lang genung gehat hot, redter de Leit ahn: „Kinnersch un ihr Leit! wos hotter denn vier? Seid doch gescheit! Kummt doch rein! Ich bin doch kä Geschpenst! Ä Geschpenst kann doch net schmöken. Un de Geschpenster giehn doch ahch an Tohk net wallen.“ Oder käner hot dn Hannel getraut. Drim is a käner zune ins Haus ganga. Endlich kimmt a sei Kammerad. Dar faßt sich ä Harz un redtne ahn: „Bengel! bistes oder isses dei Gäst?“ — „Ach sei doch gescheit! Wenn's mei Gäst wär, kännt ich ju net schmöken.“ — „Jah sah mant, Bengel, wasde gemacht hast? Du hängst ju leibhaftig an Galling!“ — „Is net wahr.“ — „Harr Jeses, hoste denn mit dn Teifel ä Verbindnis gemacht?“ — „Ach! Schwatzewark! Wenn ich mit dn Teifel ä Verbindnis gemacht hette, wier dar mich hie sitzen lossen? Kumm rein, su will ich dersch verzehln.“ Na su gieht denn sei Kammerad nein zune in de Schtuh, un weil alle Leit sahn, dasserſch salwer is un net sei Gäst, so kummese ah rein, daß de Schtuh geschtoppet vull wärd. Un do hatter allen Leiten de Geschichte von vornst ahn verzehlt, wie ichse eich verzehlt hah. „Oder wie is doch des maut mieglich?“ saht sei Kammerad, „du sitzt hie un labst un mer hahn dich doch alle an Galling bummeln sahn un net än Schtruhwisch. — „War wäß wos ihr gesahn hat. Satt doch noch emol zu, ob ihr mich noch drahn satt.“ Gemunk, es giehn weche hin noug Galling. Wos sahnse? Än Schtruhwisch! —

Satt! su is mei Barkmann dis mol noch mit' an blau Ahg dervon gekumme, oder ihr geläbtmersch, dasser zitter dar Zeit dn Teifel net wieder geporrt hot. Un ihr thutt ahch an gescheitsten, wenner su was unterwahnglott. Denn wenner dn Teifel an dr Wand mohlt, su kimmt er.

Nr. 146. Bau der zellerfelder Kirche.

Wie die zellerfelder Kirche abgebrannt ist und wieder hat aufgebaut werden sollen, da hat jeder gegeben, wie er's ge-

Digitized by Google

konnt und gehabt hat. Da ist aber ein armer Schelm gewesen, der hat nichts gehabt und hätte doch auch gern seinen Pfennig gegeben. Wie er so darüber nachdenket, was er wohl macht, da fällts ihm ein: J! wenn du einen Korb Schwämme holtest! Giebt's nicht viel, giebt's wenig und es giebt einer wohl einen Groschen mehr, wenn du sagst, was du mit dem Gelde machen willst. Also geht er stante pede in den Wald und verirrt sich, bis er auf einen freien Platz kommt, wo er sich umsiehet und nachrechnet, wo er wohl sein mag. Wie er so sich umsiehet, auf einmal haben ihn drei verlarvte Männer gepackt. Die halten ihn fest und verbinden ihm die Augen und führen ihn mit sich weiter und er merkt endlich, daß es eine Treppe hinab geht. Endlich wird stillgehalten und es wird ihm die Binde von den Augen genommen. Da ist er in einem großen Saal, der ganz köstlich ausstaffiert ist und viele Lichter brennen, so hell wie der Tag. Er hat sich nicht lange besinnen können. Denn da sitzen viele Männer, alle verlarvet, und einer verhöret ihn. Da verzählt er aufrichtig, wie's ihm gegangen ist und sagt, sie sollten ihm doch nun auch wieder seine Freiheit geben. Seine Frau und Kinder warteten gewiß mit Schmerzen auf ihn. Aber er wird nicht entlassen, sondern in ein anderes Zimmer geführet, wo man ihm Speise und Trank giebet und saget, er solle sich nur erst erquicken, und sich dann ruhig schlafen legen, morgen wolle man mehr mit ihm reden. Das Zimmer ist auch ganz prächtig gewesen und das Essen und der Wein und das Bette ist eben nicht gewesen als ob's Spitzbuben gehörete. Nachdem er sich erquickt hat, legt er sich zu Bett und denkt: Na! das ist eine schöne Geschichte! Wo bist du denn nun eigentlich? Spitzbuben sind's gewiß nicht; die wären nicht so manierlich mit dir umgegangen. Bist wohl gar unter die Venediger geraten. Hm! Da wärst du ja gerade recht gekommen. Am andern Morgen, das heißt, wie er geweckt wird, bekommt er erst wieder einen Trunk Wein und Backwerk dazu, und darauf wird er wieder vor die Herren geführt. Die sind da nicht mehr verlarvet und sind ganz ansehnliche Leute gewesen. Die fragen ihn, ob er nicht Lust hätte die Welt zu sehen; wenn er ehrlich wäre, könnte er ein reicher Mann werden. Ja, sagt er,

das ginge so nicht, er wisse ja auch nicht, wer die Herren wären, aber er dächte, sie müßten wohl Venediger sein, und da müßte er ja Frau und Kind verlassen und das wäre doch unrecht. Nun, sagt da einer, wir sehen, daß du eine ehrliche Haut bist und wenn du dir etwas wünschest, nun so sag's. Ja, sagt er, wenn sie ihm ein paar Groschen geben wollten, es wäre ihm doch so verdrießlich, daß er gar nichts geben könnte für die Kirche. Die Sammler kommen heute und am Ende könnte man denken, er sei nur so lange ausgeblieben, um nichts geben zu dürfen. Die Herren wären ja so reich, könnten wohl auch etwas thun für den Aufbau der Kirche. Da giebt's ein lautes Gelächter. „Na, so suche dir etwas aus.“ Da führt ihn ein Mann in ein anderes Zimmer, und zeiget ihm ganze Fässer voller Pistoletten. „Nun, willst du nicht zugreifen?“ — „O ja! werde mich hüten; hieße am Ende gar, ich hätt' es gestohlen!“ — „Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. Da, weiter haben wir nichts für dich.“ Damit giebt ihm der Mann eine blecherne Henne. Auch gut, denkt mein Bergmann, und bedankt sich. Darauf werden ihm wieder die Augen verbunden und so wird er wieder abgeführt. Wie ihm die Binde abgenommen wird, befindet er sich auf einem Wege. Er kennt ihn, es ist der Weg nach Zellerfeld gewesen. Er kommt nach Haus. Na, Gottlob! ruft seine Frau, aber wo hast du denn so lange gesteckt? Na, nur stille! mir ist's wunderlich gegangen. Und da verzählte er. Aber was sollen wir denn nun mit dem Dinge machen? heißt es. Und während sie das Ding so um und um betrachten und betasten, da auf einmal öffnet sich unter dem Bauche der Henne ein Kläppchen, und es fallen lauter Goldstücke heraus, alle wie kleine Küchlein gestaltet. Da ist's Freude gewesen im Hause, und der arme Schelm ist auf einmal reich geworden und hat die zellerfelder Kirche gebauet. Und zum Wahrzeichen hat er die Glucke mit den Küchlein über den Kirchthüren in Stein abbilden lassen.

Nr. 147. Die Buttermilchsbetstunde.

Es ist auch einmal in Zellerfeld ein Superintendent gewesen, namens Calvör, dessen Frau ist sehr geizig gewesen,


Digitized by Google

Wenn ihr Mann ins Fenster Pfennige gelegt hat für die Armen, so hat sie dieselben unterschlagen und versteckt. Wenn sie am Donnerstage gebuttert hat, hat sie die Buttermilch mit Wasser vermischet, und wenn sie Butter verkaufet hat, hat sie immer eine falsche Wage gehabt und so die Leute betrogen.

Wie sie gestorben ist, hat sie keine Ruhe gehabt und ist walten gegangen und man hat im Hause nicht bleiben können vor Geheul und Lärm, das sie gemacht hat. Endlich hat man einen Pater aus Goslar kommen lassen, um sie zu bannen. Der hat sie zitiert, und wie sie kommt, sagt er allen, die dabei sind, sie sollten sie ja nicht anrühren. Aber einer hat's doch gethan, wie sie ihm die Hand hingestrecket hat. Da haben ihm gleich die Finger gebrannt. Der Pater fragt sie, was ihr Begehr sei. Ach ich brenne im höllischen Feuer, jammert sie, und habe keine Ruhe. Im Keller ist das Geld, um welches ich die Armen betrogen habe. Darauf hat sie der Pater verbannt, und ihr verboten, jemals hier wieder zu erscheinen. Das Geld aber ist gefunden, ein großer Kessel voll, im Keller vergraben. Dieses Geld ist auf Zinsen geleget worden und die Zinsen werden alle Donnerstage nach einer Betstunde an die Armen verteilet. Die Wage aber ist in der Kirche aufgehänget. Die Betstunde nennt man in Zellerfeld die Buttermilchsbetstunde.

Nr. 148. Das vertriebene Gespenst.

Über den zellerfelder Kirchhof führet ein Weg, der sonst wenig gegangen wurde, am allerwenigsten aber des abends und des nachts zwischen elf und zwölf Uhr. Denn eine lange weiße Gestalt, wie eine weißgekleidete Jungfrau, hat früher diesen Weg bewacht und jeden zurückgeschreckt, der ihn hat gehen wollen. Wie man sich einmal davon unterhält, daß die weiße Gestalt mit einem Bunde Schlüssel da alle Nacht stehe, und jedem den Rest gäbe, der da durchgehe, entschließen sich zehn kräftige und mutwillige junge Burschen, der Sache auf den Grund zu kommen, und begeben sich mit Stöcken bewaffnet nach dem Gottesacker. Als sie oben beim Hospital angekommen sind, verlieren sie aber alle, bis auf einen untersetzten, aber sehr kampflustigen kleinen Mann, den Mut. Dieser spricht zu

seinen Kameraden: gebt mir einen tüchtigen Stock für meine kleine Eiche, dann will ich allein hingehen und sehen, was es giebt. Man giebt ihm einen tüchtigen Knüttel und mutig und trotzig geht er über den Kirchhof. Es ist gerade des nachts zwischen elf und zwölf Uhr gewesen. Da, wo der Weg bald aus der Mauer vom Kirchhof herabführt, steht die weiße Gestalt. Er geht darauf zu und sagt laut und deutlich: „Guten Abend!“ bekömmt aber keine Antwort. Er wendet sich wieder um und spricht: „Guten Ohmd ho ich gesaht!“ Wieder keine Antwort. Da geht er wieder zurück und spricht: „Guten Ohmd ho ich gesaht. Seid ihr denn epper tahb?“ Die Gestalt antwortet nicht. Da wird er zackig, greift nach dem Schlüsselbund und schlägt mit dem Stocke nach der Gestalt. Da ist alles verschwunden und hat sich seit der Zeit nichts wieder auf dem Gottesacker sehen lassen.

Nr. 149. Der Rabe vom Klausthal.

Auf Klausthal war ein Herr, der hatte einen Raben und ein Dienstmädchen. Der Rabe schleppte alle silbernen Löffel fort und der Verdacht fiel auf das Dienstmädchen; sie sagte auch in der Tortur aus, daß sie schuldig sei. Da sollte sie bei der Ziegelhütte gerichtet werden und vor ihrem Tode sagte sie noch, sie sei unschuldig, es war aber da schon zu spät. Nachher wurde an dem Hause des Herrn ein neues Dachgerenn gemacht, da hat es sich gefunden, daß der Rabe alles dorthin getragen hat. Da ist das Mädchen von der Richtstelle wieder aufgegraben und hat ein ordentliches Begräbnis erhalten.

Nr. 150. Die Rebhühner.

Es ist einmal ein Kaufmann von Klausthal nach Osterode gegangen. Wie er in die Gegend hinkommt, die jetzt der Heiligenstock genannt wird, sprengen zwei Menschen auf ihn los und greifen ihn an. Der Kaufmann ist unbewaffnet gewesen und hat sich gegen die beiden Räuber nicht wehren können. Er bittet sie daher, sie möchten ihm doch das Leben lassen, das Geld möchten sie nehmen. Aber die Räuber sagen: Wenn wir dir das Leben lassen, so verrätst du uns. Du mußt

Digitized by Google

sterben. Er schwört zwar hoch und teuer, daß er sie nicht verraten will, aber vergeblich. Wie sie ihm die Kehle abschneiden wollen, indem fliegt ein Schwarm Vögel vorbei. Da sagt der Kaufmann: Nun, wenn ihr denn keine Barmherzigkeit haben wollet, so sollen euch diese Vögel verraten. Aber die Räuber lachen und schneiden ihm den Hals ab. Darauf gehen sie nach dem Klausthal zu. Wie sie vor die Ziegelhütte kommen, sagt der eine: Weißt du was? Wir wollen erst einen nehmen. Gut das Ding! Sie gehen also hinein. Wie sie in der Stube sind, fragen sie den Wirt, was er gutes zu essen habe. Hübsche Vögel, eben erst gefangen. Gut! bringt uns ein Gericht! Das thut auch der Wirt. Wie sie die Vögel fast aufhaben und auch einen Tüchtigen dazu genommen haben, werden sie lustig und fangen an verblümterweise miteinander zu reden und zu spotten, und der eine sagt zuletzt: Am besten im Bauch, da können sie's nachher dem A . . . . . t verraten. Darüber fangen sie höllisch an zu lachen. Nun hört nur zu, wie das Ding noch kommt! Hinter dem Ofen da liegt der Knecht und hört dies, und bei Gelegenheit macht er sich auf und steckt's dem Wirt. Der denkt Halt! das ist nichts Richtiges, schickt den Knecht nach Klausthal, und hält die Räuber durch allerlei Gespräch am Tisch, bis die heiligen Engel (die Gerichtsdiener) von Klausthal kommen und den Räubern frei Quartier im Gefängnis anweisen. Nach vier Wochen haben sie schon am Galgen gehangen. So haben doch die Vögel die Spitzbuben verraten. An der Stelle aber, wo der Mord geschehen ist, hat man ein Kreuz aufgerichtet und davon hat der Ort den Namen Heiligenstock erhalten.

Nr. 151. Kaiser Heinrich und die Vogelsteller. (I—II.)

I. An Heinrich I. erinnern bekanntlich noch zahlreiche Vogelherde auf dem Harze, an deren jedem er die Kaiserkrone empfangen haben soll. Von dem Vogelherde, genannt: der Kaiser Heinrich, bei Schulenberg auf dem Oberharze, erzählte mir ein Vogelsteller auf Klausthal: Dort hat Herr Heinrich gerade Vögel gefangen, da ist Extra gekommen, daß er zum deutschen Kaiser erwählet sei. Herr Heinrich wäre aber lieber

bei seinen Vögeln geblieben. Ausführlicher erzählte der Schmied, der um 1850 in der tiefsten Waldeinsamkeit auf Kaiser Heinrich wohnte und das Vogelstellen nur nebenbei betrieb: Der Kaiser Heinrich hat gar viele Finkenherde auf dem Harze gehabt, auch Holztaubenherde in den Thälern, deren hier herum noch immer neue aufgefunden werden, welche alle vom Kaiser Heinrich herrühren. Hier aber ist ihm die Kaiserkrone angetragen und da, wo in meinem Garten die Vertiefung ist, hat seine Bucht (Vogelhütte) gestanden. Von Abend her ist er gezogen gekommen, ehe er diese Stelle entdecket hat, und hat das Wasser im schulenberger Thale im Vorbeiziehen wegen seiner Klarheit das weiße Wasser getaufet, welchen Namen es noch bis auf den heutigen Tag führet. Wo jetzt mein Haus stehet, hat er seinen Pferdestall gehabt, und auch ein kleines Stübchen daneben, worinnen er sich mit seiner Frau aufhielt, wenn er hier war. Von diesem Stalle lag noch eine alte Schwelle dort, daraus habe ich mir eine Zither gemacht, weil man zur Zither altes Holz am besten gebrauchen kann. Die habe ich mitgenommen, als ich nach Texas auswanderte, und glücklicher wieder heimgebracht als mein Vermögen, das ich dort einbüßte. (Er zeigte sie auch vor und spielte eine hübsche Weise darauf, wozu seine Frau ihr Kind auf den Armen tanzen ließ.) — Als die Reichsboten in diese Bergschlucht kamen, sahen sie die Bucht des Herrn Heinrich vor Wald nicht und mußten deswegen in das Horn stoßen, um ihn zu rufen. Da wurde ein Zug Finken verscheucht, welcher bereits im Netze war, das er eben hat rücken wollen. Darüber ist er anfangs sehr ungehalten gewesen und hat gesagt, die Krone werde ihm nicht so viel Freude bringen als dieser Zug Finken. Von der anderen Seite ist eben auch Herrn Heinrichs Bruder kommen und hat einen Wolf erlegt gehabt. Wäre die westfälische Regierung (!!) geblieben, so hatte sie vor, hier zum Andenken an diese Begebenheit ein Denkmal zu setzen.

II. Noch bis auf den heutigen Tag betrachten die Vogelsteller oder, genauer gesprochen, die Herdsteller auf dem Harze den Kaiser Heinrich gewissermaßen als ihren Schutzpatron. Es ist ein Herdsteller gewesen, der hat wollen zur Himmelfahrt zum Nachtmahle gehen und spricht zu seiner Frau:


Digitized by Google

„Hanne, ich kann mir nicht anders helfen, ich muß vorher ein paar Stunden nach dem Vogelherde gehen.“ Und als er hinauskömmet, fängt er so viele Vögel, daß er nicht weiß wohin damit, und es drängen sich immer noch mehr in das Netz. Nun aber kömmt die Zeit heran, wo er zu dem Gottestische gehen muß. Seine Frau lauert auf ihn zu Hause, er aber kann sich nicht trennen von den vielen Vögeln, die sich immerfort in sein Netz drängen. Vergisset also den Gottestisch und fänget an diesem Tage so viele Vögel, daß er sie kaum tragen kann. Wie er aber heim kömmt und schüttelt die Vögel auf den Tisch, ist es eitel Pferdemist gewesen. Dies sind keine Lügen; der Herdsteller Schier, der's erzählte, hat's von seinen Vorgängern gehört.

Nr. 152. Die drei Brüder vom Zellerfeld.

Auf dem Zellerfeld waren drei Brüder, die waren Jäger und gingen miteinander nach der Schalk auf die Jagd. Da bekam der Jüngeste drei Rebhühner zu sehen, und schoß nach dem einen. Er glaubte es getroffen zu haben, es lief aber fort und er verfolgete es bis nach der Höhe des Berges an die Stelle, welche „beim Neunbrunn“ heißet. Allda ist das Huhn verschwunden. Der Jäger nimmet die Stelle in nähern Augenschein und findet eine Öffnung, die bezeichnet er sich, geht zurück und pfeifet seinen Brüdern. Alle drei gehen nun zu der Öffnung hinein und kommen unter der Erde in ein geräumiges Zimmer, worinnen Tische und Stühle sind, der Tisch aber ist gedecket und voll allerhand guter Speisen. Die drei Brüder setzen sich da nieder, essen und trinken und lassen sich es wohlschmecken. Nach dem Essen kommen drei herrliche wohlgekleidete Damen, welche sie anreden um Standhaftigkeit und kund thun, daß sie hier verwünschet wären. Wenn sie drei Jahre hier verharreten, ohne das Tageslicht zu schauen, so wären sie befreit. Versprachen ihnen auch, während der Zeit für gutes Essen und Trinken zu sorgen. Auch luden sie die drei Jäger ein, um ihnen ihre Schätze zu zeigen. Da führeten die Damen die Jäger ins Nebenzimmer, zeigeten ihnen drei Fässer mit Gold und thaten ihnen kund, daß sie von nun an

wohl schwarz werden und sich nur alle Jahre einmal sehen lassen würden. Sobald das erste Jahr verflossen ist, kommen die drei wieder, da sind sie schon etwas weißlicher geworden. Sie vermahneten die drei Jäger aber noch einmal, nur standhaft zu bleiben. Das zweite Jahr kamen sie wieder, da waren sie schon wieder etwas weißlicher. Da vermahneten sie die drei Jäger nochmals, nun auch noch das letzte Jahr auszuharren. So verging denn auch das erste halbe Jahr glücklich, im dritten Vierteljahre aber wurde der älteste Bruder unzufrieden und sprach: „Wozu wollen wir hier länger weilen?“ Der jüngeste vermahnete ihn aber mit ihm auszuharren. Auch der zweite Bruder wurde endlich wankelmütig, und so beschlossen die beiden endlich fortzugehen. Sie droheten den jüngesten zu ermorden, wenn er nicht mit wollte, und um sein Leben zu retten, gab der nach. Der Älteste sprach nun weiter: „Wir wissen ja das Geld, so nehmen wir mit, soviel wir schleppen können.“ So thaten sie auch und gelangeten mit ihrem Gelde glücklich nach dem Zellerfeld, wo alle die drei schon verloren gehalten haben. Die haben sich unterwegs beredet, von der ganzen Sache nichts auszusagen, und sie gaben vor, daß sie auf Reisen gewesen seien und sich da durch Gelegenheit ein ansehnliches Geld verdienet hätten. Sie legten auch die Jägerei nieder und nun lebte der Älteste als ein Freiherr, der zweite kaufte sich eine Wirtschaft und der Jüngeste eine Mühle, alle drei aber nahmen Weiber und lebten als verheiratete Männer.

Nun hatte der Älteste in Saus und Braus gelebt und es dauert nicht wie lange, so ist sein Geld alle gewesen. Mit dem zweiten hat es etwas länger gedauert, und der Jüngeste hat in rechtem Wohlstande und guten Verhältnissen gelebt. Als nun die beiden Ältesten ihr Geld durchgebracht haben, halten sie miteinander Rat und befinden für das beste, wieder an die Stelle zu gehen, um sich noch mehr Geld zu holen. Der Jüngeste wollte nichts davon wissen, doch zwangen ihn die beiden älteren Brüder wieder mitzugehen. So gingen denn alle drei wieder dem verlassenen Orte zu, fanden ihn richtig auf, doch trafen sie das Zimmer nicht so wieder, wie sie es verlassen hatten, denn es war alles schwarz überzogen und auf dem Tische standen drei Trauerlampen. Sie dachten nun



gleich wieder nach dem Gelde zu greifen, konnten es aber nicht finden, kehrten in das Zimmer zurück und setzten sich voller Verwunderung dort nieder. Als sie in dem Zimmer waren, kamen die drei Damen ganz kohlschwarz wieder. Sie sprachen nichts, bald aber kamen drei Männer, gekleidet wie Fleischer und mit weißen Schürzen vor. Sie sprachen, auf den Ältesten blickend: „Ihr meineidigen Schurken!“ Darauf ergriffen sie den Ältesten, vierteilten ihn und packten ihn in ein Faß. Also erging es auch dem zweiten, und so wurden beide getötet. Der Jüngeste hatte alles mit Zittern ansehen müssen, ihm aber riefen die Damen zu: „Du treuer Freund bist unschuldig! Dir soll dein Leben geschenket sein! Nimm was du willst und geh vergnügt zu Haus! Wir müssen so lange in Trauer verharren, bis sich drei Retter finden.“

Nr. 153. Der Freischütz vom Zellerfeld.

Bei einem Förster war ein Jägerbursche in Dienst, der konnte jede beliebige Kugel als Freikugel schießen. Der Förster hatte einen dreizehnjährigen Knaben, der wollte auch die Kunst lernen. Er quälte deshalb den Jäger alle Tage, sie ihm beizubringen. Der Jäger sagte zu dem Knaben: wenn er konfirmieret würde, sollte er den wahren Leib behalten und nach Hause bringen, das weitere wollte er ihm dann noch sagen. Ein halbes Jahr nachher wurde der Knabe konfirmieret und brachte den wahren Leib mit nach Hause. Der Jäger ging mit ihm ins Holz, spendelte das Brot an einen Baum, lud das Gewehr und gab's dem Knaben, der nun nach dem Brote schießen sollte. Der weigerte sich und sagte, nach der Oblate könnte er unmöglich schießen. Der Jäger aber sagte, jetzt müsse er nach der Oblate dreimal schießen oder er wäre verloren. Der Knabe nahm das Gewehr, schoß nach der Oblate dreimal, und traf jedesmal bei alledem daß er nicht danach gezielet hatte.

Seit dieser Zeit hat er freie Kugeln schießen können. Nachher ist er Förster geworden und hat manchmal seine Geschicklichkeit sehen lassen des Spaßes wegen. Wenn er zuweilen an langen Winterabenden Gesellschaft gehabt, so hat er ge-

fraget was sie essen wollten, Hasenbraten, Rehbraten oder einen Auerhahn. Dann hat er seine Flinte genommen, blindlings zum Fenster hinausgeschossen und gesagt: gehet in den Garten, oder: gehet in den Hof, oder: auf die Gasse, da liegt's. Und wenn sie dahin gegangen sind, wo er gesagt hat, haben sie es gefunden. Zuweilen hat er auch gefraget, wo's liegen sollte, und jedesmal hat's da auch gelegen, wo es die Leute haben wollten. Bei seinem Tode hat ihm der Teufel den Hals umgedrehet, und rings um den Hals hat er einen blauen Streifen gehabt wie ein blaues Halsband.

Nr. 154. Das kleine Klausthal. (I—II.)

I. Bei dem jetzigen Klausthal hat früher ein Städtlein gestanden, das hat das kleine Klausthal geheißen und ist sehr wohlhabend gewesen. Aber je reicher die Einwohner geworden sind, desto schlechter und gottloser haben sie sich gezeiget. Darüber hat Gott die Stadt untergehen lassen und an der Stelle, wo die Kirche gestanden hat, ist ein Teich entstanden. Das Thal heißt jetzt noch das kleine Klausthal. In der Mitternacht vom grünen Donnerstage auf den Charfreitag ist die Kirche an der Stelle regelmäßig zu sehen, zugleich zeiget sich ein Reh, das niemand jagen darf. Einst verführte der Bergmönch einen Bergmann, die Zeit zu verschlafen, und da ging er dann einen Weg, der über den Teichdamm war. Da stand die Kirche da vom kleinen Klausthal, und weil er sich sehr darüber verwunderte, so ging er hinein, kannte aber niemand von den Leuten, die darinnen waren, auch nicht den Prediger. Drauf wurde er vom Bergmönch, der ihm da wieder erschien, hinausgeführet, und als er weiter gegangen war, waren Kirche und Steg verschwunden.

II. Am Harze war einst ein grausamer Wilddieb. Wenn der wußte, daß irgendwo ein Stück Wild stand, da war's auch nicht sicher. Da hatte er auch gehöret, daß im kleinen Klausthal in der Mitternachtsstunde des Charfreitags ein Reh mit seinem Kalbe sich sehen ließ, das man nicht schießen darf. Aber er lachte nur darüber. Einmal kurz vor Ostern war er in einer lustigen Gesellschaft. Da erzählten sich auch die Leute



vom kleinen Klausthal. Aber wie er denn an nichts geglaubet hat, so lachte er nur darüber und sagte: Was gilt's? Ich schieße euch das Reh mit samt dem Kalbe, und wir wollen's am ersten Osterfeiertage verzehren. Die Leute haben ihm wohl davon abgeraten — aber er ließ sich nichts sagen. Am Charfreitag Abend machte er sich nach dem kleinen Klausthal. Wie er vor den Teich kam, sah er auf demselben einen hohen, dicken Nebel liegen, der ging bis an den Himmel und man hat den Teich nicht sehen können. Und in dem Nebel war ein Geflüster, wie wenn viele miteinander reden, und es schimmerten bisweilen wunderliche Gestalten hervor. Auch über den Weg kamen viele Gestalten herübergehuscht, wie lustige Schatten, und alle verschwanden im Nebel über dem Teiche. Aber er hatte nichts Arges draus. Er ging vorüber und stellete sich am Ausgang des Thales, da wo jetzt das erste Innerste-Puchwerk ist, hinter einem Busch auf die Lauer. Richtig kam das Reh mit seinem Kalbe. Da schoß er das Kalb nieder. Wie er es fallen sah, sprang er drauf los und band ihm die Füße zusammen und hing's über die Schulter. Darauf ging er zurücke. Wie er dahin kam, wo jetzt wieder der Teich ist, stand auf der nämlichen Stelle, wo eben noch der Teich war, eine Kirche, die war hell erleuchtet und der Gesang schallte und die Orgel dazwischen. Das ist doch seltsam, dachte er, sollst doch einmal in die Kirche gehen. Er trat also hinein. Da sah er denn die ganze Kirche voller Menschen; aber die sahen alle aus, als wenn sie schon Jahrhunderte lang im Grabe gelegen hätten. Die Kleider waren nach einer Mode, die er nicht kannte. Er grüßte, keiner dankte ihm: aber einige nickten, andere schüttelten den Kopf und winkten einander zu und wiesen mit den Fingern auf ihn. Auf dem Altare die Lichter, und die Lichter auf dem Kronleuchter brannten mit blauer Flamme und aus dem Kelche auf dem Altare zuckte eine blaue Flamme hervor. Von den Leuten in der Kirche stand einer auf und wies ihm die Thüre. Der Wilddieb aber blieb stehen, guckte auch noch bei einem ins Buch und wollte mitsingen. Da stand noch einer auf, wies ihm die Thüre, doch er ging noch nicht und wollte noch immer mitsingen. Er konnte aber die Schrift nicht lesen und mußte

es also sein lassen. Nachher kam der Pastor vor den Altar, aber das ist gar keine menschliche Sprache gewesen; es war als wenn Wind und Donner die ganze Kirche erfüllete, und aus dem Munde ging dem Prediger eine blaue Flamme. Auf einmal krachte es durch die Kirche, als wenn die Erde zu Grunde gehen sollte. Da zeigte der Pastor auf ihn hin und schrie: Verfluchter Sabbathschänder! Und die Geister standen gegen ihn auf und heuleten das Wort nach. Darüber stürzte er voll Angst und Schrecken zur Kirche hinaus. Die Thüre schlug hinter ihm zu, daß ihm die Fersen abgeschlagen wurden. Da flog er bis an den Weg, und hier blieb er liegen bis an den nächsten Morgen. Wie er zu sich selber kam, lag der Teich ruhig da, das Rehkalb war fort. Er aber war totkrank und konnte sich kaum nach Hause schleppen. Wie er noch neun Tage gelebet hat, hat er die Geschichte verzählt und ist darauf gestorben.

Nr. 155. Das Nachtwächterhorn und der dreißigjährige Krieg.

Als einst auf Klausthal der Nachtwächter zwölf Uhr geblasen hatte, kam er über den Kirchhof. Da begegnete ihm ein kleines Männchen, das von ihm verlangte, daß er nochmals zwölf tute; der Nachtwächter weigerte sich aber aufs äußerste, und sagte: „Ich habe bereits zwölf durchgetutet und zweimal darf ich nicht tuten;" damit ging er seiner Wege.

Den andern Abend kam der Nachtwächter um zwölf abermals auf den Kirchhof; das kleine Männchen kam abermals zu ihm und forderte abermals ungestüm, daß er nochmals zwölf tuten sollte; der Nachtwächter that dies aber wieder nicht.

Den andern Abend, als der Nachtwächter über den Kirchhof kam, war das kleine Männchen wieder da und forderte von ihm abermals, daß er nochmals zwölf tuten sollte; der Nachtwächter weigerte sich auch diesmal aufs äußerste, das Männchen ließ aber nicht nach, er mußte tuten. Wie er nun ausgeblasen hatte, mußte er sich umsehen, und er sah lauter Feuer und Soldaten am Himmel. Hierauf sagte das kleine Männchen zu dem Nachtwächter: Dies ist ein Zeichen, daß

bald Krieg entstehet; und das kleine Männchen war verschwunden mit samt den Soldaten und dem Feuer. Der Nachtwächter verzählete dies vielen Leuten, und diese schützten sich so viel als möglich vor dem Kriege. Kurz nachher entstand auch der dreißigjährige Krieg. Dieses kleine Männchen soll der Sage nach der Berggeist gewesen sein.

Nr. 156. Die Springwurzel.

Vor vielen Jahren gab es eine wunderbare Blume, die Springwurzel oder auch Johanniswurzel genannt wurde. Sie war aber ebenso selten als wunderbar. Sie blühete nur in der Johannisnacht (einige sagen: unter dem Farrenkraute) zwischen elf und zwölf Uhr; mit dem zwölften Glockenschlage war sie verschwunden. Nur in waldigen Gegenden, wo viele edle Metalle im Schoße der Erde ruheten, wurde sie dann und wann in dieser Nacht auf einsamen Bergwiesen gesehen. Die Berggeister wollten durch sie den Menschen zeigen, wo ihre Schätze zu finden wären. Die Blume selbst war gelb und leuchtete in der Nacht wie ein Licht. Sie stand niemals still, sondern hüpfte beständig hin und her. Auch fürchtete sie die Menschen, denn sie floh vor ihnen und keiner hat sie jemals gebrochen, es sei denn, daß er von der Vorsehung ausdrücklich dazu bestimmt gewesen wäre. Wer so glücklich war, sie zu pflücken, dem zeigte sie alle Schätze der Erde und machte ihn dadurch reich, sehr reich und glücklich.

Auf Klausthal ist ein Mann gewesen, der hat gehöret, daß in der Johannisnacht um zwölf die Springwurzel geholet werden könne, vor der alle Schlösser aufspringen müssen. So gehet denn dieser Mann, der Stopp geheißen hat, dahin, wo jetzt vor Klausthal die Scheibenschanze stehet und eine Wiese ist. Da standen damals Farren, und wie er dahin kam, sah er die Johanniswurzeln, die in der Johannisnacht blüheten. Zur Vorsicht hatte er sich ein großes Schloß ans Bein gebunden, und so ging er vorsichtig zwischen den Johannisblumen herum mit dem Schloß am Bein. Da kam ein großer Kerl unter die Wurzeln, reden that er nichts, der schlug ihm sein Bein durch seine Beine und schlürte ihn so über den

Farren mit dem Schlosse hin und her, bis es zwölf schlug. Da warf er ihn eine Ecke Wegs hin auf den Erdboden, und er lag ohne Besinnung eine Stunde lang, und wie er da aufwachte, lief er nach Hause, und das Schloß mit dem langen Stricke hat er vergessen abzulösen. Und wie das Schloß nun beim Laufen klapperte, meinete er, der große Kerl sitze hinter ihm. Da lief er immer mehr und das Schloß zerschlug ihm die Beine, und so stürzete er damit in die Stube, und die Leute, die noch aufgewesen sind und auf ihn gewartet haben, wußten nicht, was sie dazu denken sollten und was ihm fehle. Sie fragten hin und her, er konnte aber nicht sprechen. Sie kleideten ihn aus, da war alles an ihm allheil (ganz) schwarz, wo ihn der große Kerl, der der Teufel gewesen ist, hin und her geschleudert hatte. Am anderen Morgen brachte er einige Worte hervor und verzählte, was mit ihm geschehen war. Den Mittag aber war er schon tot.

Nr. 157. Die Hexen vom Klausthal.

Die Hexen ziehen am „Wolpersabend" (Walpurgisnacht) besonders als Katzen nach dem Brocken. Eine Frau und ein junges Mädchen aus dem Klausthal kamen einst am Walpurgisabend, jede mit einem Korbe schwer beladen, nach dem Klausthal heim und setzten sich an einen Kreuzweg, um zu ruhen. Da kamen unzählige Katzen, die nach dem Brocken zogen, sodaß das Mädchen sich vor Furcht hinter der Alten verkroch. Diese aber wurde von einer der Katzen beim Namen gerufen und erhielt den Auftrag, der Frau Steiger L. im Vorbeigehen zu sagen, „sie möchte den Tanz nicht versäumen." Wirklich rief die Alte vor des Steigers Hause: „Frau Steiger L., sie möchte den Tanz nicht versäumen!" Da kam auch schon die Frau Steigerin als eine fette schwarze Katze aus dem Hause gesprungen und eilte dem Brocken zu.

Nr. 158. Die Revisorklippe.

Es war einst ein Totenschreiber oder Revisor auf dem Klausthale, der konnte nicht ruhen und ging täglich zur Mittagsstunde in seinem Hause walten (spuken). Ein älterer Pater

sollte ihn verweisen, konnte es aber nicht, weil er etwas begangen hatte. Da holete ein alter Fuhrherr namens Kaiser einen siebenzehnjährigen Pater, welcher den Mann verweisen sollte. Unterwegs, morgens in der Frühe, sagte der Pater, ob er nichts fliegen sähe. — Ja, er sähe einen großen Vogel. — Ja, ein schöner Vogel, sagte der Pater lachend, es ist der Stepke (Teufel); er sei schwer beladen, ob er wolle, was er hätte? er müsse ihm etwas abnehmen, sonst sei seine Gerechtsame verfallen, und er könne nicht mehr verweisen. Der Teufel berichtete ihnen nun, er wolle zu einer Kindtaufe und habe bei sich Mehl, Rosinen, Zucker und Butter, das wolle er den Kindtaufsleuten bringen. Der Fuhrherr meinete zwar, er möge vom Teufel nichts, der Pater aber sagte: er solle wenigstens die Butter nehmen. So nahmen sie ihm die Butter ab, damit hat der Fuhrherr nachher seine Pferde geschmiert und besonders schöne Rosse dadurch erhalten. Der Pater hat den Revisor darauf nach der Klippe gebannet, die nun die Revisorklippe genannt wird. Dort sieht man deutlich ein Buch oder einen Berg Akten aus Stein und einen Sessel dabei. Kohlenbrennern ist der Revisor erschienen in der Sterbemütze und im großen langen Leichenkittel. Ein Schäfer erzählte von der Klippe folgendes: Sein Vater habe einstens seine Herde nahe an diese Klippe hin zu treiben versucht, und mit einem male sei ein Steinregen auf seine Hunde geworfen, daß diese heulend entflohen seien und er sich selbst mit der Herde habe schnell entfernen müssen; hierauf nach längerer Zeit hätten ein paar Göttinger Studenten auf einer Harzreise versuchet sich dieser Klippe zu nahen, aber auch diese seien mit furchtbaren Steinen, die ihnen entgegengeworfen worden, zurückgetrieben und seitdem habe niemand wieder gewaget sich ihr zu nahen.

Nr. 159. Die verwiesene Wirtin vom Klausthal.

Eine Wirtin auf dem Klausthal hatte mancherlei Schlechtigkeiten ausgeübet und besonders die Milch, welche sie den armen Leuten verkaufte, mit Buttermilch verdünnet. Darum konnte sie sich nach ihrem Tode nicht zur Ruhe geben und vollführete einen großen Lärm in ihrem Hause. Nun ist ein Soldat gewesen,

Digitized by Google

der ist mit einem andern Soldaten auf Urlaub nach dem Klausthale gekommen. Hier hat seine Braut in jenem Wirtshause gedienet, wo die Wirtin gestorben ist. In dies Wirtshaus ist der Soldat immer hingegangen und die Magd hat ihm allerlei Speisen in ein kleines Hinterstübchen gebracht. Eines abends ist der Soldat durchs Fenster in diese Stube gestiegen, da kömmt die Hausfrau im weißen Gewand herein und gehet walten. Sie hält dabei den Kopf in der Hand, wie er auch gethan hat, und siehet ihn groß an. Er resolvieret sich kurz, ziehet den Hirschfänger heraus und sticht zu, so daß der Hirschfänger in der Wand stecket. Da bekömmt er eine Ohrfeige an der rechten Backe und die Dienstmagd, die eben hereintritt, erhält eine an der linken. Damit ist das Gespenst verschwunden. — Dieser nämliche Soldat hat dann auch die Frauensperson verweisen sehen. Er sitzet mit dem andern Soldaten, den er von nun an aus Furcht immer mitnahm, in der kleinen Stube. Da gehet die Thüre auf, kömmt der Gastwirt herein, hat einen kleinen Tisch, darauf deckt er eine weiße Serviette. Auch leget er auf den Tisch ein großes Buch. Der Wirt saget, sie möchten nur sitzen bleiben; so bleiben sie sitzen. Es dauert nicht lange, so kömmt eine Kutsche gerattert, darinnen sitzet ein Pater, der hat sie sollen verweisen, und ist noch hinter Osnabrück hergekommen. Schon vorher waren zwei Pater nacheinander vergeblich herbeigeholet. Die Wirtin hatte nämlich dem einen vorgehalten, daß er Möhren gestohlen, dem anderen, daß er ein Nähnadelbesteck entwendet habe. Dadurch verloren sie die Macht über sie, mußten das Klausthal unverrichteter Sache verlassen und sogar die Reisekosten selbst tragen. Wie nun dieser dritte Pater eintritt, so stehen die beiden Soldaten auf. Der Pater aber sagt: bitte, sie möchten nur sitzen bleiben, aber ja sich nicht regen, so könnten sie dies mit anschauen. Natürlicherweise hat der Wirt sogleich einen Stuhl parat gestellet, wo der Pater sich darauf setzet. Nun nimmet er das dicke Buch, das der Wirt auf den Tisch geleget hat, lieset rückwärts darinnen und citieret dadurch die Wirtin. So klopfet etwas an und der Wirt rufet herein. Dies ist nun die Wirtin gewesen: doch hat sie vor diesem Pater sogleich Furcht gehabt und wollte anfangs nicht zu ihm aufs Stübchen. Nun

hält aber der Pater sein weißes Taschentuch zur Thüre hinaus, daran fasset die Frau an und daran zieht er sie nun mit Gewalt herein. Dann stellet er sie in einen Kreis, den er neben seinem Tische gezogen hat. Nun erzählen einige, sie habe auch diesem Pater verschiedenes vorgehalten, zum Exempel: er habe da und da einen Pfenning weggenommen. Dafür habe er sich eine Schreibfeder gekauft, habe der Pater gesagt, und da habe sie ihn deshalb nicht verwerfen können. Andere sagen, daß dieser Pater noch nie das geringste entwendet gehabt hätte. Kurzum, die Wirtin kann dem Pater nichts anhaben. Weil sie nun siehet, daß der Pater Macht hat, sie zu verweisen, so bittet sie ihn, er möge sie doch unter die Dachspitze verweisen. Er spricht aber: kein Pardon; darauf bittet sie, er möge sie unter die Hausschwelle verweisen. Er bleibet aber dabei: kein Pardon, und verweiset sie ins Rote Meer. Da sie heulend sagte, daß sie den Weg nicht wisse, schrieb er ihr vor den Weg die goslarsche Straße herunter, über das Zellerfeld, den Auerhahn und dann zunächst nach Goslar. Auch sagte er ihr, daß er in seiner Kutsche, die er vor dem Hause stehen hätte, ihr nachfolgen und in Goslar noch einmal mit ihr zusammentreffen würde. Darauf aber kommandierte er, wie die Soldaten nachher berichteten: Marsch fort ins Rote Meer. Da machte er die Thüre auf und sagte zu den Soldaten, sie möchten einmal hinter ihr her sehen. Da fährt sie die Straße herunter wie ein glühendes Feuerrad. Auch der alte Meister eines Schuhmachers, welcher seinem Lehrlinge die Sache verzählte, hatte noch das Geschrei und Windbrausen vernommen, als die verwiesene Frau sich auf den Weg nach dem Roten Meere machte. Auch hat er den Pater in die Kutsche einsteigen und ihr wirklich nachfahren sehen, nachdem er sich zuvor von dem Wirte das Geld hatte auszahlen lassen. Ob der Pater sich nur in Goslar noch einmal mit der Verwiesenen besprochen hat, oder ob er mit ihr bis ins Rote Meer gereiset ist und sich selbst überzeuget hat, daß sie sein Gebot erfüllete, wußte der Meister nicht zu sagen.

Digitized by Google

Nr. 160. Die Schalk.

Nicht weit vom Zellerfeld und vom Schulenberg liegt ein langes und breites Thal, das heißt die Schalk. Darinnen solls sonst nicht recht sicher gewesen sein. Es haben aber gewöhnlich viele Heidelbeeren da gestanden, und die sind denn auch jedesmal von vielen Leuten geholet. Viele Burschen holen nun auch einmal Heidelbeeren, werden aber unten im Thale die lange Schlericke gewahr, das ist eine Jungfer mit Schlüsseln gewesen. Dem einen winkte sie, ihr zu folgen. Er ist zwar erst ängstlich, gehet aber doch hin. Sie führet ihn in einen aufgeschlossenen Berg, durch fünf große herrliche Zimmer, und endlich in einen schönen Saal, der rot ausgeschlagen ist. Hier spricht sie zu ihm: „Ist gut, daß du mitkommen bist, sonst wärs euch übel ergangen." Danach öffnet sie einen Kasten und giebet dem jungen Manne, der ganz verwundert gewesen ist, einen großen Beutel voll Gold. Darauf entlässet sie ihn aus dem Berge und der junge Mensch ist dadurch sehr reich geworden.

Man erzählt auch, die Schalk sei ein verwünschtes Schloß und um sie her liege das ganze Groß- und Kleinwild in kleinen Steinen abgebildet umher, Hirsche, Rehe, Hasen, Katzen und Hunde, sagt man, seien um das Schloß her verwünschet. Die Jungfrau von der Schalk sah nicht lieblich aus, wie andere Schlüsseljungfrauen, sondern verwildert, und hatte eine schmutzige Nase. So hat sie unzählige Frauen aus den Erdbeeren fortgejaget. Einen um 1850 noch lebenden Hirten vom Zellerfeld, der sie rief, verfolgte sie eine ansehnliche Strecke weit, so daß er vor Schrecken erkrankte und seine Herde im ganzen Walde sich zerstreute. Am meisten aber trieb sie mit den Fuhrleuten ihr Unwesen, wovon ich nur eine Geschichte statt vieler erzähle. Wie ein Fuhrknecht an den schalker Teich kömmet, steht sie dort auch wieder an der Schalk. Der Knecht sieht sie nicht, die Pferde aber, wie sie denn nun gar fein sind, spitzen sogleich die Ohren und haften unbeweglich an der Stelle. Endlich kömmet der Fuhrherr herbei, der erkennet sogleich die Ursache und beginnet zu donnerwettern, daß die Schlüsseljungfer schon wieder da sei,

Digitized by Google

und diese verschwindet. — „Sie muß jetzt auch wohl erlöset sein," sagte eine Frau, die das erzählte — „denn sie lässet sich nicht mehr sehen."

Nr. 161. Das Mädchen auf der Wegsmühle.

Auf der Wegsmühle dienete ein großes, starkes und schönes Mädchen. In diese Mühle kam eines abends spät ein Mann mit einem hohen Hedesacke, wie ihrer viele nach dem Oberharze hinauf steigen, nachdem sie in der Ebene bei den Bauern für Beeren sich den Sack voll Hede eingetauschet, oder ihn sich auch auf den Bauerhöfen zusammengebettelt haben. Ob er nicht in der Mühle im Stalle übernachten könne? fragte der Mann. Beinahe wäre es ihm verstattet, denn der Müller that manchem Armen gutes, aber er wollte an diesem Abende mit seiner Frau auf ein Dorf gehen, wo er Freundschaft hatte, und wo er zu einer kleinen Lustbarkeit eingeladen war, denn es war gerade Fastnacht. Da machte es sich nicht gut, daß der Harzker in der Mühle bleiben konnte, weil das Mädchen ganz allein zu Hause war. Nun, sagt der Fremde, so wolle er ins nächste Dorf zurückgehen, seinen Hedesack auf der Mühle in den Kuhstall stellen, damit er ihn nicht wieder mit zurückschleppen müsse, und ihn am anderen Morgen wieder abholen. Das sei ihm ganz recht, sagt der Müller.

Der Harzker stellt also seinen Hedesack in den Kuhstall, geht fort und eine Weile drauf geht auch der Müller und die Müllerin fort. Wie aber das Mädchen in den Kuhstall kömmt, siehet es beim Milchen, daß der Hedesack, der da in der Ecke stehet, bald groß und bald klein wird, und sich auf und nieder beweget. Da läuft es geschwind ins Haus und holet eine geladene Flinte heraus, die in der Stube an der Wand hänget. Mit der Flinte tritt es vor den Sack hin und ruft: Wer da? Es erhält aber keine Antwort und schießt los. Da schallt ein Geschrei aus dem Hedesacke, und wie das Mädchen ihn aufbindet, schwimmt da ein großer Mann in seinem Blute, der hat ein Messer und eine Pfeife neben sich liegen. Der Mann winselt sehr, daß er nun vor Gottes Gericht ziehen soll, und bekennet, daß ihrer zwölf Brüder seien,

die wären Räuber; zehn davon wollten in der Nacht hier einbrechen, der elfte das wäre der jüngeste, der säße in der Räuberhöhle bei der steinalten Mutter, die wollte ihn nicht von sich lassen. Er aber wäre der zwölfte, ihn hätten sie in einen Sack gebunden und das große Messer neben ihn geleget, auf daß er ihn zur rechten Stunde durchschneiden und heraussteigen könne. Dann habe er hintreten sollen vor die Öffnung in der Mühle, wo der Mühlbach durchs Haus ginge, und da habe er dann pfeifen sollen. Die elf Räuber lägen schon draußen vor der Mühle verstecket und lauerten nur auf den Ton seiner Pfeife. Sie möge zusehen, daß sie im Dunkel entfliehen könne, und die Mühle ihrem Schicksale überlassen. Und damit starb er.

Entfliehen konnte aber das Mädchen nicht, denn der Müller hatte die Hofthüre zugeschlossen und den Schlüssel eingestecket, damit es nicht nach ihm und seiner Frau in der Nacht aufbleiben müsse, und damit sie selbst, wenn sie heimkehreten, aufschließen könnten. Es überlegte nun, was zu thun sei, nahm das große Räubermesser und die Pfeife und ging damit in die Mühle hinein.

Nun tritt sie vor die Öffnung in der Mühle hin, hält das Messer in der rechten Hand und bläset auf der Pfeife.

„Plumps" geht es im Wasser, und halb schwimmt, halb watet der Kerl darinnen, der den Hedesack getragen hat. Der strecket seinen grimmigen Kopf bald unter der Mühlschwelle herein. Dies ist nun, als der stärkste, der Räuberhauptmann gewesen, den packet sie bei den Haaren, schneidet ihm mit dem Messer den Hals ab, so daß er nicht einmal schreien kann, und ziehet ihn vollends herein.

Da blies das Mädchen wieder auf seiner Pfeife. „Plumps" geht es im Wasser. Da kommt der zweite Räuber an. Es faßt ihn beim Schopfe, schneidet ihm den Hals ab und ziehet ihn wieder herein. Dann pfeifet es wieder, und so locket es nachgerade alle zehn Räuber unter die Schwelle der Mühle, schneidet ihnen die Hälse ab und ziehet sie herein.

Als der Müller mit seiner Frau nach Hause kam, fand er das Mädchen, wie es ganz zerstöret und mit Blut beflecket in der Stube saß. Nachdem es ihnen die vielen Leichen der



Räuber gezeiget hatte, pries er es hoch als seine Retterin. Es lebte nun in der Mühle hinfort mehr als Freundin denn als Magd, und war hoch geehret nicht allein im Hause, sondern auch weit und breit berühmt wegen seiner Heldenthat. Es fanden sich auch junge Burschen aus dem Dorfe ein, die sie gern gefreit hätten. Das Mädchen aber war so stolz und so finster und sagte, es wolle niemand, als der verspreche, nach ihrer Pfeife zu tanzen, womit es die Räuber herbeigelockt. Aber weil es nun so schön war, so fand sich zuletzt in der Mühle ein Stadtherr ein, der ging auf Freiersfüßen, und war sehr reich, und hielt um das Mädchen an. Das Mädchen wollte auch von ihm nicht recht viel wissen, aber er schenkte ihm die kostbarsten Sachen und dadurch gewöhnte es sich an ihn, weil der Müller und die Müllerin sagten, der müsse einen großen Goldkasten zu Hause stehen haben, und wer da einmal hineingreifen dürfe, sei wohl glücklich zu preisen sein Lebelang.

Nun aber sagte der fremde Bräutigam: er wolle das Mädchen einmal in der Kutsche abholen und ihm sein Haus zeigen, wie prächtig das sei. Der Müller gab die Erlaubnis, daß das Mädchen mit ihm fahren solle. Das Mädchen selbst hatte anfangs wieder keine Lust, mit dem fremden Bräutigam zu fahren; doch war es neugierig, einmal sein Hauswesen zu sehen, und darum setzte es sich ein in die Kutsche.

Der Fremde fuhr nun mit dem Mädchen in den Wald. Als sie mitten im dem Walde waren, ließ er den Kutscher, der ein Lohnfuhrmann war, halten, und hieß das Mädchen mit ihm aussteigen. Den Fuhrmann hatte er schon vorher gut bezahlet und hatte ihm gesagt, wie ers in dem Walde wollte gehalten wissen. Darum schlug der jetzt auf seine Pferde, jagte davon und ließ das Mädchen mit dem Fremden im Walde stehen.

Der Fremde griff jetzt das Mädchen hart an, und weil er stärker war als sie, so mußte sie ihm folgen, und er schleppte sie in eine Räuberhöhle. Da saß die steinalte Mutter der elf Räuber, die das Mädchen getötet hatte. Der Fremde aber sagte, daß er der zwölfte Bruder sei, und seiner Mutter es zugeschworen habe, die andern elf Brüder an ihr zu rächen,

darum habe er sich verkleidet und sie hierher gelockt. Hier müsse sie sterben.

Nun weinte und klagte das Mädchen, so mutig es war, aber doch, und bat bei dem jüngsten Bruder der Räuber um ihr Leben. Dieser hätte sie gerne leben lassen, denn ihre Schönheit hatte ihn schon längst bestochen. Und weil die steinalte Mutter das merkte, und weil das Mädchen sich erbot, die Wirtschaft in der Höhle zu führen, was der Alten sehr schwer wurde, und auch das Weib des jungen Räubers zu werden, so beredeten sich Mutter und Sohn und ließen das Mädchen am Leben.

Nun war das Mädchen schon mehrere Tage in der Räuberhöhle gewesen, und weil sie gar so schön war, so konnte der junge Räuber es nicht lassen, daß er am vierten Tage, nachdem sie zu Mittag gegessen hatten, den Kopf in ihren Schoß legte. Sie liebkoste ihn nun und er schlief ein. Dann nahm sie ein großes Räubermesser, das auf dem Tische lag und schnitt ihm auch, wie seinen Brüdern, den Hals ab. Hierauf ging es wieder zu dem Müller, der rief die Obrigkeit herbei und so folgten sie dem Mädchen in die Räuberhöhle. Sie fanden die Alte dicht vor der Höhle, weil sie vor Altersschwäche nicht hatte entfliehen können, nahmen sie mit und ließen sie von vier Ochsen zerreißen. Das Mädchen aber erhielt alle Schätze, die sich in der Räuberhöhle vorfanden. So war sie nun steinreich geworden; von den ordentlichen Burschen aus dem Dorfe aber, welchen sie früher sehr schnöde begegnet war, fand sich keiner wieder ein, weil sie die drei Tage bei dem jungen Räuber in seiner Höhle gewesen war. Und so lebte sie sehr reich, aber einsam bis an ihr Ende.

Nr. 162. Die neue Mühle an der Innerste. (I—II.)

I. In der neuen Mühle an der Innerste auf dem Oberharze soll es spuken, und das liegt daran, daß dort die alten Päpsttümer zerstöret sind, als die Mühle gebauet ist. Nämlich wo jetzt die Mühle stehet, hat früher ein Kloster gestanden, und wie in protestantischen Zeiten da die Mühle gebauet war, faßten die Geister der alten Mönche die Arbeitsleute bei den

Füßen und foppten sie immerfort. Auch brannte an einer Stelle ein Flämmichen und ein dicker Mönch war den ganzen Tag sichtbar, ein Gespenst, das wies den ganzen Tag dahin, wo das Flämmchen brannte. Endlich ließen die Arbeitsleute, weil sie vor Geistern nicht mehr aus und ein wußten und auch vermuteten, daß hier Schätze vergraben seien, einen Pater kommen und frageten, was hier zu thun sei. Ja, sagte der Pater, als er das Treiben der Geister eine Weile mit angesehen hatte, hier stände sehr vieles und davor könnten die Geister nicht ruhen. Er hieß nun die Arbeiter an der Stelle, wo das Flämmichen brannte, unter seiner Anleitung nachgraben, und da fanden sie einen dreimal verschlossenen Kasten, der war gewiß voll lauter Geld. Aber der Pater sagte, ehe das Geld herausgenommen werden könne, müsse er den Kasten erst mit nach Hause nehmen und viele Gebete darüber sprechen. Da haben sie ihm den Kasten mit vier Pferden dahin gefahren, wo er zu Hause war, und die vier Pferde konnten den Kasten kaum von der Stelle bewegen. Wie der Pater das Geld in dem Kasten zu der bestimmten Zeit nicht wieder nach der neuen Mühle brachte, machten sich die Arbeitsleute auf nach der Wohnung des Paters. Da war der Pater in die weite Welt gegangen, der Kasten aber stand noch da. Als sie ihn nun endlich öffneten, war nichts mehr darin als ein roter Pfennig, das andere hatte der Pater in der Stille herausgenommen und vor sich her dahin geschickt, wohin er sich zunächst begeben wollte. Als die neue Mühle schon im Gange und im vorigen Jahrhunderte an die Weibgensleute verpachtet war, schwärmten die Mönche und Schüler dort so viel auf den Gängen umher, daß die Knappen sich oft kaum getraueten Korn aufzuschütten, wenn die Mühle klingelte. Mitunter trugen die Geister auch Puffjackenkleidung und grüne Schachthüte und so sahen die Knappen sie das Korn aussacken. Einstmals war ein Mühlknappe dort, der las viel in der Bibel und verstand mit den Geistern umzugehen. Der war einmal an einem Sonntag Nachmittage allein in der Mühle und im ganzen Hause. Er hatte alle Thüren verriegelt und las wieder in der Bibel, da kam der Teufel zu ihm in die Stube. Der Mühlknappe merkte sogleich, daß es der Teufel war, und fuhr

ihn hart an, wo er hereingekommen sei. Auch zeigte er ihm die Stelle in der Bibel, die er aufgeschlagen hatte, und da stand geschrieben: Hebe dich weg von mir, Satan. Da flog der Teufel mit großem Geräusch zum Dach hinaus und nahm noch drei Schindeln mit, die haben sie später niemals wieder einsetzen können. In dem Wohnhause auf der neuen Mühle erschienen oft die Geister, lauter Mönche und Bergleute. Da traten denn herein auch oft die zwölf Schüler, von denen trug immer der erste ein Buch, darinnen blätterte er die ganze Stunde von elf bis zwölf, denn die Geister kamen immer mit dem Schlage elf Uhr herein und mit dem Schlage zwölf gingen sie wieder fort. Der erste trat mit seinem Buche immer an den Tisch, der zweite war auch sehr wißbegierig und sah ihm über die Schulter ins Buch hinein. Der zwölfte aber stellete, wenn sie kamen, eine Glocke auf den Tisch, und die nahm er punkt zwölf Uhr, wenn sie fortgingen, wieder hinweg, und das gab dann einen ordentlichen Klang, wenn er die Glocke vom Tische aufhob. Unter den übrigen Geistern, die sich sehen ließen, waren drei, die ihre bestimmten Namen hatten bei den Leuten in der Mühle. Der eine war das Dickauge, dem hing ein dickes Auge aus dem Kopfe heraus. Er trug ein weißes Laken, das hatte er vor der Stirne in einen Knoten zusammengebunden. Dieses Dickauge hat nur immer geklopfet, um die Leute zu ärgern, und wenn ein Lärm in der Mühle entstand und die Leute wurden aufmerksam darauf, so war es immer dies boshafte Wesen. Und dann hieß es: ach, es ist das Dickauge! und sie kümmerten sich nicht weiter darum. Ein anderer Geist hieß der Fegelork, der hat immer mit einem neuen Besen in der Mühle umhergefegt. Das beste Wesen von allen war das Freundliche. Das hatten alle gar lieb, wenn sie ihm auch nicht seinen Willen thaten. Denn es hat immer einen Stuhl mit in die Stube gebracht, den hat es in die Mitte gestellet und daneben hat es gestanden, und dann hat es jedem zugewinket, daß er sich auf den Stuhl setzen sollte. Das that nun keiner und wenn nach einer Stunde um zwölf sich niemand darauf gesetzet hatte, nahm es seinen Stuhl auf und ging mit ihm wieder zur Thüre hinaus, dann sah es aber nicht mehr so freundlich aus, sondern war be-

trübet, daß niemand sich auf seinen Stuhl setzen wollte. Das Freundliche erschien in der Regel alle sechs Wochen; ihm schien am wohlsten zu sein, wenn eine recht lustige Gesellschaft mit Tanz und Zitherspiel sich vergnügete, was mitunter geschah, wenn recht viel Leute aus den nahe liegenden Ortschaften in der Nacht mahlen ließen. Gar oft ist das Freundliche so mit seinem Stuhl in eine solche heitere Gesellschaft auf der neuen Mühle getreten.

II. Die Familie Weibgen hatte beinahe hundert Jahre die neue Mühle in Pacht. Sie zahlte jeden Tag einen Thaler, kam aber endlich durch Viehsterben und anderes Unglück ganz herunter. Die Kühe wurden nach und nach behext, sahen munter aus den Augen, fraßen bis den letzten Augenblick, waren aber so dürre, daß nichts mehr an ihnen war als Haut und Knochen. Manche schwollen auch ganz auf und hatten faul Wasser. Einstmals blickte die Müllerin in der Nacht aus ihrem Kammerfenster, da sah sie eine Waschfrau vom Klausthal, die ging mit zwei Himten Mehl auf dem Rücken erst vor den Stall, ehe sie fortging, und machte mit dem Fuße lauter Kreuze vor den Süll (Schwelle). Die Müllerin schimpfte sie aus dem Fenster, da ging sie ganz still davon. Nun wurde freilich die Stelle abgewaschen mit vielem Wasser; aber die Frau muß es doch schon gewußt haben an die Kühe zu bringen, denn bald darauf wurde wieder eine krank. Einstmals mußte der Abdecker auch wieder nach einer kranken Kuh kommen und sollte sie abziehen. Da sagte er, sie wollten nun die kranke Kuh einmal lebendig auf einen grünen Platz bringen und sie dort totstechen. Dann müßte in der Herzkammer eine Blase sein wie eine Walnuß groß, darinnen wären lauter kleine Eidechsen. Die Blase aber müßte uneröffnet verbrannt werden. Würde sie geöffnet, so hüpften die kleinen Eidechsen davon und gleich zu der Hexe hin, dann ginge es mit dem Verhexen wieder von vorn an. Die Blase fand sich, die Müllerin aber war neugierig, die kleinen Eidechsen zu sehen, und meinete, sie würden ja wohl zu halten sein. Nun gut, die Blase wird aufgeschnitten, da ist ein dicker Klumpen voll Eidechsen darinnen, der wurde immer weniger und bald waren alle Eidechsen wieder bei der Hexe. Da ging

das Behexen mit den Kühen erst recht los. Hätten sie die Eidechsen verbrannt, so wären damit auch der Frau, die das Vieh behext hatte, die Finger verbrannt und man hätte sehen können, wer es gewesen wäre. Nun wurde wieder eine Kuh in der Mühle krank, da waren die Eltern klüger, erzählte eine alte Weibgenstochter. Der Schinder sagte, sie wollten das Ding nun einmal anders anfangen. Er hieß den Eltern, von der kranken Kuh die Milch zu nehmen, davon immer ein paar Tropfen in die Hespen der Stallthür zu schütten und die Thür immer auf- und zuzumachen, aber nicht ganz zu, sondern nur bis vor die Krampen. Nun war dazumal ein Vetter aus Ostindien auf der neuen Mühle, der hatte sich bei den Ostindiern den Magen verdorben, konnte nichts weiter vertragen als weichgeklopftes Fleisch, und Wein, aber kein Brot und keine Suppe, und sagte, er wollte nun auf der neuen Mühle sein letztes Stündlein abwarten. Der konnte nicht mehr ordentlich Deutsch und sprach: „Ich will sich die Thür geknirken, ich haben da Zeit dazu." Da nimmt der das Knirken über sich und wie er eine Zeit lang geknirket hat, kömmt eine Frau an die Thüre des Wohnhauses und bettelt: sie wäre so kalt, sie wollte sich wärmen. Aber die Müllerin ließ sie nicht herein. Wäre sie drin gewesen, so hätte sie können wieder einen Schabernack thun, denn das ist dieselbe Frau gewesen, die die Kühe behext hatte. Mein Ostindier knirkt immer zu. Als die Milch all ist, giebt die Thür so einen Schrei von sich, da hat die Frau auch so übel gethan, als säße ihr das Messer an der Kehle. Darauf ist die Frau noch einmal so ums Haus herumgeschwärmet und dann verschwunden. Diese Frau hat sich nachher ausgelassen, sie wäre von der Treppe herunter in eine Säge gefallen und hätte sich die Hände zerrissen, das würde lange dauern, ehe die Hand wieder heile. Das ist aber bloß von dem Knirken und der Milch gekommen. Auch in den Pferdestall kam Krankheit, daran mag wohl auch Hexerei mit Schuld gewesen sein. Nur kann mans bei den Pferden nicht so wahrnehmen, weil die Pferdekrankheiten einen viel raschern Verlauf haben als bei den Kühen. Auch unter die Hühner kam die Sterbige. Die Müllerin sagte: „Was heißt doch dies wohl mit unsern Hühnern? Heute Abend noch ge-

Digitized by Google

sund und morgen tot; und ganz breitgedrückt liegen sie im Stalle." Da kamen Leute, die meineten, sie sollte mit arabischem Weihrauche räuchern, das wäre gegen Schabernack und Spukerei. Das that die Müllerin und das half. Sie kaufte sich nun einen ganzen Vorrat von Weihrauch und räucherte von nun an alle vier Wochen im Hühnerstalle. Wenn sie's aber nur einmal um einen Tag länger aufschob, kam gleich wieder die Sterbige unter die Hühner. Auch die Sonne that dazumal viel Schaden, denn es war eine große Trocknis, daß die Fische halb aus der Innerste hervorguckten und die Sonne zündete an mehrern Orten Feuer an. Da sah es mit dem Mühlwasser schlimm aus, daß Gott erbarm! Durch solche Dinge sind die Weibgens Erben heruntergekommen. Haben sich aber immer rechtschaffen gehalten und gehörten um 1850 mit zu den besten Zitherspielern auf dem ganzen Harze.

Sagen der Bergstadt Altenau.

Nr. 163. Die Kirche in der Altenau.

Vor langer lieber Zeit ist in der Altenau ein Mann gewesen, der das Läuten und Uhraufziehen zu seinem Geschäft gehabt hat, und der ist zugleich ein Schuster gewesen. Er hat Fuchs geheißen. Der vergaß nun einmal die Uhr bei Tage aufzuziehen, und wie es abends so zwischen elf und zwölf Uhr war, dachte er erst daran. Um seiner Versäumnis nun wieder nachzukommen, zog er sich an, nahm die Schlüssel und ging nach der Kirche. Er schloß auf, machte aber die Thür wieder hinter sich zu, ging dann die Treppe hinauf, schloß die Uhrkammer auf und zog die Uhr auf, ohne daß ihm dabei etwas passieret wäre. Er schloß die Uhrkammer wieder zu und ging nun hinunter. Auf einmal, wie er wohl so auf der Hälfte des Weges, ungefähr auf der zweiten Treppe war, da sprang ihm etwas wie ein großer Hund auf den Rücken und hielt sich mit beiden Händen auf seinen

Schultern fest, so daß es ihm ordentlich wehe that. Die Last hat er gar nicht fortbringen können. Nun hatte er früher einmal gehört, daß man, wenn einem einmal ein Gespenst etwas thun wolle, oder wenn einem ein Gespenst begegnete, aus Leibeskräften fluchen müsse. „Alle Kreuz-Stern-Donnerwetter sollen dich von meinem Rücken bringen!“ fluchte er, und wie er so fluchte, schlugs zwölf Uhr vom Turme. Da ließ das Gespenst von seinem Rücken los, er aber machte, daß er nach der Thüre kam, schloß sie auf und schlug sie dann zu. Vor Angst und Schmerz wußte er gar nicht, wo er hin sollte. Seitdem er geflucht hat, hat er kein Wort sprechen können. Wie er nach Hause kam, legte er sich gleich hin und winselte und ächzte immerfort. Seine Frau fragte ihn, was ihm denn fehle, er konnte aber nicht sprechen. So hat er drei Tage gelegen. In der letzten Zeit hat er wieder sprechen können, da hat er seiner Frau alles verzählt. Den dritten Tag starb er. Wie sie ihn da auszogen, da hatte er auf jeder Schulter eine kohlrabenschwarze Hand sitzen und die Finger sind ordentlich ins Fleisch eingedrückt gewesen.

In der Altenau sah auch der Nachtwächter einst die Kirche in der Nacht erhellet; sie war besuchet von weißgekleideten Männern, und vor dem Altare stand ein weißgekleideter Prediger. Dies sah er auch in der folgenden und nächstfolgenden Nacht. In der dritten Nacht stand der damalige Prediger von der Altenau schon in seiner vollständigen schwarzen Amtskleidung und mit den Kirchenbüchern bereit und auf Verabredung holte der Nachtwächter ihn ab. Der Prediger trat nun in die Kirche und sogleich verschwand der weiße Prediger vom Altare. Wie er aber vor den Altar trat und aus seinen Büchern etwas herlas, verschwand auch die ganze weiße Versammlung und es wurde in der Kirche dunkel. Dieser Pastor von der Altenau hat nachher nicht wieder gepredigt, sondern ist fortwährend krank gewesen und bald gestorben.

Nr. 164. Das Schloß im Gerlachsbache.

Da wo jetzt hinterm Glockenberge und unterm Röhrenteiche im Gerlachsbache der große Bruch ist, soll früher, so erzählen die Alten, ein mächtiges Schloß gestanden haben,

Digitized by Google

welches aber keinem Ritter oder Grafen, sondern einer unverheirateten Frau gehöret haben soll, die in der Umgegend nur schlankweg die Schloßfrau geheißen hat. Sie hat ihren Gefallen daran gehabt, Frauen und Mädchen, die sich auf der Landstraße haben blicken lassen, einzufangen und in ihr Schloß, das mit hohen Mauern umgeben gewesen ist, zu sperren. Die Zahl der Eingefangenen ist schon sehr beträchtlich gewesen. Einst haben ihre Spione auf der Landstraße ein Hirtenmädchen aufgefangen und zu der Herrin aufs Schloß gebracht. Aber das Hirtenmädchen ist dem heiligen Antonius geweihet gewesen. Da nun jede eingefangene Frau ihre bestimmte Beschäftigung gehabt hat, und die eingefangenen Mädchen ihrer Herrin haben aufwarten müssen, so hat die Schloßfrau dem Hirtenmädchen einen Kasten mit Schlüsseln und dazu noch ein großes Bund Schlüssel umgehänget, damit diese ihr gleich zur Hand wären, wenn sie selbst ihrer bedürfte. Das Schloß hat ein Garten umgeben, da hinein haben die eingefangenen Mädchen nach einiger Zeit wohl gehen dürfen, aber nicht durch ein Thor hinaus ins Freie, das in der Gartenmauer gewesen ist. An allen Ecken und Enden haben Spione und Schildwachen gestanden, damit, wenn ja einmal eine Gefangene eine Miene zum Entfliehen hätte machen wollen, sie gleich wieder hat zurückgeholet werden können. Eines Abends ist das Hirtenmädchen auch in den Garten gegangen und hat sich in eine Laube desselben gesetzet. Hier knieet es nieder und rufet den heiligen Antonius an, es doch aus dieser Knechtschaft zu befreien. So wie es ausgeredet hat, kömmt ein kleines graues Männchen daher und fraget das Mädchen, was es denn weinte und was ihm denn eigentlich fehle? Das Mädchen antwortet hierauf: ihm erginge es hier sehr übel, denn es wäre von seinen Eltern genommen und auf dies Schloß gebracht worden, wo es nun in der Gefangenschaft schmachten müsse. Es habe soeben den heiligen Antonius angerufen, daß derselbe es aus dieser Gefangenschaft erlösen möchte. Da sagt das graue Männchen: „Ich bin der heilige Antonius; ich habe dein Flehen wohl gehöret und deine Bitte soll dir auch gewähret werden. Du und alle Eingefangenen, ihr sollet von dieser Stunde an frei

sein, aber das Schloß mit allen seinen Reichtümern und Kostbarkeiten soll untergehen und die Schloßfrau soll, zur Strafe für ihre Missethat, deine Bürde, die du getragen hast, tragen und vierhundert Jahre auf diesem Berge (und hiermit soll er auf den nahe bei dem Schlosse gelegenen Glockenberg gezeiget haben) mit dieser Bürde walten gehen. Eher soll sie von Gott nicht erlöset werden; wenn aber eine reine unschuldige Jungfrau aus Barmherzigkeit ihr die Bürde abnimmet, so soll sie doch vor Gott Gnade finden und vor ihrer Zeit noch erlöset sein." Wie der heilige Antonius dies ausgesagt hat, da thuts auf einmal einen Knall und das Schloß samt seinen Gärten und Mauern ist von der Erde verschwunden. An seiner Stelle ist jetzt ein großer Bruch. Alle Eingefangenen sind auch von diesem Augenblicke an in ihre Heimat versetzet gewesen; aber die Schloßfrau stehet auch in demselben Augenblicke, da dies geschehen, verwünschet auf dem Berge, einen Kasten vor sich tragend und ein großes Bund Schlüssel daran.

Nun hat sie aber, wenn ihr Menschen begegnet sind, was öfters der Fall gewesen ist, weiter nichts sagen dürfen, als: „Huk up, huk af." Viele, die sie gesehen haben und ihr begegnet sind, aber nicht gewußt haben, was dieses „Huk up, huk af" zu bedeuten gehabt hat, sind vor dieser unheimlichen Gestalt geflohen; sie aber hat keinem Menschen etwas zu Leide gethan.

Von Zeit zu Zeit hat sich nun das untergegangene Schloß wieder auf der Erde sehen lassen, ist aber dann bald darauf wieder verschwunden. Wer so glücklich gewesen ist, dies zu sehen, der hat nur etwas von seinem Zeuge, seine Mütze, Hut oder sonst etwas, oder was er gerade in der Tasche gehabt hat, darauf zu werfen gebraucht, dann ist das Schloß stehen geblieben und hat jenem dann als Eigentum gehöret.

Einstmals hat in der Nähe ein Köhler gekohlet. Dieser hat zwei Mädchen gehabt, welche Wasser zugetragen haben. Eines von diesen kömmet nun und will aus der Tränke im Thale Wasser holen. Es siehet sich einmal um und da vor ihm stehet ein großes mächtiges Schloß mit Gärten und

Mauern. Wie es dies siehet, lässet es gleich seine Eimer stehen und läuft, erschreckt über diese Erscheinung, so schnell als möglich zu seinem Vater und verzählet ihm, daß da im Thale ein großes schönes Haus stände, was es früher da nicht gesehen habe (denn es hat von der ganzen Geschichte nichts gewußt). Gleich fragt der Köhler, ob es denn nichts darauf geworfen hätte, und als das Mädchen dies verneinet, da giebt er ihm eine Ohrfeige und schilt es kurz und lang aus. Dies ist aber das letzte mal gewesen, daß das Schloß wieder zum Vorscheine gekommen ist. Wäre das Köhlermädchen nun hingelaufen und hätte etwas daraufgeworfen, so hätte ihm das Schloß gehöret.

Die Jungfrau mit den Schlüsseln (so ist sie immer genannt worden) hat ihre Zeit aber müssen durchwalten. Viele haben sie gesehen und sind ihr begegnet, ja, selbst Alte, die ich noch gekannt habe, behaupteten, sie gesehen zu haben. Einer, namens F . . . ., behauptete steif und fest, daß, als er eines Sonntags morgens im Kirchenholze Weden bei einem Feuer gedreht und sich einmal aufgesehen habe, die Jungfrau mit den Schlüsseln vor ihm gestanden hätte.

Sagen vom Bruchberge.

Nr. 165. Der wilde Jäger in der Gegend des Bruchberges. (I—IV.)

I. Des wilden Jägers Jagdzug wird auf dem Oberharze zumeist in der Gegend der Altenau und des Bruchberges, an den Vorbergen des Brockens erblicket und es scheinet, daß man ihn meist vom Brocken herkommend denket, wo er einen Ausjageplatz hat und sich dort auf dem alten Wetterberge mit Wind und Wetter zu schaffen macht. In Lerbach sagt man, daß der wilde Jäger während des Gewitters umhergehe und rufe: „Wer will Fleisch?“ Dann darf ihm aber bei Leibe

Digitized by Google

niemand antworten. — Vor vielen Jahren sind einmal zwei Frauen, eine namens W.... und die andere namens L....., aus der Altenau ins Gras nach dem Ochsenberge, der wohl eine Stunde von der Altenau lieget, gegangen. Weil es nun sehr heiß gewesen ist, so haben sie alles, was sie angehabt haben, bis aufs Hemd und den Rock ausgezogen. Beide haben sich schon ihre Trachten geschnitten und sind eben am Zurechtmachen derselben, als sie auf einmal ein Sausen und Brausen und etwas wie Pferdegewieher in der Luft hören. Schnell laufen sie, Grastracht, Zeug und alles, was sie bei sich gehabt haben, im Stiche lassend, davon, nach Hause. Wie sie aber wohl meinen, daß der wilde Jäger, denn sie haben gedacht, daß derselbe es gewesen, durchgezogen sei, da gehen sie mit Zittern und Beben wieder hin an den Ochsenberg nach ihrer Grastracht, ziehen ihr Zeug geschwind an, hocken ihre Tracht auf und machen sich davon.

II. Zimmerleute hauten einmal zur Winterszeit am Bruchberge Bauholz. Als sie da des abends in ihrer Köte um das Feuer herumlagen, ihr Abendbrot verzehren und eben den Braten vom Feuer nehmen wollten (es ist ein Hinterzimmer von einem Reh gewesen, das sie gehabt), da gings hinten im Walde: „Hoho! hoho!" und dazwischen klafften die Hunde. Den Zimmerleuten wurde angst und bange, einer aber war keck, fürchtete sich vor nichts und sprach: „Was gilts? Das ist der wilde Jäger! Den muß ich sehen." Gleich darauf kam auch der wilde Jäger heran mit seiner ganzen Schar. Der kecke Zimmermann ging vor die Köte und als der Jagdzug vorüber war, schrie er spottweise: „Hoho! hoho! hoho!" Im Augenblicke kehrete die Schar wieder um, vor der Köte vorbei, und der Zimmermann bekam eine Ohrfeige, daß er wie tot niederfiel. Zur Thüre herein aber flog eine schwarze Masse und stürzte ins Feuer, daß den Zimmerleuten die Kohlen und die Asche um die Köpfe flogen. Als sie sich erholet hatten und Licht anzündeten, war der Rehbraten verschwunden und statt seiner lag eine Pferdelende auf dem Herde. Der Zimmermann aber, der die Ohrfeige bekam, hat seit der Zeit nie wieder den wilden Jäger nachgekabbelt.

Digitized by Google

III. Den wilden Jäger, so erzählte mir jemand, habe ich zweimal gesehen; das eine mal bewachte ich mit einem Kameraden im Herbste die Kartoffeln. Wir hatten ein Feuer angezündet; als ich das Jauzen wie von einem wilden Schweine oder von einem Eseltreiber: Hoi! hoi! vernahm, ging ich eine Strecke weit vom Feuer weg, um ihn zu erblicken. Doch sah ich ihn später deutlicher, als ich in einer Bucht (Köhlerhütte) war. Da zog er über die Bucht weg, kaum hundert Schritte entfernt. Er kam vom großen Breitenberge und zog in der Waldung durch nach dem Voshai. Tausend Stimmen hörte ich aus der Luft, sah aber nur den wilden Jäger. Er sah ungefähr aus wie ein Förster und hatte an sich viel grünes Kram. Ob er durch die Lüfte ging oder schritt, konnte ich nicht unterscheiden, es war fast als ob er flöge und als ob sich ein Fittig rege, doch kann es auch ein Mantel gewesen sein, den er auseinanderschlug. Sein Aufzug war zu vergleichen, wie wenn die Sonne schnell über einen Ort hinziehet. Deshalb konnte ich ihn auch diesmal noch nicht genau sehen, doch erkannte ich deutlich, daß es derselbe war, den ich, nur noch weniger deutlich, auf dem Felde gesehen hatte. Beide male verhielten wir uns ganz ruhig. Denn den Eseltreibern, die am Brocken gelagert waren und das Hu! hu! und das Bellen der Hunde nachahmeten, als er vorüberjagete, warf er die Lende von einem toten Pferde zu und rief: weil sie ihm hätten geholfen jagen, sollten sie auch helfen knagen, die Pferdelende solle ihnen zur Weisheit dienen, daß sie ihn künftig nicht wieder nachmachten.

IV. In Andreasberg erzählt man vom wilden Jäger: er hätte durch den Eber seinen Tod gefunden und sich dabei gewünschet, nicht zu verwesen und zu jagen bis an den jüngsten Tag. Darum verweset der wilde Jäger nicht und muß jagen bis an den jüngsten Tag. Viele haben das Hundebellen und den Jagdruf: Hoi! hoi! in der Luft gehöret. Einstmals hat ihm jemand am Breitenberge unter dem Brocken nachgejagt, d. h. er hat auch Hoi! hoi! gerufen, da hat der wilde Jäger auch gerufen:

Hast du geholfen jagen,
Sollst du auch helfen knagen,

Digitized by Google

und hat ein totes Pferd heruntergeworfen. Da hat der aber verlangt, er solle ihm Kümmel und Salz dazu bringen, und das hat er nicht gekonnt. Da hat der brauchen das tote Pferde nicht zu essen.

Nr. 166. Wolfswarte.

Am Bruchberge und besonders in einer bestimmten Gegend desselben waren früher so viele Wölfe, daß, wer dort übernachten mußte, auf die Klippe, die deshalb Wolfswarte genannt wird, sich begab und dort ein Feuer anzündete, sie zu verscheuchen. Einstmals kohlete ein Köhler unweit der Wolfswarte, der erwartete vom Sonnabend bis Sonntag Morgen seine Frau, welche ihm Lebensmittel bringen sollte. Da sie auch am Sonntag Morgen nicht kam, so wollte er ihr entgegengehen, da begegnete ihm ein Wolf, der hatte die Schnauze voll roter Fasern, die waren von dem roten Rocke der Köhlersfrau, welche er etwas weiterhin zerfleischet und getötet hatte. Zuletzt wurden die Waldungen am ganzen Bruchberge wegen der reißenden Tiere, besonders der Wölfe, abgebrannt, und das ist der Grund, weshalb er noch jetzt an vielen Stellen so kahl ist.

Nr. 167. Die Goldlöcher.

Es ist einmal ein Fuhrmann namens Dehne aus der Altenau mit seinen Pferden über den Bruchberg gefahren. Da sah er auf einmal vom Wege aus ein Loch, worin gelbe Erde war. Er dachte, du sollst dir einmal einen Brotbeutel voll davon mitnehmen; kratzte also einen Haufen zusammen und that denselben in seinen Brotbeutel. Diesen nahm er mit nach Hause. Hernach hat er gedacht, das könnte vielleicht Wert haben, hat die Erde nach Goslar genommen und da verkaufet. Dazwischen ist auch Gold gewesen. Darauf ist er einmal wieder über den Bruchberg gefahren, da hat er wieder daran gedacht und hat wieder zusehen wollen, ob er das Loch hat wieder finden können. Da ist aber von keinem Loche eine Spur zu sehen gewesen, so eifrig er auch gesuchet hat.

Digitized by Google

Auch sind einmal zwei Männer aus der Altenau, einer hat Fedisch und der andere hat Schmidt geheißen, ins Holz gegangen. Sie streiften so im Walde herum, trockenes Holz zu suchen, und dabei kamen sie ins Kellwasser. Auf einmal kamen sie an einen großen grünen Platz, in dessen Mitte ein Loch war. Sie guckten hinein. Da wars in demselben so wie gelber Letten (Lehm). Sie dachten, ihr sollet euch doch einmal von dem Krame ein Bißchen mitnehmen; machten sich also jeder so einen Klumpen, wie ein großer Schneeball groß ist, zurecht und nahmen ihn mit. Auf dem Wege besah Schmidt seinen Lehm und sagte zu seinem Kameraden: was sie doch mit dem Lehme wollten, den könnten sie hinter ihrem Hause finden, den brauchten sie so weit nicht zu schleppen, kurzum er warf seinen Lehm fort. Der Fedisch ist aber klüger gewesen und hat seinen Klumpen behalten. Wie er nach Hause kam, legte er seinen Klumpen oben aufs Kandelbrett über den Fenstern. Da ist auch einmal ein Jude gekommen, der mit Gold und Silber gehandelt hat. So wie er in die Stube trat und da oben auf das Brett guckte und den Klumpen gewahr ward, so sagte er zu dem Fedisch, er solle ihm doch das einmal zeigen. Er nahm den Klumpen herunter, und wie der Jude ihn besehen hat, so bot er ihm gleich einen Gulden; er war damit zufrieden, und der Jude gab ihm einen Gulden und ging mit dem Klumpen fort. Da ist auch in dem Lehm Gold gewesen. Wie nun der Fedisch und der Schmidt einmal wieder beieinander kamen, da sagte der Fedisch zu ihm, daß er für seinen Klumpen einen Gulden bekommen habe. Das ärgerte den nun, daß er seinen Klumpen weggeworfen hatte, und er beredete den Fedisch, noch einmal dahin zu gehen und etwas davon zu holen. Aber wie sie ins Kellwasser kamen, da sahen sie von keinem Lehme etwas und der ganze Platz war mit Rasen bewachsen.

Nr. 168. Der silberne oder goldene Hirsch. (I—II.)

I. Vor vielen Jahren ist in der Altenau ein Jäger gewesen, welcher auf einer Wiese im Schulthale gelegen und geschlafen hat. Auf einmal sind ein paar Männer gekommen,

welche Venetianer gewesen sind. Diese Männer sind immer nach dem Bruchberge gegangen und haben Gold herausgeholet, was kein anderer Mensch hat zu finden gewußt. Sie haben ihn aufgewecket und ihn gefragt, ob er ihnen nicht den Weg nach dem Bruchberge zeigen könnte. Der Jäger hat hier in der Gegend gut Bescheid gewußt und also gesagt, den könne er ihnen wohl zeigen. Darauf sind sie mit ihm fortgegangen nach dem Bruchberge. Da sind sie miteinander nach einer kleinen Grube gegangen, welche wie ein Stollen in den Berg hineingeführet hat. Hier haben sie die gelbe Erde, welche sich in derselben gefunden, ausgewühlet und in einen Beutel gethan. Das ist aber das pure Gold gewesen. Wie sie fertig sind, haben sie sich hingeleget und geschlafen. Wie sie aber aufwachen, da sind sie alle in Venedig. Der Jäger hat sich nun aber in der großen Stadt nicht zu finden gewußt, da haben ihn seine zwei Gefährten in der ganzen Stadt herumgeführet, ihm in ihrem Hause auch ihre ganzen Schätze gezeiget, die sie gehabt. Sehr viele Schränke zeigten sie, wo alles, was man nur hat erdenken können, von Silber und von Gold gewesen ist; auch alle Mineralien. In dem einen Schranke ist eine ganze Jagd gewesen, Hirsche, Rehe, wilde Schweine und alle wilden Tiere, entweder von Gold oder von Silber. Der Jäger hat einen silbernen Hirsch zum Andenken bekommen. Des abends legen sie sich zu Bette und wie sie am anderen Morgen aufstehen, da ist der Jäger wieder im Schulthale auf der Wiese, wo er gelegen hat, und die Venetianer sind in Venedig geblieben. Seinen silbernen Hirsch hat der Jäger bei sich gehabt. Hernach hat der Jäger einmal wieder nach der Grube gewollt, um sich von der Erde auch etwas zu holen, da hat er aber weder den Weg zu der Grube noch die Grube selbst finden können.

II. Dieselbe Sage wird auch folgendermaßen am Oberharze erzählt: Ein Revierförster ging eines Morgens in seinem Reviere, da sah er von weitem sechs Menschen kommen. Er ging auf sie zu, fragte, was sie da machten, kannte aber keinen davon, weil sie so unscheinbar waren und keine rechte menschliche Statur hatten. Er drohete ihnen und sagte, sie möchten ihm sein Revier nicht verruinieren, ging aber von ihnen fort,


Digitized by Google

ohne sie weiter zu verstören. Am andern Morgen ging er wieder an diese Stelle, um nach den Männlein zu sehen. Da traf er niemand mehr an, dachte, das sei wohl nicht die Zeit, wo die Männlein da wären, setzte sich hin und schlief ein. Als er aufwachte, war er in einer Gegend, wo er noch niemals gewesen war. Nun ging er da umher und gelangte an ein großes Wasser. Da kam ein großer Hund und erbot sich, ihn über das Wasser zu tragen. Als er nun über das Wasser hinüber war, fand er einen großen Garten. Darin waren Vögel, die konnten sprechen und ein Haus, das war so durchsichtig wie Krystall. Da kamen die sechs Leute und führeten ihn in dies Haus, da war alles, was hier auf Erden ist, von Golde — auch das ganze Wild — Hirsche, Schweine, Hasen, Füchse. Da sagten die Leute, er solle sich davon etwas wünschen und der alte Förster wünschte sich darauf einen Zehnender. Nun nötigten sie ihn auch zum Essen; die Speisen waren weiße Schlangen. Der Förster sagte anfangs, die könne man nicht essen, mußte aber essen. Nun mußte er sich in ein Bett legen und als er aufwachte, saß er an dem Baume, wo er an dem Tage hingegangen war. Er schaute um und um, ob er träume; da war unter ihm ein Born, da kam eine Statur heraus und sagte, daß er nicht träume, hier sei der Hirsch, den er sich gewünscht habe. Der Förster nahm den Hirsch, die Statur war verschwunden, und er ging mit seinem goldenen Zehnender nach Hause.

Sagen der Bergstadt St.-Andreasberg.

Nr. 169. St.-Andreasberg.

Die Bergstadt St.-Andreasberg ist benannt nach der ersten dortigen Grube: Andreaskreuz, die noch jetzt im Betriebe ist. Diese Grube aber soll daher den Namen haben, daß die ersten Bergleute hier zwei übereinander setzende Gänge antrafen, wovon es nach uralter christlicher Bergmannssprache

Digitized by Google

heißen soll: Die Gänge machen ein Andreaskreuz. Nach dem Bergmannsglauben verspricht ein solches Kreuz edle Anbrüche.

Nr. 170. Der Bergmönch in St.-Andreasberg. (I—IV.)

I. Auch in St.-Andreasberg ist der Bergmönch bekannt. Er war ein wirklicher Mönch und wollte die Bergwerke einrichten, brachte es aber nicht zu Stande. Den Rehberger Graben fing er an zu bauen, der die ganzen Wasser zum Bergbau nach Andreasberg bringt, war auch fast damit zu Ende, da wurde er darüber bankrott. Nach seinem Tode ließ er sich nun, weil ihn der Gedanke an den Bergbau nicht ruhen ließ, sehen, im Wäschgrund, vor dem Treibholz, am Dammbach, und wo die Grube Samson, vielleicht der tiefste Schacht der Erde, stehet. Überall aber, wo er gegangen ist, haben sie nachher Erz gefunden, und daher rühren die andreasberger Bergwerke, die reichsten auf dem Harze. Der Bergmönch ist von Geburt ein Graf gewesen, und wie er sich als Geist hat sehen lassen, hat er Puffjacke, Hinterleder und Licht gehabt, das Licht ist nicht ausgegangen, und wenn der Wind so stark gewehet hat, daß er Bäume ausgerissen hat.

II. Im Sperrlutterthale kam der Bergmönch des nachts einem Vogelsteller entgegen mit dem Geleucht, der Vogelsteller dachte, es sei ein Bergmann und sprach: „Du kannst mir wohl ein wenig Inselt (Unschlitt) geben; wie du siehest, gehet mein Licht aus." Da gab der Bergmönch ihm Inselt von seinem Grubenlicht, das brannte einen Tag und eine Nacht, da wars schieres Silber.

III. Einmal kam der Bergmönch in Bergmannskleidung am Sonntag zu einem Kunstjungen, der auf einen Kunstknecht wartete. Der Kunstjunge meinete, es sei sein Kunstknecht, fuhr also hinter ihm her, bis sein Inseltlicht trocken war. Da legte ihm der Bergmann eine weiße Wand (ein Stück Kalkspat) aufs Licht, da hat es wieder gebrannt. Der Bergmann hat nicht gesprochen, sie haben aber viel Erz miteinander gesehen. Nach einiger Zeit kamen sie wieder auf den Fleck, wo sie angefahren waren, da ist der Bergmann verschwunden. Es hat sich aber gezeiget, daß der Kunstjunge dreißig Jahre hinter ihm hergefahren ist. Von den Leuten, mit denen er

gearbeitet, ist niemand mehr dagewesen, und das Haus, worin er gewohnet hatte, haben fremde Leute bewohnet. Sein Licht hat aber immerfort gebrannt, bis ers einmal an jemand verkaufet hat. Da hat es nicht mehr gebrannt, und als der Käufer es ihm wieder gebracht, hat es auch bei ihm nicht mehr gebrannt.

IV. Im Jahre 1849 hat der Bergmönch sich zuletzt sehen lassen. Damals sollte die Grube Andreaskreuz eingestellet oder doch nur noch schwach betrieben werden, da zeigete sich der Bergmönch im Wäschgrund und ist gegangen bis nach dem Berge Matthias Schmidt, wo der Andreaskreuzer Gang hingehet. Das dauerte wohl vier Wochen und viele Leute sind des abends zwischen neun und elf hingegangen, um ihn zu sehen. Seitdem ist nun auch wieder Erz da und die Grube stehet in gutem Betriebe.

Nr. 171. Steiger Calvör.

In einer Grube auf Andreasberg wird das Rotgülden gegraben, das ist so kostbar, daß die Bergleute, die aus dem Schachte kommen, am ganzen Körper untersuchet werden. Dort kamen zu einer gewissen Zeit so viele Bergleute, die des nachts arbeiteten, zu Tode. Einst nahmen sich zwei Kameraden vor, die Ursache dieser Todesfälle zu untersuchen. Da kam um die Mitternachtsstunde ein furchtbares Brüllen und Getöse und so näherte sich ein furchtbarer Ochse. Als sie ihn aber mit dem Bohrfäustel und mit dem Zweimenschenbohrer angriffen, verstummete das Gebrüll und bald darauf bat es mit menschlicher Stimme ums Leben. Die Bergleute rissen nun die Ochsenhaut herunter und da kam der Steiger der Grube, mit Namen Calvör, zum Vorschein. Er bot ihnen viel Geld, wenn sie schweigen wollten, denn er hatte die Ochsenhaut, die er im Schachte verborgen hielt, benutzt, die Bergleute zu schrecken und dann zu töten, um viel Rotgülden für sich aus dem Schachte zu bringen. Die Bergleute aber wollten sein Geld nicht und zeigten ihn an. Als er festgenommen werden sollte, hatte er sich in den Schacht gestürzet. Lange hat er da gespuket und überall den Bergleuten im Wege gestanden und oft haben die zueinander ge-

Digitized by Google

saget: Da stehet der lange Calvör schon wieder mit seiner Ochsenhaut.

Nr. 172. Frau Holle, die schwarze Kathrine und die Waldfrau in St.-Andreasberg.

Alle Nacht von elf bis zwölf kommt die Frau Holle nach den Drei-Brotsteinen im Walde bei Andreasberg, setzet sich darauf und weinet. Diese Steine sehen wie drei aufeinander-geschichtete Brote aus, sind von der Erde an wohl drei Lachter hoch. Sie liegen auf einer Höhe, zu deren beiden Seiten Thäler sind, in deren jedem Wasser fließen, von denen das eine Dreibrotenwasser heißet. Wenn da im Sommer an einem bestimmten Tage jemand durchgekommen ist, so ist die Frau Holle ihm auf den Rücken gesprungen und er hat sie etwa sieben Minuten, bis vors Wasser, tragen müssen. Wer die Steine, die früher Bröte gewesen sind, wieder in solche verwandeln kann, erlöset die Frau Holle.

Einige sagen auch, die schwarze Kathrine sei in die Dreibroten verwiesen.

Früherhin sagte man in Andreasberg den Kindern, um sie zu schrecken: „Wir rufen die Frau Holle herein!" Sich in sie zu verkleiden, wie an anderen Orten geschieht, hätte dort niemand gewagt.

Einstmals ging eine Mutter mit ihrem Kinde ins Holz und kamen nach dem Berge, welcher jetzt: Sieh-dich-im (Sich-dich-um) heißet und im Löwengrunde lieget. Da ging das Kind, das ein Mädchen gewesen ist, von der Seite ihrer Mutter fort, in die Hecke (Gebüsch), hörete auch nicht auf das Rufen der Mutter. Da erschien vor dem Mädchen eine schwarze Frau mit zwei Eimern ohne Boden in der Hand, welches die Frau Holle gewesen ist, drehete dem Mädchen den Kopf um und sprach: Sieh dich im. Seit der Zeit heißt der Berg: Sieh-dich-im.

Auf Andreasberg gehet auch ein Hund, der einen Korb in der Schnauze hat, worinnen ein Bund Schlüssel ist. Er tauchet bei dem Mühlenborner Puchwerke auf und gehet ganz im Sperrlutterthale herunter, wo er verschwindet.

Wer den Sonntag geboren ist, von dem sagt man, daß

Digitized by Google

er die Waldfrau in einem weißen Laken sehen könne. Einst rupfte eine Frau im Walde Brennnesseln, da ging die Waldfrau immer hinter ihr und rupfte wie sie.

Nr. 173. Das grüne eiserne Schwein mit dem hohen Busch.

In Andreasberg läßt sich ein eisernes grünes Schwein sehen, welches schon einmal einem Bergmann die Hose ausgezogen hat, dasselbe hat einen hohen grünen Busch auf dem Buckel und richtet viel Schaden in den Geschneiten (Dohnenstiegen) an, kann sich auch leicht verwandeln. So hat es sich z. B. vor den Augen eines Bergmannes in ein Stachelschwein und in einen Vogel verwandelt; es kann sich außerdem unsichtbar machen.

Nr. 174. Die Ratskatze.

Im Jahre 1314 hat sich ein Planet gezeiget, der gar selten kömmet und dessen lange Jahre nicht zu finden gewesen ist. Da lebten die Leute auf Andreasberg in großen Ängsten, was dieser Schweifstern, der hinten wie ein Besen geformt war, ihnen wohl bringen möchte. Auch kamen sie jeden Abend zusammen und wollten den Schweifstern sehen. Zwei Abende saßen sie in ihrem Rathause beieinander und warteten auf den Stern, aber er zeigte sich erst am dritten, und wie! In dem Rathause waren nämlich so viel Mäuse gewesen, daß es auf Andreasberg nicht Katzen genug gab, um sie wegzufangen. Da kamen die Andreasberger durch ein Schreiben aus Paris an eine gute Katze, die ließen sie sich mit Extrapost kommen und die Herren vom Andreasberg räumeten ihr das schönste Rathauszimmer ein, darinnen wurde sie in einer Stunde so groß und dick, daß sie nicht mehr zur Stubenthüre hinaus konnte. Als nun die Andreasberger zwei Abende vergeblich auf den Kometen gewartet hatten, da brachte sie am dritten Abende dreihundert Junge zur Welt. Nun hatte das Rathaus zu St.-Andreasberg dreihundert Fenster, und da saß in jedem von den dreihundert Fenstern des Rathauses eine junge Katzte. Zuletzt brachte die alte Katze noch einen

Ziegenbock zur Welt, und der hatte den erwarteten Kometen hinter sich. Da kamen die Leute aus ihrem Traume, was der Komet bedeutete. Aber er hatte doch noch mehr zu bedeuten als dies. Denn um dieselbige Zeit kamen viele Schneider nach Andreasberg, die hatten in Holland eine Rebellion gemacht und waren darum dort vertrieben. Weil aber auf dem Rathause kein Platz war, so wurden sie bei dem Ziegenbock in den Stall gesperrt. Da hatte aber am andern Morgen der Ziegenbock die vielen Schneider aufgefressen.

Seit dem großen Kometen essen die Leute auf dem Andreasberg das Fleisch vor der Suppe. Die Katze aber ist alt geworden 52 Jahr, 52 Wochen und 52 Tage und von den dreihundert jungen Rathauskatzen stammen noch jetzt die andreasberger Katzen ab.

Nr. 175. Der Rauschenbach.

I. Im Rauschenbache, etwa eine halbe Stunde vom Oderteiche, ist eine Höhle, darinnen wohnet eine Prinzessin bei sieben Zwergen. Einst wollte ein Jüngling sie erlösen, dem sagte sie, daß er sie dreimal küssen müsse, zuerst als Prinzessin, dann als Pudelhund und endlich als Schlange. Sie offenbarete ihm das in Schlangengestalt, indem sie sich an einem Tische emporhob und den Schlangenkopf darauf legte. Als er versprach sie zu erlösen, stand sie zuerst als Jungfrau vor ihm. Da küßte er sie, und auch als Hund hat er sie nachher geküßt. Als Schlange sie zu küssen hat er aber nicht gewaget, darum ist die Prinzessin unerlöset geblieben. — Die meisten nennen die Prinzessin nur die Schlüsseljungfer im Rauschenbach und sagen, sie rufe besonders die Mädchen, die Karoline hießen. Auch müsse sie durch ein Mädchen erlöst werden, die Karoline hieße, und wenn ihr eine solche folgte, so bekäme sie den Schatz, der im Rauschenbachthale verborgen sei. Es sei ihr aber noch keine gefolgt.

II. Im Rauschenbach war einmal ein Aufseher beim Tannenpflanzen. Zu dem kam ein Mann, das mag wohl ein Venediger gewesen sein. Der nahm ihn eine Strecke weit unter eine Tanne, da gruben sie und fanden unter einer Wurzel

einen gelben Thon. Davon nahm der Mann den ganzen Holster voll und redete auch dem Aufseher zu, daß er wenigstens drei Kugeln davon mitnahm. Dafür hat ihm nachher ein Hamburger Kaufmannsdiener 55 Thaler gegeben und es ist eine Art Gold gewesen. Als sie aber wieder unter die Tanne gegangen sind und nachgegraben haben, fanden sie nichts mehr.

Nr. 176. Der Knabe und die Venediger.

Beim Oderhause, welches eine Stunde von Andreasberg lieget, sind einmal zwei Venediger kommen, die haben einen kleinen Jungen da angetroffen, den haben sie mit nach Venedigen genommen und haben ihn da bei sich behalten, bis er vierzehn Jahre alt gewesen ist; wie er da eines morgens aufgewacht ist, ist er wieder im Oderthale gewesen und die Venediger bei ihm. Die haben ihn da in den Berg geführet, und ihm da die Schätze und die Kunst, der Schätze Herr zu werden, beigebracht. Da hat der in seinem späteren Alter gänzlich von diesen Schätzen gelebet, die Venediger haben ihn aber mit einem Glückwunsche verlassen. Sie sind vorgedrungen in diesem Berge bis nach dem kleinen Brocken, der 2¾ Stunden vom Oderhause lieget; daselbst sind sie zu einer Thüre, die von Stein gewesen ist, herauskommen.

Sagen vom Riefensbeek und Kamschlacken.

Nr. 177. Riefensbeek und Kamschlacken. (I—II.)

I. Die Ortschaften Kamschlacken und Riefensbeek standen früher an der Stieglitzecke oben auf dem Bruchberge, und auf der Hanskühnenburg wohnten früher Riesen, die wurden aufrechtstehend begraben. Wie nun Riefensbeek von einer großen Wasserflut den Bruchberg heruntergeflossen ist, stieß es die Riesen immer an den Kopf. Die stiegen aus den Gräbern,

da kam oben Kamschlacken auch noch angeschwommen. Das hielten sie dort auf, darum lieget es nun dicht unter der Begräbnisstätte der Riesen, die noch jetzt der „Kerkhof“ heißet und früher der „Riesenkerkhof“ gehießen haben soll.

II. Riesensbeek und Kamschlacken ist früher ein Ort gewesen, und die Häuser, die darinnen gestanden haben, sind Hüttenhäuser gewesen, und diese haben alle zusammen einem Superintendenten gehöret. Der Hüttenteich, der über Kamschlacken lieget, wird noch heutigen Tages Superintendententeich genannt. Da sind einmal einmal ein paar Kartenspieler gewesen, die haben so viel Leben beim Kartenspielen gemacht und vor dem Zechenhause gesessen und gespielet. Da sagte der eine beim Trumpf-Ausspielen:

Trumpf rut!
De Superdente teilt det Geld ut.

Das hat der Superintendent gehört, hat daran gemerkt, daß seine Leute von der Hütte mehr profitierten als er, und hat alle seine Hütten, deren er 99 gehabt hat, eingehen lassen.

Nr. 178. Der Schimmel von Kamschlacken.

Etwa eine Viertelstunde von Kamschlacken im alten Riesensbeeke liegt merkwürdiger Weise ein alter verfallener Backofen mitten im Walde; er muß sehr alt sein, denn Fichten von beträchtlicher Höhe und Stärke zieren seinen Rücken.

Vor vielen Jahren war beim Meier in Kamschlacken einmal Spinnstube, wozu sich die Knechte und Mägde von beiden Höfen, Kamschlacken und Riesensbeek, eingefunden hatten. Es ging bis tief in die Nacht recht vergnügt her. Unter anderem wurden auch Pfänderspiele gespielet. Da traf es sich, daß einem jungen Mädchen als Pfandlösung aufgegeben wurde, einen Barnstein vom alten Backofen zu holen. Das junge Mädchen ist ein tüchtiger Bruckert gewesen, darum besann es sich nicht lange, sondern eilte in nächtlicher Weile am Schwarzenberge vorbei, im hellen Mondscheine dem Backofen entgegen. Beim Backofen angelangt, versuchte sie einen Stein loszubrechen, aber das wollte ihr nicht gelingen. Da entschloß sie sich in den Backofen zu kriechen, um im Innern desselben einen Stein

Digitized by Google

abzulösen. Kaum war sie im Backofen, als sie den Hufschlag eines Pferdes vernahm. Sie nahete sich der Mündung, um zu lauschen, was es da gebe. Da gewahrete sie in kurzer Entfernung einen Reiter, welcher eine Dame vor sich auf dem Perde hielt. Die Dame flehte ängstlich um Gnade. Auf einmal sprang der Reiter vom Pferde, band dasselbe an den nächsten Baum, riß auch die Dame herunter und schleppte so das schreiende Weib mit sich fort. Andere erzählen, daß er eben dabei gewesen sei, sie zu ermorden. Schnell verließ die Pfandlöserin den Backofen, band den Schimmel los, schwang sich auf denselben und wollte davonsprengen, aber das ging nicht so schnell, denn es war Nacht und der Weg schlecht. Zwischen den Hecken und Steinen ging's oft im schnellsten Laufe. Bald hörte sie den Eigentümer des Pferdes hinter sich. Da bemerkte das Mädchen zwei Pistolen am Sattel, schnell faßte es eine derselben und feuerte sie nach dem Verfolger ab, da ward es ruhig und das Mädchen langte wohlbehalten in Kamschlacken an. Die Herrschaft kaufte dem Mädchen den Schimmel ab und der ist lange Zeit mit den anderen Pferden angespannt gewesen. Als er endlich starb, sind dem Meier immer die Pferde gefallen, bis er wieder einen Schimmel im Stalle gehabt hat. Das Mädchen ist bald nach jenem Vorfalle gestorben.

Ein anderer Bericht möge hier noch folgen. Als das Mädchen eben vom Backofen wieder fort will und den Stein bereits außen gebrochen hat, höret es in der Ferne, trapp! trapp! trapp! zwei Pferde, welche gerade auf den Backofen loskommen. Daß bei so später Zeit zwei Reiter gerade hierher reiten, das kömmt ihr nicht richtig vor. Wer weiß, was dahinter stecket, denket sie, finden die Kerle dich hier allein, so könnt's dir übel gehen. Darum kriechet sie in den Backofen hinein, und will sich in demselben verhohlen halten, bis die Reiter weit genug vorbei sind. Kaum ist sie drin, so kommen auch die Reiter bei dem Backofen an und halten vor dem Ofenloche. Es ist ein Kerl und eine Frau gewesen. Jener ist abgestiegen und hat sein Pferd an dem Ofen angebunden. Darauf nimmet er das Pferd der Frau an dem Zügel und führet es nach der Schlucht. Das Mädchen strecket sachte den

Digitized by Google

Kopf zum Ofenloche heraus, da sieht es, wie der Mensch der Frau vom Pferde hilft und sie in die Schlucht hineinführet. Das Pferd aber, wie es das Mädchen siehet, fängt an zu schnauben und zu niesen und der Kerl sagt: Na, was hast du vor? Darauf wird ein trauriges Gestöhne in der Schlucht, und das Mädchen kann sich ungefähr denken, was da vorgehet. Aber das Mädchen ist doch zu neugierig und gucket nochmals zum Ofenloche heraus. Das Pferd schnaubet wieder. Da kömmt der Kerl wieder aus der Schlucht hervor mit einem langen Messer in der Hand und spricht: Na, was hast du denn vor? Ist wer Fremdes da? Das Pferd niest wieder. Da hat das Mädchen deutlich sehen können, wie der Kerl sich umsiehet; und es denket, kömmt er auf den Backofen zu, so murxt er dich auch ab. Darum springt's schnell aus demselben heraus, macht das Pferd, welches daran gebunden ist, los, ist drauf wie der Blitz und stachelt's mit dem Messer, das es bei sich gehabt hat, um den Stein loszubrechen, an und flieget davon wie aus der Büchse gejaget. Der Kerl auf seinem Pferde hinter ihr drein. Wie es so nahe dem Hause ist, daß man es hören kann, schreiet es aus allen Kräften: Machet auf! machet auf! Das hören die Leute in der Stube, springen gleich hinaus und eben wie das Thorweg aufgehet, sprenget auch das Mädchen herein. Der Kerl aber nicht. Der bleibet vor dem Hause noch eine Zeitlang halten und fordert sein Pferd. Aber das Mädchen saget: Nein, es ist ein Spitzbube, ein Mörder. Da kehret der Räuber um und saget, wenn er binnen drei Tagen sein Pferd und so und so viel Geld nicht wieder hätte, so stecke er ihnen den roten Hahn aufs Dach, und damit ziehet er ab. Aber der Kerl hat sich nachher nie wieder sehen lassen und auch aus seiner Drohung ist nichts geworden. Das Pferd, welches das Mädchen auf die Weise erbeutet hat, ist ein Schimmel gewesen, und hinten auf ist ein Mantelsack geschnallt gewesen, ganz voll Geld und Ringe und Edelsteine. Das Mädchen ist auf diese Weise reich worden. — Die Meierei in Kamschlacken, wo solches geschah, ist jetzt das Forst- und Wirtshaus. Die weit verbreiteste Sage scheint in der That hier zu Hause zu sein.

Nr. 179. Der Hirsch vom Quitschenberge.

Auf dem Buntenbocke wohnete ein Waldarbeiter, der ging nach dem Riesensbeek zu auf Arbeit. Als er an den Quitschenberg kam, lag da ein toter Hirsch. Wie er nun über den Hirsch schritt, regete er sich, sprang auf und lief mit dem Waldarbeiter, der gerade auf seinen Rücken zu sitzen kam, davon. Seitdem ist der Waldarbeiter von niemand mehr gesehen worden.

Sagen vom Buntenbock.

Nr. 180. Der Ursprung vom Buntenbock.

Wo jetzt Buntenbock ist, soll früher nur ein Sägemühlenhof gestanden haben; andere sagen, auf dem alten Hofe, aus dem Buntenbock entstanden (es soll der jetzige Bormannsche Hof sein), habe die einzige adelige Familie des Oberharzes gewohnet und von der Viehzucht gelebet. Seinen Namen aber soll der Ort auf folgende Weise erhalten haben. Der Besitzer des ersten Hofes, aus dem Buntenbock entstanden ist, stellete einer Dirne nach und schenkte ihr einen bunten Bock, der die Zierde seines Hofes war. Er hat diesen nachher an seinem Thorwege abmalen lassen. Einige Alte, die um 1850 noch nicht lange verstorben waren, wollten ihn noch dort gesehen haben.

Nr. 181. Das Hickeding.

Bei Buntenbock an der Ausflut aus dem Teiche hat sich ein Mann dem Teufel unterschrieben und dafür ein Hickeding erhalten, das Geld hecken konnte. Einstmals wollte er es an einen Tischlermeister verkaufen, da machte es aber ein furchtbares Brausen. Man giebt dem Hickeding Milch und Semmel zu essen. Eines Tages auf dem Freischießen zu Buntenbock sagte der Mann, dem dies Hickeding gehörte, zu

Digitized by Google

seiner Frau, sie hätten ja vergessen, dem Hickeding zu fressen zu geben. Da war es verhungert, als sie nach Hause kamen.

In einem Hause zu Buntenbock war auch ein Hickeding, das saß in einer verschlossenen Kammer, wo niemand sich hineintraute. Nun brannte es einmal in diesem Hause, da schlug der Lehrer diese Thür auf. Da saß das Hickeding auf der Kammer in einem Kästchen, es sah wie eine Kröte aus, hatte Krötenbeine und Knopfaugen. Vor ihm stand eine kleine Fußbank und ein silberner Amboß, darauf lag ein Hammer. Es entstand aber ein Windbrausen und aus der Kammer kam Feuer heraus. Da wurde die Kammer wieder verschlossen und ist nicht mit abgebrannt. Lange sah man noch in ihr einen Feuerbatzen (Klumpen).

Einen Schneider, welcher gerade Bräutigamszeug anfertigte, machte sein Nachbar glauben, dieses Hickeding wolle rücken, und darauf setzte er in der Nacht einen Kohlentopf in des Schneiders Garten. Da warf der Schneider das Bräutigamszeug in das Feuer unter den Baum, um damit die Schätze für sich zu heben und das Hickeding zu gewinnen.

Nr. 182. Der Wehrwolf.

Vor alten Zeiten haben auf dem Buntenbock vier Leute Gras gemähet und einer davon konnte sich in einen Wolf verwandeln. Nun kam ein Handelsmann vom Klausthal herunter mit zwei Pferden und einem Füllen und ließ sein Vieh dort weiden. Drei Grasmäher schliefen, der vierte aber, der sich in den Wehrwolf verwandeln konnte, schnallte seinen Riemen um und fraß als Wehrwolf das Füllen auf. Da legte er sich schlafen zu seinen Kameraden. An seiner Unbehilflichkeit merkten die Kameraden, daß er das Füllen gefressen habe und begannen darauf zu sticheln. Da schnallte er seinen Wolfsriemen um, lief als Wehrwolf in den Wald und ist nicht wieder gesehen worden.

Nr. 183. Die Molche.

Hinter dem Buntenbock hatte ein Arbeiter eine Eisensteinsgrube. Er hatte aber in dieser Grube immer so viel Molche von gelbem und schwarzem Aussehen, daß er sie in der Karre heraus-

Digitized by Google

fahren mußte, denn sie krochen ihm sogar auf sein Essen und verdarben es. An einem Feuer schüttete er dann immer seine Karre um und verbrannte die Molche. Am Morgen nach dem Tage, wo er so viele Karren voll verbrannt hatte, fand er noch einige in der Grube, die glänzeten so eigen. Und indem er auch diese noch ins Feuer tragen wollte, da winkete ihm der Bergmönch; er aber achtete nicht darauf und verbrannte sie. Von nun an arbeitete er im Tauben (ohne Ausbeute). Wäre aber der Arbeiter dem Bergmönch gefolget, so hätte dieser ihm gewiß etwas offeriert und er hätte sein Glück machen können, denn gewiß sind die Molche eitel Gold gewesen. Die Grube ist von dieser Zeit an ganz in Verfall geraten, viele Arbeiter waren schon darin und haben keinen Eisenstein mehr gefunden. Sie heißet jetzt die Molchsgrube zum Andenken an diese Begebenheit. Daß die Molche Gold gewesen sind, stehet zu vermuten nach folgender Geschichte.

Es wollte einmal ein Mann seinem Nachbar einen Schabernack anthun, der rapte einen Sack voll Molche ein, die schüttete er über die Thüre dem Nachbar auf die Diele, der langte nun bei ihm einen Himpen (ein Getreidemaß) fort, er aber war politisch und machte unten etwas Leim daran, um zu sehen, was der zu messen habe. Wie er den Himpen zurückbekam, sah er, daß es Gold gewesen ist — das sind die Molche gewesen, mit denen ihm der Nachbar hat einen Schabernack thun wollen.

Lerbacher Sagen.

Nr. 184. Namen und Entstehung des Bergdorfes Lerbach.

Wie das Lerbach noch nicht gewesen ist, da ist einmal ein sehr reicher Ritter durch das herrliche Lerbacher Thal geritten, der hat nach Klausthal reiten gewollt (damals hat die Straße nach Klausthal über die rote Soole geführet). Dieser Reiter

ist aber sehr weit hergekommen und sein Pferd hat vor Durst nicht mehr von der Stelle gekonnt. Da band er sein Pferd auf die Wiese dicht über dem Hause, worinnen um 1850 der Vorsteher Bode wohnete, damals hat aber da ein osteröder Rinderstall gestanden. Der Reiter ging, nachdem er sein Pferd angebunden hatte, zum Berge herunter und wollte für sein Pferd unten Wasser suchen. Wie er nun herunter kam, war wegen der langen Hitze kein Fingerhut voll Wasser in dem Bache, er ging ganz hinauf im Bache bis dahin, wo jetzt Hasens Krug stehet. Wie er nun bis dahin gegangen war und noch kein Wasser gefunden hatte, da lief er wieder den Berg hinan und sprach die Worte aus: „Ei du verdammter leerer Bach!" Unter der Zeit aber hatte die Rinderhirtin sein ohnmächtiges Pferd in den Rinderstall gezogen und es da getränket. Als nun der Reiter da sein Pferd wieder froh wiehern hörete, ging er hin, holete sein Pferd wieder und beschenkte die Leute hierfür so reichlich, daß sie die Rinder zu hüten nicht mehr nötig hatten. Darauf — sagen einige — habe Heinrich der Finkler, der Städteerbauer, auch das Bergdorf Lerbach erbauet und ihm wegen des Wortes von jenem Ritter den Namen gegeben: Lerbach.

Die meisten aber erzählen so, daß die Hirtenfrau im Thale und im Walde umher Kräuter gesuchet habe. Sie habe sich auf des Ritters Pferd geschwungen, das unbewachet dagestanden, weil der Ritter Wasser gesuchet, und sei mit ihm nach dem Rinderstalle gejaget. Das Pferd, das ein Schimmel gewesen, sei nun zwar trotz des vorgeschobenen Riegels nicht im Stalle zu halten gewesen, sondern daraus auf wunderbare Weise verschwunden; aber von dem Gelde, das in dem hintenauf geschnallten Mantelsacke gewesen, sei Lerbach erbauet. In das Mühlenthal, das an das große Lerbacher Thal stößet, soll auch der Rinderhirte verwiesen sein, der an dem Raube Teil hatte.

Einige erzählen auch, der Ritter, der dem Bergdorfe Lerbach den Namen gegeben, habe zuvor sein Pferd schon am Teufelsloche bei Osterode tränken wollen und weil der Rand desselben zu steil dazu gewesen, so habe er gesaget: du Teufelsloch! und dadurch auch dem Teufelsloche den Namen gegeben.

Nr. 185. Vieh bedauern.

Wenn man ein Vieh beim Schlachten bedauert, so hat es langes Leben, giebt wenig Blut und sein Fleisch ist den Menschen schädlich, so daß sie dann auch daran sterben müssen. Einmal war ein Mann und eine Frau, die hatten so eine ganz große Kuh, und das liebe Tier war so schön bunt und hatte euch einen ordentlichen Stern vor ihrem Kopfe und eine so schöne große Zitze, und da saß so viele süße Milch drin. Nun ging die Kuh einmal über einen großen schmalen Steg, da fiel sie herab und brach ein Bein. Mit vieler Mühe wurde sie wieder zu den Leuten ins Haus gebracht, denen sie gehörete, und da sollte sie geschlachtet werden. Als der Schlächter kam, bedauerte nun der Mann die Kuh so sehr, daß sie erst vom hundertsten Schlage vor den Kopf in die Kniee sank. Der Mann aber heulete immer zu, und als der Kuh schon das Fell abgezogen war, stand sie noch einmal auf und ging auf der Diele umher. Jetzt sagte der Hirt, das Fleisch sei nicht zu genießen, es würde dem den Tod bringen, der es äße. Da mußte zum Schinder geschicket werden, und als der die Kuh auf den Schindanger hinausschleifte, heulte und jammerte der Mann erst recht. Da tröstete ihn die Frau, wie sie dem Schinderkarren nachsah, und weil sie auch nicht mit Verstande sehr gesegnet war, so sagte sie: „Sei doch nur ruhig, den Weg, den unsere Kuh jetzt gehet, müssen wir ja alle einmal gehen!"

Nr. 186. Von einer Gastwirtsfrau, die nicht treu gehandelt hat.

Eine Gastwirtsfrau in Lerbach hat die Leute betrogen mit Gewicht und Gemäß, hat Wasser zwischen die Milch gethan und überhaupt nicht richtig gehandelt. Einstmals ging sie in den Keller und wollte einem Reisenden ein Glas Bier holen. Als sie bei dem Bierfaß stand, so kam mit einem male der Keller niedergestürzet, und fiel die alte Frau tot, und haben die Angehörigen drei Tage müssen arbeiten, ehe sie die Frau gefunden haben, und da ist sie gehörig beerdiget. Aber von der Zeit an ist sie spuken gegangen. Wenn die Leute des

abends noch in den Stall gewollt haben, hat sie bei der Kuh gesessen, oder haben sie in den Keller gewollt, so hat sie vor dem Bierfasse gesessen, oder wenn sie des morgens haben einheizen wollen, so hat sie vor dem Ofenloche gesessen; dann haben die Leute ihr erst jedesmal einen Schlag geben müssen, ehe sie fortgegangen ist. Die Leute wußten sich zuletzt nicht mehr zu helfen und erzähleten es einem alten Manne, der sagte: „Ach, Lühe, jie möttet den Pastor un einen Pater or einen Kapziener kohm laten, dat jöck dei dat ole Speukedink in dat Möhlendahl verwiesen kann." Also kamen die Verweiser an und forderten das alte Spukeding hervor. Als sie nun kam, so sagte der Pater: „Hanne Charlotte, du sollst in das Mühlenthal verwiesen werden." Da sagte das alte Spukeding: „Ach, ne, ne, ek kann nich ut mienen Krange ruter gahn, dat is et Mienige, et is et Mienige." Der Pater ließ nicht nach und verwies sie in das Mühlenthal. Aber das Gespenst war immer wieder in dem Gasthause gesehen und auch in dem Mühlenthale. Einen Abend kam sie einmal zwischen elf und zwölf Uhr wieder und bettelte, daß sie doch nur möchte unter der Treppe eine kleine Stelle haben, aber da kam der alte Wirt und sagte zu der Verwiesenen: „Du hest nu diene Stehe in den Möhlendahle, da geist du ok weer hen oder ek will dek Beine maken." Da schrie sie noch einmal: „Ek sal ut mienen Krange gahn, dat is et Mienige, et is et Mienige." Da ward auf einmal ein Sausen und Brausen in dem Gasthause, daß einem jeden angst und bange ward und da war das alte Gespenst auf einmal fort und ist nun bloß noch in dem Mühlenthale spuken gegangen, und da hat sich kein Mensch dürfen hinwagen vor ihm. Also dieser Wirt hat einstmals in diesem Thale Feuerholz gehabt und hat da mehrere Frauen genommen, die das Holz tragen sollten. So gingen sie denn hin und trugen an dem Feuerholze. Als das eine Mädchen sein Bund aufgehucket hatte, kam das alte Gespenst und setzte sich auf das Holz hinten drauf. Da konnte das Mädchen nicht aufstehen. Da warf das Mädchen das Bund Holz ab und lief nach Lerbach. So ist es vielen Mädchen beim Holzholen im Mühlenthale ergangen.



Nr. 187. Jägerspuk.

In Lerbach war ein Schütze, der traf so gut, daß er immerfort auf den Schützenhof kam, wenn das Schießen eben vorbei war; dann that er noch seine drei Schüsse und dadurch wurde er jedesmal der beste Mann. Einstmals kam er auch so spät an und die Schützenbrüder sprachen untereinander: jetzt wird er uns abermals den Gewinn entreißen. Der gute Schütze aber lehnete sein Gewehr an den Schützenstand und sagte dann: es möge ihm niemand etwas zum Schur und zum Tort thun, er könne sonst nicht dafür einstehen, daß kein Unglück geschehe. Es standen ihm aber drei Scheiben statt einer vor Augen, das sahen die anderen nicht und nur der eine wußte es, der ihm das Blendwerk dort hingestellet hatte. Als die beiden falschen Scheiben nicht verschwanden, schoß er los auf die Scheiben und da fiel der Mann, der das Blendwerk gemacht hatte, gerade hinter ihm zu Boden und war mitten ins Herz getroffen.

In Lerbach wird auch erzählt, daß in der „Wäsche" drei kreideweiße „Wilperte" (Rehe) auf hoher Klippe gestanden und sich dem Jäger gezeiget haben. Der Förster Fleischmann sah einst im Hahnenwinkel zwischen Lerbach und Osterode eine große Katze. Da lud er einen Matthier,*) vor dem aller Spuk zunichte wird, in die Büchse und als die Katze das sahe, stand sogleich eine natürliche Frauensperson da, die er genau kannte. Da sagte er zu ihr: „Thu das nicht wieder, was du jetzt gethan hast, sonst bist du geliefert." Da ging das Weib beschämt von dannen. Sogar als Hasen sind den Jägern hier bereits Hexen erschienen.

Nr. 188. Das wilde Mädchen.

(Niederdeutsch, Lerbacher Mundart.)

In Lärpich sind freuer mal paar ohle Lüe west, dei sind sau gottesförchtig ewest un hewwet eine einzige Dochter ehat, dei is sau wild ewest. Kort vor öhren Doe latet se sek von der Dochter anloben, dat se ok will gottesförchtig un nich mehr

*) Vier Pfennige.

san wild sien. Aber dat Mäken hät hernacher sien Wohrt nich eholen un is immer in siene dullen Gesellschaften gahn. Da drögt et sek tau, dat öt den einen Abend an Kerkhowe mot ne Doenkopp langen. Weil düt Mäken bei siener Mutter Grabe dorchkümmt, liet da en witt Laken. Öt geit erscht hen un halt den Doenkopp, wie öt mit den Doenkoppe wedder retour kümmt, liet dat Laken da noch un öt nümmt dat Laken mee. Knappe is öt in dat Hus rin, san kümmt ok siene Mutter all vor't Fenster un segt: sei wolle öhre Laken hewwen. Öt will et taun Fenster rut recken, aber siene Mutter segt, öt solle et da wedder henbringen, wo öt et wegelanget härre. San geit de ganze Gesellschaft mee up den Kerkhof un nöhmet dat Mäken in öhre Midde un weil öt dat Laken eben henschmitt, kümmt en Geist un territt't in veir Schtücke.

Nr. 189. Die Lerbacher Zwerge.

Es ist noch gar nicht lange her, daß die Zwerge durch das Bergdorf Lerbach „durchmarschierten“. Wohin sie zogen, wußte man mir nicht zu sagen. Aber sie verwechselten viele Kinder mit Wechselbälgen, und darum waren dort noch um 1820 viele verkrüppelte Menschen. Noch später aber scheint es geschehen zu sein, daß einzelne Zwerge sich dort aufhielten. Man hörete sie mit den Kindern reden, wenn diese allein in den Stuben waren. Einstmals ließ ein Kind den Zwerg in der Stube mit aus seinem Napfe essen, da hörete man draußen, wie der Zwerg mit sehr grober Stimme (auch der Teufel hat eine grobe Stimme) zu dem Kinde sagte: „Du moßt den Napp ok nich sau scheif holen.“ Ein ander mal hörte man, wie eine alte Zwergin einen Zwerg aus der Stube hinwegrief, weil seine Schwester krank geworden sei. Einstmal merkte eine Mutter zeitig genug, daß ihr statt ihres Kindes ein fremdes untergeschoben war. Da ließ sie den Scharfrichter Goßmann kommen; dieser erkannte, daß es ein Wechselbalg war und riet ihr, sich damit vor ihre Hausthür zu stellen und es mit einer Gerte unbarmherzig zu schlagen. Das that die Frau und sogleich trat aus dem Walde gegenüber die Zwergin heraus, brachte der Frau ihr rechtes Kind und nahm das ihre mit in den Wald.

Digitized by Google

Unweit Lerbachs war es auch, wo einst Bergleute eine Anzahl Zwerge trafen. Diese kamen unter einer Stuke hervor und riefen denen, die zu Haus unter der Erde bleiben wollten, zu: „Smiet mek mal miene Kappe rut! smiet mek mal miene Kappe rut!“ Befragt nach dem Grunde ihrer Fröhlichkeit, sagten sie, daß sie nach Osterode zu einer Hochzeit gingen. So wollten sie auch mitgehen, sagten die Bergleute. In Osterode stellten sich die Zwerge in der Nähe des Hochzeitshauses auf. Ein Zwerg nach dem andern aber ging in das Haus und aß sich, ohne von den Menschen bemerkt zu werden, von den Hochzeitsschüsseln satt. Da nahmen ihnen die Bergleute ihre Mützen weg, gingen auch in das Haus und aßen von den Hochzeitsschüsseln. Da merkten die Hochzeitsgäste denn doch mit Erstaunen, wie die Speisen verschwanden, konnten aber die Bergleute nicht sehen.

Nr. 190. Die Kuhkolksklippe und Frau Holle. (I—IV.)

I. Frau Holle hat auf der Kuhkolksklippe zwischen Klausthal und Lerbach ein Bett stehen. Unweit derselben kömmt sie um zehn Uhr abends aus dem Buchenholze, schauet in das Fenster, wo sie noch Licht siehet, und thut übel. Sie hat glühe Augen und einen roten, ganz feurigen Mund; ihr weißes Gewand schläget sie (wenn es schneiet) weit auseinander. Von zehn bis elf Uhr nachts sitzet sie nun so da und thut übel, von elf bis zwölf Uhr aber träget sie Wasser in zwei hellen Eimern aus dem Bache herauf. Denn sie hat auf der Kuhkolksklippe auch ein Faß ohne Boden stehen; wenn dieses voll ist, wird sie erlöset, darum träget sie das Wasser den steilen Berg hinan. Ein Waldarbeiter ging eines abends spät nach Lerbach heim, da hörete er am Wege etwas winseln. Er glaubet, es heule eine alte Frau dort an der Straße, und fraget, ob sie nicht mit ihm gehen wolle. Er bekömmt keine Antwort, aber es beginnt hinter ihm herzugehen und kömmt richtig in seine Stube. Nun fragt er die Alte, ob sie nicht einen Schnaps mit ihm trinken wolle: denn der Oberharzer liebt den Schnaps gar sehr. Da macht sie sich so groß bis an die Decke und beuget sich so über ihn. Nun will er zu seiner Frau auf die

Kammer entfliehen, da fasset sie ihn, und davon hat er lange ein schwarzes Bein gehabt. Es ist aber dies die Frau Holle gewesen und sie sagte ihm: es solle ihm das zur Warnung dienen, daß er sie gehen lasse, wenn er wieder vorbei käme am Frau-Hollen-Abend, wo sie Recht hätte dort im weißen Gewande zu sitzen, und wo sie heulen müßte. Einer Witwe mit vier Kindern, welche noch in der Mitternachtsstunde saß und spann, warf die Frau Holle in dieser Zeit sieben vollgesponnene Rollen in das Fenster.

II. Am Osterheiligabend fährt die Frau Holle mit dem Teufel in einer Kutsche den Langenberg hinab, wie die alte steile Heerstraße heißet, die früher, hart an der Kuhkolksklippe vorbei, eine Strecke weit von Klausthal nach Osterode benutzt wurde. Auch in Lerbach fuhr Frau Holle oft in der Kutsche herauf. Gingen dann in der Nacht Leute nach Hause, so hielt sie an und erkundigte sich nach dem Wege. Zuletzt reichte sie die Hand aus dem Wagen, und wenn man ihr dann die Hand gab, so wurde sie schwarz gebrannt wie im Feuer: man mußte ihr statt der Hand den Stock hinreichen. Es sind aber in Lerbach damals viele auf diese Art um ihre Hand gekommen.

III. Am Frau-Hollen-Abend kömmt in Lerbach jemand verkleidet als Frau Holle in einem kreideweißen Laken herein. Der eine Zipfel hänget ihr bis an die Nase, zwei andere Zipfel hat sie um sich herumgeschlagen, der vierte hänget auf den Hacken. Sie sagt dann ihren Spruch, der also lautet:

So manches Haar in der Wocken,
So manches Unglück in der Wochen;
So manches Haar,
So manches böse Jahr.

IV. Frau Holle kam in Lerbach auch immer in ein Haus und wärmete sich. Einstmals war in dem Hause ein Mann unpäßlich, darum war sehr stark eingeheizet. Da stellete sie sich doch an den Ofen, jener Mann aber drängte die Frau Holle ganz dicht an die glühende Ofenplatte. Da nahm sie den Ofen und ging damit ab, die Leute aber haben ihren Ofen niemals wiedergesehen.


Digitized by Google

Nr. 191. Güllen-Kerke.

(Niederdeutsch, Lerbacher Mundart.)

Jn Lärpche was en Mann, dä het Schubert eheten. Den het de Nacht edrömmet, hei solle da hen gahn up siene Wiesche un solle roen, da wörre sau veele Gold, dat von den Golle könne ne güllen Kerke buet weren. Gat hei hen den Morgen na siener Wieschen un roet. Weil e'n Schur eroet het, sägt e: „Wat sall ek miene Wiesche tenichte roen? Jk finne doch nüscht.“ Da deit et en gefährlich Brummen under öne un dröhnt orntig. Dat is dat Gold ewest, wu de güllen Kerke härre konnt von ebut weren. Hei het hernacher noch emal eroet, aber nüscht efunnen, weil et erste mal esproken het, damit het et verscherzet, un't Gold ist wedder retour egahn. Von der Tiet an hett dä Barg Güllen-Kerken.

Sagen der osteröder Gegend.

Nr. 192. Die Osterjungfrau.

(Jn der niederdeutschen Mundart von der Freiheit vor Osterode.)

Wu de Markkerke in Osterroe steit, hät immer en klein Mann uppen Stein esäten un hät da ebäet. Wenn de Jäger von en Graf Osterrot nu int Sloß inkummet (heimkehrt), hät e dat den Hären vertellt. Nu ritt de Graf Osterrot mal sülbest medde, da sitt e da ok wedder in Holte. Nu sägt e, nu woll hei ok da en Bethus henbuen laten, da hät e de Kerke dahen buen laten. Da is de Stadt Osterroe ut eworren un de Peiterzilligenstrate is de erste Strate west. Düsse Graf Osterrot hät da erst alles int Wark ebrocht. Et is en groten Mann ewest un hät veel, veel Kram ehat.

De Graf Osterrot harre ne Dochter, da is e von estorben un hät se sienen treuen Knappen öwwergeben. Da fällt en Krieg in, da komet veele Ritters un dä eine strenge un freche Ritter hölt um dä Dochter an. Se sägt aber ne, sei

will nich. Da kümmt e taun tweiten male met veelen Ritters un holt noch emal an. Se sägt aber wedder ne, se frie nich. Da kummt e taun dridden male, da is e aber mit veelen Vulk ekomen un hät alles verrungeniert un inpumperdiert, un hei, dä ole Knappe von Graf Osterrot, lät darub ok vele ankomen, aber se hät se nich konnt twingen. Da sägt e da, of se wohl denken künne, dat hei se verwünschen künne, dat se da möste in ören Kelder bi ören Schätzen sitten. Da sägt se, ja, dat möst se sek alles gefallen laten, se friee öne aber nich, et mögte er drumme sin. Da hät hei se in den Kelder ebrogt met samt ören Schätzen un is en Hund ewest an de Kedde. Da hät hei se doch de Macht egeben, dat se alle Ostermorgen in öre Gestalt west is un is da von de Borg erunder hinnern Bärengraben ekomen un hät sek da in lerbacher Water wuschen. Da is emal en Lineweber komen un hät sin betchen Arbeit wollt da erupper dragen taun Harze. Da hät se sek ewuschen un hät ene Lillige vor sek hat. Denn is sei kriedewitt west anetogen. De Lineweber bütt guen Morgen un sägt: Sau freu un se härre all ne Lillige vor sek? Da sägt se ja, un wenn hei ok eine hebben wolle, sau solle hei met ör komen; da geit e met ör rupper. Als hei rupper kümmt, da steit en Lilligenbusch vorn Kelder, wu se inne sitt. Da brikket se öne eine af un sägt: hei soll se nich verschenken, ok nich verköpen. Da is se wedder in den Kelder rinner estegen un de Lilligenbusch un nist steit da.

Na nu hät hei se verwünschet hat, dat se mit en keuschen Ritter solle erlöset weren. Darup hewwe'n Siebenjährigen Krieg bekomen un da is en Ritter von Harze runner mit sienen Päre gerae ekomen. Da steit se da ok wedder un wäscht sek un da hät se ne Rose vor sek hat. Da beut hei ör ok en guen Morgen tau un sägt: „Sau freu un all ne Rose?" Da sägt se ja, wenn hei eine hebben wolle, soll hei met ör gahn, se wolle öne ok eine schenken. Da is e met erupper gahn. Da steit dä Rosenbusch vor den Kelder, da brikket se ne Rose af un gift ne dei ok. Un da well se nu geschwind in den Kelder un hei fadde de Kelderdöre. Da liet se allwedder an de Kedde. Da hat hei de Kedde aferetten un da steit se vor öne, hät hei se erlöset. Da hät e öre

Digitized by Google

ganzen Schätze upelaen up en Wagen un sind hen efeurt na Frankreich. Seitdem hät se sek nich mehr seien laten.

Nr. 193. Der Leineweber (Schneider). (I—III.)

I. Das Erscheinen der Jungfrau vor den Augen eines Leinewebers wurde mir auch in folgender Weise berichtet: Der Weber sah in der Pfingstzeit vor sich plötzlich einen Lichtstrahl, ja, eine ganze Lichtstraße, die von der alten osteröder Burg ausging. Vor derselben lagen auch zwei feuerspeiende Tiere, wie der Erzähler sagte, Löwen. Die Jungfrau aber bestellte den Weber auf den andern Abend um elf Uhr, da erschien sie ihm abermals mit dem Lichtstrahle, gerade auf den Hieb (Glockenschlag) um elf Uhr. Sie führete ihn nun an den wilden Tieren vorbei durch eine eiserne Thür und in einen Gang, der auch sehr hell war. Sie traten von dem Gange aus durch eine alte Stubenthür in ein Zimmer ein, wo auf einem Tische ein Buch lag und daneben eine wunderschöne Kerze stand, die Kerze aber ist eine Blume gewesen. Der Weber brach die Kerze ab, da tönete es mächtig. Sie aber hatte so großen Wert, daß der König sie dem Weber nicht abkaufen, sondern sie nur zum Geschenk nehmen wollte und ihm ein Rittergut als Gegengeschenk gab.

II. Nach anderen Erzählungen hat die Jungfrau einen Schneider, der vom Harze herunterkam, in die alte Burg geführet und hat nackt am lerbacher Wasser gestanden und sich da gewaschen. Links am Eingange an der Kette hat ein Hund gelegen. Im Schlosse hat ein Kessel voll Gold, ein Rosenbusch und ein Lilienbusch gestanden. Die Lilie hat der Schneider erhalten, sie ist aber schieres Gold gewesen und so ist er sehr reich geworden.

III. In der alten Burg bei Osterode haben ungefähr bis 1830 die Kinder immer gespielt, weil sie damals noch nicht so verfallen gewesen ist, auch ist die Küche noch in ganz gutem Zustande gewesen. Einstmals, als auch die Kinder da spielen und sich, wie Kinder thun, in dieser Küche etwas kochen, sprang eine eiserne Thür auf. Das eine von den Kindern lief sogleich in den Gang und es standen drei Kasten an Ketten gebunden, auch war da ein Pudelhund mit feurigen

Augen, der an eine Kette gebunden war, im hellen Saale. An der Wand spiegelte sich eine weiße Jungfer, die verwünschet war und kurz nach dieser Zeit von einem armen Leineweber erlöset ist. Die Kinder kam aber doch das Grauen an und sie verließen eiligst die Burg und erzähleten den Eltern, was sie gesehen hatten. Die Eltern gingen darauf nach der alten Burg, um zu sehen, ob es wahr wäre; als sie aber hinkamen, war alles wieder verschwunden.

Nr. 194. Der Müllerbursche.

Einstmals hat sich eine große Menge junger Leute zusammengerottiert, um nach dem Schatze, der in der alten Burg stecken soll, zu suchen. Ein Müller, der vor 1850 starb, damals aber noch ein unbesonnener kecker Bursche war, ist auch mit dabei gewesen. Nachdem sie lange gegraben, kamen sie endlich in einen großen Kellerraum, der weit hineinging unter den Berg. Wie sie am Ende des Kellers waren, gruben sie wieder und kamen auch an einen großen Kasten. Der Müllerbursche ist einer von denen gewesen, die den Kasten heraushoben. Wie sie damit schon fast in der Mitte der Höhle waren, erschallte plötzlich hinter ihnen eine furchtbare Stimme: Halt! so nicht! Einen von euch muß ich zum Opfer haben! Da ließen sie den Kasten fallen und stürzeten nach dem Ausgange des Kellers zu. Da schrie der Teufel: Nehmet das Geld! gebet mir einen, den da mit dem roten Kamisol! Das ist gerade der Müllerbursche gewesen und er war der letzte. Indem hatte er ihn schon beim Kopfe, aber gerade wie er ihm denselben umdrehen wollte, besann sich der Bursche noch, daß er schrie: Nein Teufel, mich sollst du nicht haben! und dazu ein Kreuz machte. Da warf ihn der Teufel zum Loche hinaus. Seit der Zeit hat dem Müllerburschen beständig das Gesicht nach der Schulter gestanden. Aber in den Keller hat sich seitdem niemand hineingewaget.

Nr. 195. Die Jungfer auf dem Amte in Osterode.

(Niederdeutsch, Osteröder Mundart.)

Up den Amte in Osterode sall sek in freuherer Tiet ne Jungfer upeholen hebben, un dä hät alle Nächte speuken egahn,



sau dat de Lüe nich hebbet derfor schlapen können. Sau hät düsse Sahke lange Tiet ören Fortgang hat, bet dat mal en Mann ekomen is, un hät düssem Dinge ein Enne maket. Düsse Mann sall ein Jesuite west sien, un hat bannen können. Einstmals hät hei up den Amte upepasset, un weil sek nu de Jungfer hät seien laten, hät'e se in ein von Holt eschnitzelt Bild bannt, un in eine einsame Kahmer ebrocht. Veele Jahre lang hät hier Keiner nich wedder an dat Bild dacht, bet dat endlich mal en Mann sek hen wagte, den et emal vertellt word. Hei fund ok dat Bild, un hei bemeuhe sek, et runder in sien Zimmer te dragen. Weil et aber for öne tau schwar war, gung hei runder un wolle glick en paar Knechte halen. Weil hei nu rup kamm mit sienen Knechten, war dat Bild verschwunnen up unerklärlige Wiese un de Knechte meinten all, dat de Spauk von Nien losgünge, aber et hät sek Niks wedder seien laten. De Geist hät jetzt gewiß in Grabe siene Ruhe funnen.

Nr. 196. Die verwünschten Offiziere.

In Osterode geht ein Hauptmann von den Soldaten, die früher in Osterode gelegen haben, in Hundegestalt spuken. Alle Abende um elf Uhr kommt er bei der oberen Mühle an dem Teile der Stadtmauer, welche die Schildwache genannt wird, zum Vorschein, geht langsam durch die Schildwache hindurch bis ins Johannisthor und dann wendet er sich bei der Johannisbrücke und geht am Magazine hinunter, wo er dann bei Kreits Steg verschwindet. Wenn ihm wer auf seinem Wege vorkommt, den verfolget er bis dahin, wo der hin will. Er thut aber niemand etwas zu Leide, nur den, der ihn neckt oder gar schlägt, beißt er. Als noch Militär in Osterode gewesen ist, hat dieser Hund immer die Posten aufgeweckt, wenn sie geschlafen haben, und nicht eher mit Scharren, Klopfen und Bellen angehalten, bis sie wieder wach gewesen sind. Es soll aber ein sehr großer Hund sein, von Gestalt der Fleischerhunde. — Auch wird in Osterode noch folgendes von einem Offizier erzählt. Es ist einmal ein Mann gewesen, dem hat das Haus über dem Kopfe verkauft werden sollen, weil er mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe gehabt hat. Da

hat er angegeben, das Haus könnten seine Gläubiger bekommen, aber es könnte sich keiner vor Spuken drin bergen. Ach, sagt die Obrigkeit, das wollen wir dann schon abbringen. Sie schickt also einen Mann Wache hin und sagt diesem, welcher mit Säbel und Pistolen bewaffnet gewesen ist, er solle nur gleich losschießen, wenn das Gespenst kommen sollte. Wie es nun zwölf Uhr geschlagen hat, kommt ein Gerassel zur Treppe herunter, macht die Stubenthür auf und tritt herein. Es war eine Wanduhr, die einen furchtbaren Lärm verursachte und die Wache fast taub machte. Die Wache legt an, kann aber augenblicklich nicht schießen wegen eines Schadens, den das Gewehr bekommen hatte. Die zweite Nacht wird ein anderer Posten hingeschicket, welchem eine runde Summe Geld geboten wurde, wenn er das Gespenst erlegen würde. Die Wache ist beherzet bis auf die letzte Zeit. Wie nun die große Uhr sich um zwölf der Wache nähert, legt die an und schießt durch Zufall das eine Gewichtstück ab und die Uhr fällt auseinander und ein Offizier steht da, welcher verwünschet lange Zeit in diesem Hause gewaltet hat. Die Wache bekam den versprochenen Lohn von der Obrigkeit, und auch der Offizier zeigete sich dankbar für die Errettung.

Nr. 197. Osteröder Banngeschichten. (I—II.)

I. Einst sollte auch einem Manne in Osterode sein Haus verkaufet werden, und er gab an, daß es darin spuke. Das Gericht stellete also Wache in dem Hause auf. In der ersten Nacht polterte das Gespenst die Treppe herunter, kam der Wache näher, riß ihr das Licht aus der Hand, pustete es aus, nahm auch dem Posten eine Flasche Wein aus der Hand, die man ihm gegeben hatte, um sich Mut zu trinken, und trank sie selber aus. Darauf machte das Gespenst noch einiges Geräusch und entfernte sich dann wieder. Die zweite Nacht kamen zwei andere Posten in das Haus mit dem Befehle loszuschießen, sobald sich etwas regete. Wie das Gespenst nun in der Geisterstunde ankam, der Wache abermals das Licht auspustete und den Wein wegnahm, legte die Wache an, konnte aber wegen Armlähmung, welche plötzlich bei ihr eintrat, nicht schießen und

mußte also unverrichteter Sache wieder nach Hause. Den dritten Tag kam einer, der sich anbot, das Gespenst zu erlegen und was von der Zauberkunst verstehen wollte. Es ward ihm das Haus angeboten, wenn er das Gespenst finge. Er fuhr also in einer Kutsche hin nach dem Hause. Wie es nun zwischen elf und zwölf Uhr kam und das Gespenst wieder zur Treppe hinunter polterte, lief er hin und fassete es schnell, warf es in die Kutsche und fuhr so damit ab. Es war aber des Hausbesitzers Mutter, welche hexen konnte. Der Mann sagte nachher, er habe das Gespenst in einen alten hohlen Baum gebannet und bekam das Haus als Lohn, welches er dem vorigen Besitzer, weil er selbst so reich war, daß er nichts mehr nötig hatte, wieder schenkete. Auf diese Weise kam der Mann wieder an sein Haus. Nach einiger Zeit erschien einer und befreiete die Mutter wieder aus dem Banne und bezauberte sie, daß sie von Stunde an nicht mehr hexen konnte. Und nun lebete sie noch lange Zeit mit ihrem Sohne glücklich und in Frieden in dem Hause.

II. An einem Orte war ein Mann, der ward durch sein ruchloses Wesen bekannt. Wie er schon viele lose Streiche gemacht hatte, da hat ihn einer auf einen Scheunenboden gebannet. Aber hier ist er auch noch nicht zufrieden gewesen. Sein vieler Spuk auf dem Boden ist den Leuten lästig geworden und sie gingen nach dem Pater. Der Pater kam, überzeugete sich hiervon und wollte den Gebannten zur Rede stellen. Der Gebannte aber ließ sich von dem Pater nichts sagen, sondern schalt ihn aus und sagte, er hätte von seiner Mutter einen Dreier gestohlen; der Pater sagte: dafür habe ich Papier gekauft und Gottes Wort darauf geschrieben. „Er hätte Erbsen vom Felde gestohlen;“ der Pater antwortete: die habe ich für den Hunger gegessen. Damit hatte aber der Pater schon ein gebrochen Schwert und konnte nichts mit ihm aufstellen. Kurze Zeit nachher schickten die Leute nach einem anderen Pater, welcher bannen konnte. Der bannete diesen unnützen Menschen in einen hohlen Weidenbaum. Lange Zeit nachher ließ der Besitzer den Baum abtreiben. Als der nun vor dem Hause vorbeigefahren wurde, wo der Mann vorher gewohnet hat, sprang der Unnütze heraus und lief oben

ins Haus. Der Spuk aber ging nun wieder von neuem los. Die Leute liefen wieder nach dem Pater. Der sagete, daß er ihn nun nicht wieder aus dem Hause herausbringen könnte. Da ist der Unnütze von einem anderen oben auf den Boden in eine Ecke gebannet, wo er heutigen Tages noch sitzet.

Nr. 198. Der Scharfrichter.

Ein Scharfrichter von Osterode hat vielen Leuten geholfen, die kein Arzt gesund machen konnte. Daneben konnte er bannen und zeigete dies sogar zum Vergnügen seiner Freunde; als er einmal oben auf dem Klausthal war und daselbst mit einem Freunde auf der Straße stand, während gerade die Kühe ausgetrieben wurden, bannete er demselben zum Spaß zwei Frauensleute auf der Straße fest, und sie mußten dort stehen, bis der Kuhhirt wieder eintrieb. Ein Dieb stahl ihm zu Osterode in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag in seinem Garten Kohl, den bannte er mit dem Kohl auf der Gartenmauer fest, bis die Leute zur Kirche gingen. Da aber brachte er einen Schweinskopf, reichte ihn dem Dieb auf die Mauer und sprach: er wolle ihm auch Fleisch zu seinem Kohle geben, und ließ ihn laufen. Sein Meisterstück aber machte er an Hans von Eisdorf. Zwei Jäger, die auf Hans von Eisdorf schossen, bannte dieser Ritter fest, zog ihre Kugel aus seiner Tasche hervor und gab sie ihnen zurück. Später, nachdem der Bann vorüber war, schoß einer der Jäger nach ihm mit einem Matthier, das ist ein altes goslarsches Vierpfennigstück mit dem Bilde des heiligen Matthias als Schutzpatron der Bergwerksstadt Goslar. Obgleich mit dem Matthier schon mancher getötet ist, der sonst kugelfest war, prallte er doch machtlos vom Ritter ab. Diesen Hans von Eisdorf traf er in einer Wirtsstube und machte ihn dort im Zimmer „wisse“, fest, d. h. er bannte ihn. Da zeigte es sich nun, daß der Scharfrichter doch noch stärker war, und Hans von Eisdorf wurde auf dem Richtplatze mit vier Ochsen auseinandergerissen.

Einst ward auf der Neustadt in einem Ziehbrunnen ein neugeborenes Kind gefunden. Der Magistrat untersuchte, konnte aber die Mutter nicht ausfindig machen. Da wandte er sich

Digitized by Google

an den Scharfrichter und versprach zu thun, was der vorschrieb. Der ließ also alle Mädchen der Stadt aufs Rathaus kommen und dort mußte eine nach der anderen in des Scharfrichters Gegenwart das tote Kind anrühren. Als nun die Mutter das Kind berührete, kam Blut aus demselben und sie bekannte auf der Stelle. Der nämliche Scharfrichter hat die Kindesmörderin alsdann gerichtet.

Man sagt in Osterode auch, bei jeder Hinrichtung erscheinen einem Scharfrichter drei Köpfe und wenn er von diesen nicht den mittelsten ins Auge faßte, so träfe er nicht.

Nr. 199. Die unschuldig Hingerichtete.

Zu Osterode diente in einem Hause eine Magd, die war bisher ganz redlich gewesen, und der Eigentümer des Hauses beschuldigte sie eines Diebstahles, sie sollte nämlich einen Ring gestohlen haben. Die Magd beteuerte zwar lange ihre Unschuld, aber es half nichts, sie wurde ins Gefängnis gebracht. Damals galt aber das Gesetz: daß wer fünf Thaler an Wert gestohlen hätte, den Galgen bekleiden müßte, und deshalb wurde die Magd auch nach dem Ührderberge unweit Osterode zum Galgen geführet.

Es begleitete sie aber dahin ein frommer Pfarrer, der sie tröstete und zur Beichte aufforderte; sie beteuerte ihre Unschuld, und dem Pfarrer wurde zuletzt doch schwül ums Herz. Sie gab ihm die Versicherung, daß sie durch zwei Tauben, die ihm in sein Haus fliegen sollten, ihre Unschuld zeigen wollte. Nicht lange danach, daß sie gerichtet war, kamen auch wirklich die zwei weißen Tauben und flogen in das Zimmer des Pfarrers. Da trug der Pfarrer darauf an, daß der Galgen abgerissen wurde, was auch geschah, und es ist nach der Zeit keiner wieder so leicht hingerichtet worden.

Andere sagen, es sei um 1770 gewesen, daß die Magd in Osterode unschuldig hingerichtet sei, und sie habe vor dem Galgen, der auf dem Ührderberge bei Osterode stand, gesagt: sie würde so lange in Schafsgestalt nach ihrem Tode spuken gehen, bis ihre Unschuld an den Tag käme. Wie sie nun gehänget war, da konnten die Leute vierzehn Tage lang nicht

Digitized by Google

schlafen vor allem Schafblöken, bis es sich fand, daß eine Elster den Ring gestohlen hatte.

Nr. 200. Dreierlei Seelen.

In Osterode sagt man, es gäbe „dreierlei Seelen," weiße, fahle und schwarze. Die weißen sind die guten, die fahlen gehen geradezu und suchen jedem, der ihnen in den Weg kommt, was auszupuhlen (anzuhaben); die schwarzen aber sind die ganz schlechten. Einst ging eine Frau aus Osterode nach Braunschweig, wo gerade Messe war. Unterwegs eines nachts kamen drei Seelen ihr in den Weg, die weiße ging an ihre rechte Seite, die fahle hinter ihr, und die schwarze schwebete immer vor ihr her mit einem Knotenstock und einer feurigen Zunge. Diese Seelen haben die Frau eine Stunde lang verfolget, da wurden sie immer kleiner und kleiner und zuletzt waren sie ihr ganz aus den Augen verschwunden. Als aber die Frau wieder etwas gegangen war, da fing es plötzlich an über ihr Steine zu regnen und dies währete wohl eine Viertelstunde lang. Den anderen Tag, als sie in Braunschweig angekommen war, traf sie einen Mann aus Herzberg, dem es auf diesem Wege ebenso ergangen war. Was das merkwürdigste hierbei war: von den vielen Steinen, die es regnete, hatte bei beiden kein einziger getroffen.

Nr. 201. Die Stölkenlichter.

Die Stölkenlichter sind Seelen, welche in hellen Leuchten, die ein Mann in der Hand träget, von Michaelis bis Weihnachten schwärmen gehen. Diese Männer mit den Leuchten darf man nicht anrufen oder ihnen in den Weg gehen, sonst gereichet es zum Schaden. Die Leuchten gehen fünfmal so schnell als ein Mensch, der ziemlich gut marschieret. Einmal kam der alte Uhle aus Osterode und wollte noch hin nach Hause nach der Fabrik Eulenburg unter dem Scherenberge. Vor ihm ging ein Mann mit einer hellen Leuchte her. Er rief ihn an, dachte, es wäre einer von seinen Leuten, der auch noch nach Hause wollte, und hatte gar kein Arg daraus. Als er aber bei die Leuchte kam, sah er, daß es ein Geist war.

Digitized by Google

Er marschierte mit dem Geiste immer zu, bis bei die Eulenburg. Hier wollte Uhle abgehen, aber er konnte nicht, er mußte mit bis nach dem Scherenberge, und hier zur Strafe zwei Stunden lang in der furchtbaren Kälte auf- und abgehen. Hier kam ein Geist mit einer Leuchte und sagte: Dies sollte er sich zur Warnung dienen lassen und keine Geister wieder foppen.

Nr. 202. Hans von Eisdörp.

(Niederdeutsch, osteröder Mundart.)

Hans von Eisdörp war saun ruchlosen Mann, dat hei sek von sienen Laudslüen affsondere, und sammele sek ne Banne, womit hei sek in Höhlen upheilt. Hiermit dee hei der Stadt Osteroe veelen Schaden un den Dörpern, dei in der Gegend liegt, ook, denn hei dee rauben un stehlen, un nam ook den Heers (Hirten), dä da öhre Veih weiden deen, dat Veih af, wat hei denn mit sienen Verbündeten verteren dee; un wenn se öne nahsporen deen, sau güngen se ümmer irre, denn öt war saun Schlukop, dat hei sienen Pären de Hausisen verkehrt undernägeln dee. Sau betreif hei düt ne ganze Tied lang, bet hei endlich dorch siene Dristigkeit mal an Kracke sat (sich festrannte). Oet war nämlich in Osteroe mal Jahrmarket, wo hei sek ok bie anfund, da gung hei in ein Wirtshus, un dee da zechen mit sienen Verbündeten. Nun war dat Gesetze sau: dat ein jeder, dä sik blot wegen de Jahrmarket-Frieheit in de Stadt true, ümme drei Uhr all wedder ruter sien mußte; ümme drei denn sau leit de Obrigkeit lühn un denn sau war dat Jahrmarket ute. In den Wirtshuse aber da harren öne schon welke kennt, de waren glik hen nan Gerichte lopen un einer harre glik de Uhr verstellt, dat Gerichte dat harre glik Lüe schicket, de öne sollen feste nöhmen. De Uhr de schlaug drei, un nu stürme hei mit siener Banne glik ernter. Aber butten (draußen) da word hei öbel mit sienen Verbündeten begrüßet, se neihmen öne glik feste un nu word hei hen nahn Dore brocht. Nah einiger Tied wärd von den Gerichte dat Urteil fällt, dat hei solle von veier Ossen in veier Deele reten werden. Un düt is up Seikenhowe scheihn. Dat eine Deel davon hebbet se nah der

Wagelos brocht un da begraben, dat andere nah den Rönnenberge, dat andere nah der Mahnte und dat vehre nah den Brennewienssteine. Up den Brennewienssteine da zeiget sek nu alle Abende ne Lüchte de von einen Deele bet taun anderen Rad schleit un teletzt wedder up den Brennewienssteine verschwind.

Nr. 203. Das Teufelsloch und der Klinkerbrunnen. (I—VII.)

I. Beim Teufelsloche ist eine Wiese gewesen, die hat einem Bürger in Osterode gehöret. Da ließ einmal der Bürger Mist nach seiner Wiese fahren, wie aber der Fuhrmann ankam, lag schon Mist auf der Wiese, er freute sich darüber herzlich und ließ ihn auf eins von seinen andern Stücken fahren, wo er auch nötig war. Als sie nun hinkamen und mähen wollten, war die Wiese schon gemähet und als sie dachten, daß es Zeit würde, das Heu in Haufen zu bringen, war es auch schon in Haufen. Als sie nun aber hinkamen und wollten das Heu holen, ist es auch schon fort gewesen. So ist es fünf Jahre lang bei den drei Heuernten im Jahre hergegangen. Da legte der Bürger einmal Fallen, hiermit hat er den wilden Jäger gefangen, ihn tüchtig durchgepeitscht und laufen lassen. — In Herzberg hat sich der wilde Jäger einmal an einem Abende ein paar Semmeln gekauft und ist dann über das Teufelsloch hin nach Osterode zu gezogen. Auch die Frau Holle hält sich beim Teufelsloch auf. Früher, wo der eigentliche Fußweg von Osterode nach Herzberg dicht am Teufelsloche vorbeiging und sehr schlecht und sumpfig war, hat sie die Leute, die von Osterode nach Herzberg gegangen sind (wo die Frau Holle Leidfrau heißet) bis dahin verfolget, wo der Fußweg aufhörte.

II. In Osterode waren zwei Wildwächter, davon hat der eine seinen Eid gebrochen und sich beim Teufelsloche einmal einen Hirsch geburt. Seit dieser Zeit hat ihn die Frau Holle verfolget, und ihm nicht Ruhe gelassen, bis er sein Verbrechen selbst angezeiget hat. Auch hat er aus seinem Horne nach der elften Stunde keinen Ton herausbringen können. Den andern aber hat die Frau Holle mit Geld beschenkt.

III. In Osterode sagt man den Kindern, daß bei dem Tapphäuschen im Teufelsloche ein Haken sei; dort würfe die Hebamme ein Stück Zucker ins Wasser, dann kämen die Kinder geschwommen und würden mit dem Haken herausgezogen.

IV. Beim Teufelsloche spuken Figuren von menschlicher Größe mit Laternen umher, besonders bei einem jetzt abgebrochenen schiefen Baume, der über das Teufelsloch herüber hing. Es läßt dort um Mitternacht niemand hindurch, die Göttinger Botenfrau wußte davon zu sagen. — Große unförmliche Feuerklumpen, gleich dem ausgeschütteten Inhalte der Schmelzöfen, stürzen oft vom Himmel ins Teufelsloch oder Teufelsbad. Oft sah man auch den Schweif einer schwarzen Schlange aus der Mitte des Teufelspfuhls emporragen, in verwirrte Knoten sich zusammenziehen und in verrenkten Biegungen sich wieder auseinanderringeln.

V. Das Teufelsloch ist sehr tief und soll einst eine Grube gewesen sein, die ein Mann aus Osterode namens Cludius besessen hat. Wie diese Grube schon über hundert Jahr verfallen war und die bösen Geister ihr Unwesen darin trieben, kamen einmal Männer, welche die Tiefe dieses Loches wissen wollten. Kaum waren sie über hundert Fuß herunter, so zogen die Bösen einen Kanal auf, der in diese Grube führete und den keiner wußte, und die ganze Gesellschaft mußte ertrinken. Hier bei diesem Loche soll ein Schuster aus Herzberg zur Strafe für seine Neugier Wache stehen, denn er war den fremden Männern nachgeschlichen und hatte zusehen wollen, wie sie in das Teufelsloch stiegen.

VI. Als in Osterode noch Militär gelegen hat, ist einmal ein Soldat ausgegangen, Fische zu fangen. Er ging nach dem Teufelsloche und angelte da, fing auch einen recht großen Fisch. Voll Freuden huckte er seinen Fisch auf und trug ihn hin nach Haus. Er war aber kaum vor Osterode, da sprang der Fisch von seinem Buckel, gab dem Soldaten eine Ohrfeige und sagte: er solle ihn sogleich da hinbringen, wo er ihn bekommen hätte. Der Soldat weigerte sich so lange als möglich, zuletzt brachte er den Fisch aber doch wieder hin nach dem Teufelsloche und setzte ihn ins Wasser. Als der Fisch nun wieder im Wasser saß, sagte er zu dem Soldaten: dafür,

Digitized by Google

daß er ihn aus dem Wasser genommen hätte, solle er in drei Tagen sterben. Als nun der Soldat nach Hause kam, ward er krank und starb am dritten Tage darnach. Im Teufelsloche sollen Fische von Mannsstärke sein, mit Moos von halber Armlänge bewachsen. Auch der Spielmann Wolf in Lerbach wußte viel von den Fischen im Teufelsloche zu erzählen. Er wollte sie einmal mit Pulver aus dem Wasser gesprenget haben, so daß sie an den umstehenden Tannen hingen.

VII. Zwischen dem Teufelsbade und der Papenhöhe ist ein schwarzer Hund zu sehen, der geht um die Mitternachtsstunde ums Teufelsbad herum. Mit dem Teufelsloche hängt das Wasser in dem ziemlich fernen Klinkerbrunnen unter der Erde zusammen. Darin klingelt es wie eine Glocke, wenn man nur hineinspuckt.

Sagen vom Lichtenstein, von Förste und Dorste.

Nr. 204. Der Brunnen bei dem Lichtensteine und die erlöste Jungfer.

Nicht weit vom Lichtenstein ist ein Brunnen, an diesem hat jeden Mittag ein Schäfer gehütet und seine Schafe da getränket. Eines Mittages, als er auch da war, kam unter einem Stein eine große Schlange hervor und sah ihn freundlich an. Er war dabei zuerst ganz ängstlich, faßte sich aber, und ward zuletzt ganz vertraulich mit der Schlange. Diese ist gerade eine Stunde draußen geblieben. Den zweiten Mittag kam die Schlange wieder hervor, hatte sich aber vom Kopf an in einen halben Menschen verwandelt, und sprach zu dem Schäferknaben: er sollte sich morgen ein Herz fassen, und der Schlange, die morgen Mittag zum Vorscheine käme, einen Kuß geben, es würde auf ewig sein Glück sein.

Den andern Mittag kam die Schlange auch richtig unter

Digitized by Google

dem Steine hervor, kroch an dem Schäfer in die Höhe und wollte ihn küssen. Erst hatte der Schäfer einen Ekel vor ihr, drückte aber die Augen zu und gab ihr einen süßen Kuß. So wie das geschehen war, stand eine wunderschöne Prinzessin mit Leib und Seele vor ihm. Da hat der Schäfer seine Schafe im Stich gelassen, ist mit der Prinzessin nach dem Könige gereiset und hat sie da geheiratet.

Nr. 205. Die lichtensteiner Kurrende.

Auf dem Lichtensteine zwischen Dorste und Osterode höret man oft einen Gesang und ist doch niemand sichtbar. Der Spielmann Wolf sah dort aus einem Loche einmal wohl dreißig Schüler in blauen Jarschmänteln hervorsteigen und singend in den reinsten Tönen und ohne nur einmal im Singen anzuhalten, wie eine gute Kurrende auch nicht muß, bis nach dem Buchenholze gegenüber hingehen, wo zu Himmelfahrt das Fest gefeiert wird, das die Osteröder den Füllenmarkt nennen, weil die jungen Leute dort so gern über den Strang schlagen. Wer aber dann, wenn die Schüler aus der Grube gestiegen sind, das Herz hätte, da hinein zu steigen, der könnte große Schätze herausholen. Der Spielmann Wolf hatte es nicht, darum ist er als ein armer Teufel gestorben.

Nr. 206. Der gottesfürchtige Fuhrmann.

Bei Dorste auf dem Lichtensteine haben schon viele Leute eine Laterne wandeln sehen. In dieser Gegend hatte einmal ein Frachtfuhrmann mit seinem Wagen ein geringes Unglück und wünschete sich: ach, hätt' ich doch nur eine Laterne hier, wie leicht wollt' ich das reparieren! Da stand auf einmal die Leuchte neben ihm und leuchtete ihm so hell wie drei Lampen. Da brachte der Fuhrmann rasch seinen Wagen in Ordnung, und wie er fertig war, wünschete er dem, der ihm geleuchtet hatte, dreimal den Himmel und die ewige Seligkeit. Da erschallte eine Stimme, die sagte: das helfe ihm Gott sprechen, auf dies Wort hätte sie, die Stimme, schon viele hundert Jahre gelauert. Empfahl ihm auch schließlich, wenn ihm einmal wieder von unsichtbarer Hand geleuchtet würde, nicht

zu fragen, wer es wäre, und verschwand. Aber so hell ist es doch geblieben, daß der Fuhrmann hat können den Weg sehen, bis er nach Osterode kommen ist.

Nr. 207. Die Zwerge in Dorste.

Bei Dorste zwischen Osterode und Northeim lieget der Hütteberg. Er ist gegen vierzig Fuß hoch, auf ihm lieget Acker und wächset etwas kleines Buschwerk. Dahinter an der linken Seite ziehet sich in der Schlucht eine Wiese herauf, der Harenbergsgrund, und unter dem Berge gehet der Freifluß der Söse. Neben diesem Berge lieget auch eine Papiermühle und ein großer Garten. In diesem Garten wohnet der Gärtner Steinberg, und will behaupten, — so erzählte mir um 1850 ein Arbeitsmann aus Dorste — er habe in dem Hütteberge und auch in dem nahen Söseberge noch viele Zwerge gesehen. Dies müssen doch wohl nur einzelne Marodeurs gewesen sein: denn schon vor hundert Jahren ist das Heer der kleinen Leute aus Dorste abmarschieret. Bevor die Kinder getaufet sind, sind sie auch dort gekommen und haben gewaltig danach getrachtet sie wegzufangen. Nach der Taufe soll es so schlimm nicht mehr gewesen sein. Auf dem Hütteberg und dem Söseberg sind sie ins Feld gegangen, haben da ihren Kram gehabt und sich ihre Nahrungsmittel fortgeholet. Dabei haben sie gesungen:

> Düt is gut, düt is gut,
> Dat de Buer dat nich weit (weiß),
> Dat de Sunne et nachts Glocke twölwe upgeit.

Nr. 208. Die weiße Jungfer bei der Herrenkirche unweit Dorste.

Vor vielen hundert Jahren stand da, wo jetzunder die Herrenkirche ist, ein Dorf, das auch Herrkirche hieß. In einem Kriege wurde es dem Boden gleich gemacht und seine Bewohner zogen nach Dost (Dorste). Seit dieser Zeit läßt sich hier alle hundert Jahr auf der Herrenkirche eine weiße Jungfer sehen, und wer dann zufällig in der Nähe ist, kann sein Glück machen. Die Jungfer kommt aus einer von alten

Eichen beschatteten Quelle hervor und siehet sie einen Menschen, so gehet sie auf ihn zu und bittet, daß er doch eine Molle voll Geld annehmen möge. Wer nun dreist genug ist und über die Molle eine schon in der Kirche getragene Weste decket, bekömmet das Geld in die Hände und erlöset dadurch die Jungfer. Wer aber das Halstuch darüber decket, dem drehet sie den Hals um. Wird jemand graulich und läuft davon, so versinket sie wieder auf hundert Jahre mit einem lauten Quiek in den Born. Noch nach 1850 lebte in Dorste ein Mann, der die Jungfer gesehen haben wollte, aber aus Furcht davongelaufen war. Den öden Anger mitten im Felde, eine halbe Stunde von Dorste, wo sie erscheinet, betrat damals niemand, ohne an sie zu denken.

Sagen der herzberger Gegend.

Nr. 209. Ursprung von Herzberg.

Zur Erbauung der Stadt Herzberg oder Hirzberg, wie es die alten Diplomata schreiben, soll folgendes Gelegenheit gegeben haben. Es hätte Albertus Ursus, Markgraf zu Brandenburg und Herzog zu Sachsen, der ein gewaltiger Jäger gewesen, einstens in den beerwaldischen Heiden, so unweit Herzberg gelegen, gejaget und einen starken wohlgehörneten Hirsch angetroffen, demselben fleißig nachgestellet, solchen aber niemals zum Stande bringen können, sondern es wäre derselbe stets, sobald er die Leute ansichtig worden, vor ihm geflohen; endlich hat er ihn doch nach vieler Mühe in der Gegend, da hernach die Stadt angeleget worden, gefället und ihn durch den Kopf geschossen. Es soll solcher Hirsch nebst Alberti Brustschilde, daran Albertus Hand, einen Bogen führend, im Schloß Beerwalde im sechzehnten Seculo noch sein gesehen worden, auch solches mit der Stadt altem und großem Insiegel zu beweisen sein.

Nr. 210. Der grubenhagensche Acker der Edeln.

Von einem Fürsten von Grubenhagen, der in Herzberg residierte, wird auch erzählet, daß er die Edeln wegen ihrer Hartherzigkeit vor einen Pflug gespannt habe und es soll sich bei Herzberg (nach einer Mitteilung aus Klausthal) noch ein Adelacker finden, der aber gewöhnlich nur der Acker genannt werde.

Nr. 211. Der Güß.

Auf dem Güß, einem großen Wasser bei Herzberg, hat ein großer Ackerhof gestanden, worauf steinreiche Leute gewohnet haben. Einstmals ist ein Bettler nach diesem Ackerhofe gekommen und hat Nachfrage um ein bißchen Brot gethan. Da hat ihm die Herrin ein bißchen Brot gegeben, und der Bettler hat gesaget, sie möchten ihm doch auch ein wenig Butter geben, denn er wäre so alt und schwach und deshalb thäte ihm auch einmal ein bißchen Zubröte gut, und solche Leute wie die auf dem Ackerhofe hätten es ja auch nicht gespüret an ihrem Reichtume, wenn sie dem Bettler auch ein bißchen Zubröte gegeben hätten. — Da hat die Herrin das Brot zurückgenommen und Dreck auf das Stück geschmieret vom jüngsten Kinde, das sich soeben beschmutzt hat. Der Bettler, welcher altersblind gewesen ist, ist seiner Wege gegangen, ohne bemerkt zu haben, was auf seinem Brote gewesen ist. Unterwegs aber hat der Alte Appetit verspüret und sein Brot hervorgezogen, um es aufzuspeisen. Als er nun dabei merket, was die reichen Leute gethan, denket er bei sich selber, sie hätten doch an dir verdienet, daß sie gleich samt ihren Schätzen untergingen. In demselben Moment ist sogleich der Ackerhof mit Scheunen und Ställen untergegangen, und sein Wunsch ist sogleich eine Strafe für die schlechten Menschen geworden, die ihnen Gott gesandt hat. Nach dieser Zeit ist ein Wassertaucher gekommen, der ist so lange in diesem Wasser gewesen wie in keinem andern. Wie derselbe herausgekommen ist, hat er gesagt: Nun und nimmer ginge er wieder in dieses Wasser, denn unten im Wasser wäre er auf ein Haus gekommen, vor demselben hätten vier große schwarze Pudelhunde mit feurigen Augen gelegen, die hätten

Digitized by Google

Feuer gespieen, und ihres Gleichen an Größe und Stärke hätte er auf der Erde noch nie angetroffen, denn ein Hund wäre wohl so groß wie ein Löwe gewesen, und er hätte, wenn er sich nicht für einen Dachdecker auf dem Dache ausgegeben hätte, sterben müssen. Da sind einige Herren unter den Zuschauern gewesen, die haben dem Wassertaucher tausend Thaler geboten, wenn er einen Ziegel von dem Dache des Hauses hole. Der Wassertaucher, welcher geldgierig gewesen, ist noch einmal untergetauchet und nie wieder ans Tageslicht kommen, vermutlich haben ihn die vier Hunde zerrissen. Die vier schwarzen Hunde sind aber umschicht (abwechselnd) nachher in Herzberg umhergegangen und haben jeden, der nachts auf die Freit gegangen ist, ins linke Bein gebissen.

Nr. 212. Der Freischütz von Herzberg.

In Herzberg hat ein Oberförster gewohnet, der hat keinen Jägerburschen behalten können, weil sie ihm immer von einem andern Förster, der Freikugeln hat schießen können, tot geschossen sind. Eine ganze Zeit lang hat er darum keinen Burschen gehalten. Einst kam ein Jägerbursche und bot seine Dienste bei diesem Oberförster an, der aber wollte ihn nicht annehmen und verzählte, wie es ihm noch bei jedem Burschen ergangen wäre. Der Jäger sagte: Wenn weiter nichts wäre, diesem Dinge wollte er schon den Pflock beistecken. Der Oberförster nahm also den Burschen an. Den andern Tag, als der nun ins Holz ging und der Freischütz nach ihm schießen wollte, stellte er seinen Hut zwanzig Schritt von sich und fing die Freikugel darin auf, lud sie in sein Gewehr und schoß den Förster tot. Von dieser Zeit an hat der Oberförster seinen Burschen behalten.

Nr. 213. Das Kloster auf dem Hausberge.

Auf dem Hausberge unweit der Aschenhütte bei Hörden soll früher ein Nonnenkloster gestanden haben und in einem Kriege von Franzosen zerstöret sein. Lange Zeit wurden die Nonnen in ihrem Kloster gefangen gehalten und die Feinde ließen sie bald verschmachten, und da wollten sie sich einen

Digitized by Google

heimlichen Gang graben bis nach dem Forsthause Lüderholz, das an der Chaussee zwischen Herzberg und Osterode lieget. Dabei aber fanden sie eine silberne und eine goldene Glocke; wenn sie mit der silbernen Glocke läuteten, brachten Engel Speise, läuteten sie mit der goldenen, so brachten sie den schönsten Wein, und so wurden die Nonnen von den Engeln gespeiset und getränket, bis sie aus der Gefangenschaft erlöset waren.

Nr. 214. Das Hegerfeld.

In der Nähe des Forsthauses Lüderholz liegt das Hegerfeld und daran grenzet das Bärenholz oder der Silberhai. Auf dem Hegerfelde aber hat ein Nagelschmiedemeister aus Herzberg Land gehabt, und als er eines Tages dort an seinem Acker gearbeitet hat, ist ein Handwerksbursche gekommen, der hat sich bei ihm in Dienst gegeben. Der Handwerksbursche aber hat statt der Nägel nur Gerätschaften geschmiedet, ist auch oft mit seinem Meister nach dem Hegerfeld gegangen, da haben sie ein Loch gegraben und viel Gold herausgeholet. Als nun der Meister davon wohlhabend geworden war und was im Burnus hatte, wurde der Gesell eines Tages so ängstlich und hieß seine Meistersleute einen Kessel mit Wasser herbeischaffen. Da ist auch alsbald eine Kugel in den Kessel geflogen, und der Gesell hat gesagt: die käme weit her und hätte ihn treffen sollen; hat sie auch sogleich wieder fortgeschicket und gesaget: jetzt träfe sie den, der damit nach ihm gezielet hätte. Danach ist aber der Gesell fortgegangen und der Meister hat die Stelle auf dem Hegerfelde nicht wiederfinden können.

Ein andermal hat auch ein Mann an seinem Acker gearbeitet und hat sich niedergeleget zu schlafen, da hat er, wie er so dagelegen, einen eisernen Kasten erblicket, ist hingeeilet zu der Stelle und hat lauter zinnerne Schüsseln darinnen gesehen. Die hat er eben herausnehmen wollen, da ist aber seine Frau gekommen und hat ihm zugerufen: „Hans Heinrik, wat makest de denn da?“ Wutsch war der Kasten mit dem Zinn und den Schüsseln fort.

Auch eine Jungfer mit Schlüsseln hat sich in der Nähe

Digitized by Google

vom Hegerfeld und vom Forsthause Lüderholz gezeiget. Es soll auch auf dem Hegerfelde selbst früher das Hegerdorf gestanden haben.

Nr. 215. Pöhlde.

Bei Pöhlde auf dem Rotenberge ist eine Stelle zu sehen, da hat ein Kaiser heimlich einen Vogelherd gehabt. Auch die Kaiserin Mathilde hat in Pöhlde einmal gewohnet, die hat immer ihre Dienerinnen in den Wald geschicket, damit sie die Vögel haben füttern müssen nach des Kaisers Tode, um seiner Seele Ruhe zu geben.

Die Mönche in Pöhlde müssen zu Zeiten ihrer Sünden wegen umgehen, und dann siehet man sie scharenweise in Pöhlde herumstreifen. Wenn die Leute zu Pöhlde das bemerken, so sagen sie: Die Mönche haben diese Nacht einmal wieder Auflage gehabt.

Nr. 216. Die rothaarige Jungfer von Pöhlde.

Im Tumpenseesteiche zu Pöhlde sitzt eine Jungfer, die hat rote Haare und lässet sich alle Nacht zwischen elf und zwölf sehen. Einem Burschen rief sie siebenmal zu, daß er ihr doch einmal an die roten Haare greifen möchte, und als der es nicht wagte, sprach sie: nun müßte sie noch so lange wandern, bis aus einer Eichel eine Eiche aufwächset, die Eiche haubar und eine Hotze (Wiege) daraus gemacht würde; der Knabe, der dann in die Wiege zu liegen käme, könnte sie wieder erlösen.

Sagen von der Lonau und Sieber.

Nr. 217. Der Wilddieb von der Sieber.

In der Sieber wurde 1853 ein Wilddieb durch Unvorsichtigkeit eines Jägers erschossen, dem lag vor vier Jahren ein kleiner Junge krank und man verzweifelte, daß er wieder

genesen würde; da sprach der Wilddieb: stirbt mir der Junge, so schieß' ich den lieben Gott tot. Richtig, der Junge starb; da ging der Wilddieb hinaus, legte seine Büchse an und schoß in die helle Sonne. Gerade als dies geschehen war, verdunkelte sich durch Zufall die Sonne und der Wilddieb dachte wirklich, er hätte den lieben Gott erschossen, wurde sogar bange, daß ihm die andern deshalb auf den Kittel steigen würden. Kurze Zeit nachher begab es sich, daß seine Frau einen kleinen Jungen bekam, da erkannten alle, die das verstorbene Kind gekannt hatten, in diesem Kinde wieder das erste. Das Kind lebte um 1850 noch, konnte schon, wie es einige Wochen alt war, sprechen und erzählete oft von seiner Himmelsreise.

Nr. 218. Die Schatzgräber im Sieberthale.

Vor vielen, vielen Jahren lag im Sieberthale, da, wo jetzt die sogenannte lange Wiese ist, eine Kupferhütte. Eine große Menge Schlacken, welche nun aber größtenteils zum Chausseebau verwandt worden sind, bezeichnen noch jetzt die Stelle ziemlich genau. — Die Besitzer der Kupferhütte, welche sehr reich gewesen sein sollen, sind gleich der Hütte selbst in einer Nacht verschwunden. Am andern Morgen war weiter nichts mehr zu sehen als ein großer Schlackenhaufen. Man saget, sie hätten ihr Geld vor ihrem Verschwinden unter die Schlacken vergraben. Bald nachher sah man jede Nacht zwischen elf und zwölf Uhr eine blaue Flamme auf dem Schlackenhaufen leuchten, welche ein schwarzer Mann (der Böse) bis zwölf Uhr zu unterhalten suchte. Das Gerücht von einem Geldfeuer im Sieberthale verbreitete sich bald in der Gegend. Viele haben das Feuer auch gesehen, aber keiner wagte es, den Schatz zu heben. Endlich fand sich ein Mann aus Lonau, welcher sich schon viel mit Schatzgräberei beschäftiget hatte. Er wollte auch diesen Schatz heben und nahm zu diesem Zwecke einige Leute von der lonauer Hammerhütte mit dahin. Auf dem Wege sagte er ihnen: „Daß aber keiner beim Graben ein Wort spricht, sonst ist alles verloren." Die Leute versprachen es und gaben sich die Hand drauf. Mittlerweile waren sie zu rechter Stunde bei der Stelle angelanget. Sogleich ging

die Arbeit vor sich, und es dauerte auch nicht lange, da kamen sie auf einen großen Kessel, welcher mit holländischen Dukaten gefüllet war. Jetzt mußte nur noch der Kessel gehoben werden. Schnell wurden Hebebäume herbeigeholet und nun gings huhupp! huhupp! Bald war der Kessel heraus. Da hörete man auf einmal Fuhrwerk. Die Schatzgräber stelleten ihre Arbeit ein Weilchen ein, um zu sehen, was es gäbe. Und siehe, ein Wagen kam daher im schnellsten Fluge mit vier Tauben bespannt. Der Fuhrmann sagte „Guten Abend, gehts gut?“ aber keiner antwortete. Gleich darauf kam ein Kerl in einer Mulde sitzend dieselbe Straße daher gerutschet und sagte ganz schnell: „Sollt' ich wohl noch dran kommen? Sollt' ich wohl noch dran kommen?“ dabei arbeitete er mit Macht, um zu dem Taubenwagen zu kommen. Da lachte einer der Schatzgräber und sagte: „Müßte dek dä Düwel dran fahren!“ Wupp! war die Flamme weg, auch der Kessel war verschwunden. Die Männer aber standen noch eine Weile auf der langen Wiese und machten lange Gesichter. Da bekamen sie mit einem male graue Haare und starben bald darauf vor Gram.

Nr. 219. Der verwiesene Förster Kempf.

In dem Harzdorfe Sieber lebte vor vielen Jahren einmal ein Förster mit Namen Kempf, der war sehr hart und unbarmherzig gegen seine Waldarbeiter. Wenn die Leute um Lohnerhöhung baten, dann erhielten sie zur Antwort: „Ich will euch noch züchtigen, daß ihr pfeifen sollet wie die Mäuse, und Heu fressen wie die Kühe.“ Aber er mußte auch für diese Härte büßen; Läuse und Flöhe ließen ihm Tag und Nacht keine Ruhe, bis er starb. Kurz vor seinem Tode hat er auch ein Mädchen über einen Ameisenhaufen an einem Baume festgebunden und so haben die Ameisen sie zu Tode gequälet. Nach seinem Tode hat er auch keine Ruhe gefunden, das zeigte sich schon bei seiner Beerdigung. Als sein Leichenzug sich von der Försterwohnung nach dem Kirchhofe bewegte, sahen sich einige von den Trägern um, da sahen sie, daß der Förster Kempf aus der Dachluke seinem Leichenzuge nachsah. Auch zu spuken hat er sogleich angefangen, unter anderm bei

Digitized by Google

den Fischreusen der Försterei am Sieberflusse, und wenn seine Frau beim Heumachen gewesen, ist er immer hinter ihr hergeschritten. In der Försterwohnung war nichts als Poltern und Spuken, sodaß kein neuer Förster wieder in das Haus ziehen wollte. Was war zu thun? Es wurde ein Pater bestellet, der den Förster verbannen sollte. Der Pater kam; als er aber sein Werk an dem Förster beginnen wollte, sagte Kempf: „Du kannst mich nicht verbannen, denn du bist ein sündiger Mensch, du hast das sechste Gebot übertreten." Der Pater wußte nichts dagegen zu sagen und zog unverrichteter Sache ab. Darauf wurde ein anderer Pater beordert, als der kam, sagte der Förster wieder: „Du kannst mich nicht verbannen, denn du bist ein sündiger Mensch." — „Sage an," sprach der Pater, „was habe ich gethan?" — „Du hast gegen das siebente Gebot gehandelt. Du hast eine Möhre vom Felde gestohlen." — „Ja," antwortete der Pater, „ich habe freilich in meinen Schülerjahren einmal eine Möhre aufgezogen, um meinen Durst am heißen Tage damit zu stillen; aber ich habe auch in die dabeistehende Möhre ein Viergroschenstück gesteckt, womit die Möhre mehr als bezahlet war." Da mußte der Förster schweigen und die Verweisung begann. „Erscheine in deiner Jägerkleidung," sprach der Pater mit harter Stimme. Der Förster aber kam in einer fürchterlichen Gestalt. „Fort!" schrie der Pater, „so will ich dich nicht sehen." Er mußte fort, kam aber immer wieder in so gräßlicher Gestalt. Zum vierten male kam er endlich heulend und schreiend in seiner Jägerkleidung. „Halt!" rief der Pater, „zwischen der Thüre bleibest du stehen, mit einem Fuße in der Stube, mit einem auf der Diele. Darauf fuhr er fort: „Ich sage dir, daß du mit dem heutigen Tage dies Haus räumest und deinen Aufenthalt im Roten Meere nimmest." Nun begann der Förster zu bitten und zu flehen: „Ach, laß mich doch hier, wenns auch nur im Keller ist!" — „Nein." — „So laß mich im Stalle." — „Nein." — „Gieb mir ein Plätzchen auf dem Hühnerwiemen!" — „Nein," sagte der Pater, „fort mit dir." Da heulte der Förster fürchterlich. Der Pater aber ließ die Pferde vor seinen Wagen spannen. Als er wegfuhr, sah man eine Schleife hinter dem Wagen

Digitized by Google

des Paters mit Hühnern bespannt, auf der Schleife aber saß heulend der Förster und wurde so in das Rote Meer gebracht, wo er sich noch jetzt aufhalten soll. Im Försterhause aber war es fortan ruhig.

Andere erzählen die Verweisung selbst also. Dem ersten Pater hat Kempf vorgehalten, er sei nicht rein, er habe einmal als Kind eine Rübe auf einem fremden Acker ausgezogen und nicht bezahlet, da hatte der Pater keine Macht über ihn. Es kam ein zweiter Pater, dem hielt Kempf vor, er habe als Kind auf fremdem Acker eine Erbsenschote abgerissen und nicht bezahlet. Da hatte auch der keine Macht über ihn. Einem dritten Pater hielt Kempf vor, er habe als Kind eine Kornähre von fremdem Felde mitgenommen und nicht bezahlet. Der aber sagte, die sei ihm von selbst in den Schuh gefallen, und verwies Kempf ins Rote Meer. Ein Fuhrmann mußte Kempf bis an die sieberſche Grenze bringen und der Pater riet ihm, wenn Kempf ihm dort die Hand geben wolle, den Peitschenstock hinzuhalten, und sich dann nach Kutsche und Pferden nicht noch einmal umzusehen. So hat der Fuhrmann auf der Grenze auch gethan, und der Peitschenstock ist sogleich kohlenschwarz gewesen, als Kempf ihn angefaßt hat. Pferde und Wagen aber sind plötzlich mit ihm verschwunden.

Sagen von Scharzfeld.

Nr. 220. Die Zwerglöcher bei Scharzfeld. (I—III.)

I. Im Gemeinholze bei Scharzfeld, auf der sogenannten „Sneie", ist die Zwerghöhle, da haben früher die „Querge" gewohnet. Sie stahlen Kinder, die von den Arbeitsleuten auf dem nahen Felde in die Kiepe gesetzet waren, und setzeten für die gestohlenen Kinder kleine Zwerge hinein. Wenn dann die Mütter nachher zu ihren Kiepen gingen, um zu sehen, was ihre Kinder machten, so erblickten sie statt ihrer Zwergkinder. Wenn dann die Mütter laut schrieen, so brachten die

Zwerge die Kinder wieder und nahmen ihre Zwergkinder wieder mit fort. Aber nicht immer nahmen sie die Kinder bloß so zum Scherz. Einmal kam ein alter Zwerg zu der Edelfrau auf dem Gute Scharzfeld, und sagte: Wenn sie das Rätsel nicht erraten könnte, das er ihr aufgeben wolle, so nähme er ihr Kind weg. Das Rätsel aber lautete also:

Heute brau' ich,
Morgen back' ich,
Übermorgen bin ich Edelkind.
Edelfrauen, ich weiß,
Daß ich Fiblefitchen heiß'.

Das hat die Edelfrau nicht raten können, da hat ihr der alte Zwerg ihr Kind weggenommen und einen kleinen Zwerg dafür untergeschoben. Da haben sie lange auf dem Gute einen kleinen Zwerg als Edelkind gehabt und das hat der alte Zwerg mit seinem Rätsel gemeinet. Die Zwerge von Scharzfeld gingen auch des nachts auf die umliegenden Dörfer und holeten Braten und alles fort, was sie dort in den Häusern vorfanden. Am liebsten aber gingen sie auf das Erbsenfeld des Gutsherren und naschten zur Nachtzeit die Erbsen weg. Dabei hatten sie ihre Nebelkappen auf und dadurch wurden sie unsichtbar. Später aber nahmen die Leute einen langen Leigesiemen, das ist eine Leine, womit die Pferde beim Pflügen gelenkt werden, zogen die über alle Grenzen der Felder hin und davon fielen ihre Nebelkappen vom Kopfe und sie wurden sichtbar. Darauf wurden sie tüchtig durchgeprügelt, und dadurch sind sie scheu geworden und haben sich weggezogen bis auf einen, der da jetzt (um 1850) noch gehet.

II. In der Zwerghöhle bei Scharzfeld sind in späterer Zeit viele Menschen gewesen, aber keiner ist ans Ende gekommen. Hinten in dieser Höhle fließet ein Wasser, darüber lieget eine Brücke. Wer über diese Brücke kömmet, der hat gewonnen und erhält viel Gold, Diamanten und dergleichen Schätze mehr, denn in diesem Wasser findet man das reinste Gold. Einst hat es auch ein Jäger versuchet an diese Stelle zu gehen, aber der ist nicht wieder herauskommen. Nachher hat man ihn mit seinem Hunde versteinert in der Mitte der Höhle gefunden. Nur einer ist einmal über den Fluß ge-

Digitized by Google

kommen, daß ist ein Waldarbeiter aus Scharzfeld gewesen, der hat Gehr geheißen. Ihm hat der Böse einen Sack voll Steine gegeben; wie er nun aus der Höhle war, ward ihm der Sack zu schwer, und als er nun sah, daß es Steine waren, die er in dem Sacke hatte, warf er sie wieder vorn in die Höhle. Nur seine Taschen steckte er voll; wie er aber mit den paar Steinen zu Haus ankam, war es lauter Gold. Schnell lief er wieder hin zur Höhle, aber die andern Steine hatte der Böse schon selbst wieder zu sich genommen.

III. Vor diesen Zwerghöhlen haben früher Äpfelbäume gestanden. Da ist denn einmal einer gekommen, der ist in den Baum gestiegen und hat sich Äpfel stehlen wollen; wie er nun im besten Zuge war, da kam auf einmal einer und vergrub Geld, zu gleicher Zeit erschien der Böse und sagte: dieses Geld könne nur einer wieder bekommen, der ihm zwei Zwillinge brächte, die ein Haar hätten. Das hörte der im Äpfelbaume. Den andern Tag aber gebar seine Ziege zwei Lämmer, die hatten beide eine Farbe und waren kolkrabenschwarz. Da dachte er an den Ausspruch des Bösen von gestern Abend, und führete sogleich die Ziegenlämmer unter den Äpfelbaum. Da erschien der Teufel, nahm die beiden Lämmer in Empfang und er bekam das Geld.

Nr. 221. Die Steinkirche bei Scharzfeld.

Die Steinkirche bei Scharzfeld ist von einem Schweinehirten mit einem hölzernen Beile im Felsen eingehauen; und doch kann jetzt die beste Stahlfeile nichts davon abhauen. Auch ist hier eine Glocke, die tief verscharret in der Erde gelegen hat, von einer Sau mit zehn Fickeln (Ferkeln) aus dem Boden gewühlet und dann von einem Hirtenmädchen mit einem Haarbande aus der Steinkirche herausgezogen. Dieselbe läutet jetzt noch in Scharzfeld und dabei spricht sie immer:

Su fand,
Jungfernband.

Digitized by Google

Nr. 222. Die Frau von Scharzfeld.

Die Frau von Scharzfeld bekam auf der Flucht einen Stein in den Schuh. Sie zog den Schuh aus, schüttete den Stein aus, der wuchs immer mehr und mehr, zum Verwundern, ist jetzt ein mächtiger Fels und heißet zum Andenken an die eilige Flucht der Burgfrau der Eilenstein. Wo er sich befindet, wußte der Erzähler nicht anzugeben.

Sagen der lauterberger Gegend.

Nr. 223. Lauterberg.

Lauterberg hat früher an einer anderen Stelle gestanden als jetzt und lag da, wo nun das Försterhaus lieget, an der Straße von Lauterberg nach dem Andreasberge. Damals haben aber zu Lauterberg oder Lutterberg die alten Grafen von Lutterberg gewohnet, sowie in früherer Zeit auch ein Herr von Lauterberg am rehberger Graben wohnete.

Die Grafen von Lauterberg hatten einmal Besuch von den Mönchen zu Walkenried und da saßen sie zu Lauterberg und spieleten miteinander Karten. Dabei entstand erst Kreiderei (Zank) und dann Schlägerei und dabei lief einer der Mönche auf den Boden und legete Feuer an. Da ist das alte Lauterberg ganz abgebrannt und das neue ist an der jetzigen Stelle wieder aufgebauet, weiter unten hinab im Thale. Die Stelle aber, wo das alte Lauterberg gestanden hat, hieß lange Zeit Mönchsbrandstelle. Der Name ist jetzt abgekommen, doch der Mönch hat lange Zeit auf jener Brandstelle umgehen müssen und ist vor 1850 von einem armen Reisenden erlöset. Dieser vollführete die Aufgabe, durch deren Lösung der Mönch erlöset werden konnte, und wurde reichlich von ihm dafür belohnet, sodaß er hinfort nicht mehr nach Arbeit zu suchen brauchte.

Digitized by Google

Nr. 224. Die Lutterjungfer und die Frau Holle auf dem Hausberge.

Nahe bei der alten Burgstelle oben auf dem Hausberge ist der Eselsborn, von dem soll früher das Wasser auf Eseln nach der Burg geschaffet sein. Zu ihm hat die Lutterberger Jungfer oder die Lutterjungfer die Schlüssel, wie man den Kindern saget, und wenn sie aufschließet, so gehen die Leute hin und holen sich mit der Brunnenstange, woran eine Semmel gebunden wird, einen kleinen Jungen oder ein kleines Mädchen heraus. Die Mädchen gehen deshalb auch dorthin und rufen: Schlüsseljungfer, bring' uns einen kleinen Jungen oder ein kleines Mädchen.

Wenn die Kinder unartig sind, so sagt man ihnen: Sei still oder wir bringen dich wieder hin nach dem Eselsbrunnen. Ein ganz kleiner Knabe erzählete: Wenn die Kinder vor den Eselsbrunnen hinträten und sprächen „Duck, duck, duck," so kämen Esel heraus und holeten sie hinein.

Es soll auch ein Brunnen in dem alten lutterberger Schloßkeller sein. An jedem ersten Ostermorgen steiget die Jungfer vom Hausberge herunter und wäscht sich dort in der Lutter. Dabei hat sie einmal jemand gesehen, dem hat sie eine Maulschelle gegeben, weil er sie angeredet hat. Hätte er es nicht gethan, so hätte er sie erlösen können. Im Burgkeller bewacht sie große Schätze und manche sagen, wer sie erlösen wolle, müsse sich lange Zeit dort neben dem Brunnen verstecken.

Auch die Frau Holle sitzet oben auf dem Hausberge und wird von einigen die Kammerfrau der Lutterjungfer genannt. Oft wäscht sie ihren Schleier drunten in der Lutter, und wenns auch die ganze Woche regnet, hofft man doch in Lauterberg den Freitag und Sonnabend noch auf gutes Wetter und sagt: Die Frau Holle muß doch zum Sonntag ihren Schleier wieder trocken haben.

Nr. 225. Das Glockenhaus von Lauterberg.

Als die Lauterberger ihre Kirche gebaut hatten, wußten sie wie die Bewohner vieler Harzörter nicht, wo sie mit dem

Glockenhause hinsollten, denn wohin sie es auch an der Berglehne ihres Thales stelleten, immer konnte man doch das Läuten nicht hören. Endlich brachten sie es oben auf den Krummelberg, von wo aus allein der lange Ort zu übersehen ist, aber man hörete das Läuten noch immer nicht. Sie ließen dort das Glockenhaus die Nacht über stehen, und da trugen es in der Nacht Geister gegenüber auf den hohen Hausberg. Von dort aus konnten die Lauterberger nun das Läuten hören und das Glockenhaus hat lange dort gestanden; jetzt stehet es nicht mehr dort.

Nr. 226. Der Schatz zu Laßfelde.

Ein junger Bauer namens D...... in Laßfelde träumete drei Nächte hintereinander, er solle auf eine Brücke vor Lauterberg gehen, da würde er etwas neues erfahren. Nach der dritten Nacht ging er auf die Brücke und da kam ein Schneidermeister, der fragte, was er da säße. Da verzählte er, was ihm geträumt hatte und da sagte der Schneidermeister: bei D. in Laßfelde stände unter einem Baume ein Kessel voll Geld, das hätte der alte D. da vergraben und wenn man zwei schwarze Ziegenböcke, die ein Jahr alt wären, nähme und die auf der Stelle tanzen ließe, so könnte man erlangen, daß das Geld bloß würde. Da ließ D...... zwei solche Ziegenböcke da tanzen und dadurch ward da ein kleiner Braukessel mit Geld los.

Nr. 227. Das Grundelos bei Osterhagen.

Das Grundelos, das unweit Osterhagen nahe bei einem Walde liegt, war früher ein Garten; darin war die Eigentümerin des nahen Hauses; da rief draußen eine Stimme: „Salz! Salz!“ Da ließ die Frau ihre Kiepe stehen, eilete hinaus und wollte Salz kaufen, es war aber niemand da. Wie sie sich noch umsah, kam auch schon ihre Kiepe auf dem Wasser des Grundelos daher geschwommen, denn der Garten hatte sich in einen Erdfall verwandelt.

Man sagt in Osterhagen den Kindern, daß aus dem

Digitized by Google

Grundelos die neugeborenen Knaben, aus dem Fischloche aber die Mädchen gezogen würden.

Sagen vom Weingartenloche.

Nr. 228. Das Weingartenloch. (I—IV.)

I. Unweit Osterhagen und Steina und dem Forsthause Nixei liegt das Weingärtnerloch oder Weingartenloch. Die es Weingärtnerloch nennen, erzählen, daß außer vielen andern Menschen auch einmal ein Weingärtner aus einer fremden Gegend, der dort nach Schätzen suchete, darin umgekommen sei. Die es Weingartenloch nennen, erzählen, hier sei früher ein Garten gewesen und die Eigentümerin desselben habe ihren Kindern ein paar Weintrauben gebrochen. In ihrem Hause sei aber Besuch angekommen und das jüngste Kind habe die Mutter deshalb gerufen, daß sie nach Haus kommen solle. Als die Mutter aus dem Garten getreten, sei derselbe untergegangen, und es sei ein großes Loch da gewesen, welches mit Wasser vollgefüllt gewesen sei.

II. Aus dem Weingartenloche haben sich zwei Männer ein großes Vermögen herausgeholet, aber jedesmal einen dritten mit hineingenommen, den sie da geopfert haben und der von einem Hunde zerrissen ist. Sie sind nun elf mal im Weingartenloche gewesen und es hat keiner mehr mit hinein gewollt. Zuletzt hat sich doch noch ein Mann aus Osterhagen namens Schlosser gefunden. Der hat eine junge Frau gehabt, und weil jeder, den die beiden mit in das Weingartenloch hineingenommen haben, sich erst hat waschen und ein reines Hemd anlegen müssen, so hat die Frau ihm, ohne daß er es gewußt hat, in das Hemd Dill, Dust und Allermannsherrnkraut genähet und hat ihn das anlegen lassen. Nun sind die drei in das Weingartenloch gestiegen und als sie ans Ende des großen Raumes gekommen sind, hat da ein großes Wasser gelegen, darüber hat eine steinerne

Brücke geführet. Als sie über die Brücke gegangen sind, kommen sie an eine eiserne Thüre und gelangen von neuem an eine Höhle, darin hat ein großer schwarzer Hund gelegen. Das ist der Teufel gewesen, von dem auch erzählet wird, daß er leibhaftig gleich hinter der Brücke sitze. Der Hund hat sie hingeführet zu den Gold- und Silbererzen und sie bedeutet, daß sie davon einpacken sollten, so viel sie möchten. Als sie nun ihre Säcke voll gehabt haben, wollen sie wieder den Mann, den sie mitgenommen haben, als Opfer zurücklassen. Allein weil in dessen Hemd die Kräuter eingenähet sind, so sagt der Hund: an dem hätte er keinen Teil. Da müssen die beiden dreimal unter sich losen, und dreimal trifft den einen von ihnen das Los. Da ergreift ihn der Hund und reißet ihn voneinander, und dabei hat die ganze Höhle gezittert und gekrachet. Die beiden andern sind mit ihren Schätzen davongezogen, haben aber nachher die eiserne Thüre nicht wiederfinden können, weil der, dem der Hund das zwölfte mal geöffnet hat, allein den Spruch gewußt hat, vor dem die Eisenthür aufgegangen ist.

III. Ein Mann aus Gandersheim ist jedes Jahr in der Nacht vom Grünen Donnerstag bis Stillen Freitag in der Stunde von elf und zwölf ins Weingartenloch gegangen und hat sich aus demselben viel Geld und Edelsteine geholt. Wenn er aber herausgekommen ist, so hat er mit niemand sprechen dürfen. Dies hat er viele Jahre lang getrieben und sich in Gandersheim von den Schätzen große Ackerhöfe gebauet. Einstmals sind die Leute aus Osterhagen ihm nachgefolget und haben mit ihm reden wollen. Wie er nun herausgekommen ist, da ist er vor den Leuten verschwunden, und ist sowohl in Osterhagen als auch in Gandersheim nie wieder gesehen worden. In derselben Nacht sind aber in Gandersheim seine ganzen Ackerhöfe abgebrannt, und eben so schnell, als er sie bekommen hat, sind sie verschwunden.

IV. Es ist noch nicht hundert Jahr her, da kam ein Mann von Eimbeck und gedachte in der Höhle einen guten Fang zu thun. Er war mit allem wohlversehen, brachte auch Gefährten mit von Lauterberg und kroch hinein. Da hielt ihn aber einer der Gänge, durch den er sich hindurchzwängete,

Digitized by Google

fest, sodaß er weder vor- noch rückwärts konnte. Vergebens ward Bergmannschaft aufgeboten, ihn aus dem Weingartenloche zu holen, und bei den Versuchen, ihn loszumachen, wurde ihm zuletzt der Kopf abgerissen.

Es wird auch erzählet, daß Zwerge, Berggeister und der Bergmönch im Weingartenloch umgingen. Daneben lieget die „Wolfskuhle“.

Sagen von der Sachsa, dem Sachsensteine und Walkenried.

Nr. 229. Die Zwerge vom Sachsensteine.

Der Weg, der jetzt von dem preußischen Städtchen: die Sachse, nach dem braunschweigischen Klosterorte Walkenried am Sachsenstein in der Grafschaft Hohenstein vorbeiführet, wurde früher fast gar nicht gegangen. Denn, wie noch jetzt die Zwerglöcher zeigen, so wohneten im Sachsensteine gar viele Zwerge und darum fürchteten sich die Leute, wiewohl die Zwerge sehr munter waren und immer eine forsche Musik vor dem Sachsensteine gehöret wurde. Besonders scheueten sich die Frauen vorbeizugehen, denn eine Frau, die einst vorbeiging, hatten die Zwerge ergriffen und lange gefangen gehalten. Kein Erbsenfeld ringsumher war vor ihnen sicher und man hörete sie oft darinnen schmatzen, wiedie Schweine, ohne daß man sie sah, denn sie hatten dabei ihre Hehlkappen oder Verheltniskappen auf. Die Zwerge haben auch unter sich Hochheit gehalten und Kindtaufen gefeiert, und dazu Reisbrei gegessen und es ist dabei sehr lustig hergegangen im Sachsensteine; auch gingen sie nach auswärts bei den Leuten auf Kindtaufen und Hochzeiten. Auf der Kindtaufe waren sie einmal beim alten Gödeke in Bräunrode mit ihren Hehlkappen; da aßen sie alles auf, ohne daß sie jemand sah, der alte Gödeke aber braute Bier in einer Eierschale, da verrieten sie sich, denn nun mußten sie sprechen:

So bin ich doch so alt
Wie der Döringerwald
Und habe noch nicht gesehen in einer Eierschale Bier brauen.

An einer Hochzeit in Bräunrode fanden sie auf einem schönen Saale die Tafel gedecket und setzeten sich lustig zu Tische, wurden aber gar kleinmütig, als sie merkten, daß Kümmel im Brote war.

Einst hütete ein Schäfer in der Nähe des Sachsensteines, da hörete er auch die Musik, räumte mit seinem Hackstocke vor den Zwerglöchern auf und hat die Zwerge und die Zwergmusikanten alle gesehen, ist auch eingeladen worden, an der Festlichkeit Teil zu nehmen, und dann ganz unversehret wieder aus dem Sachsensteine hinausgegangen.

Ein andermal brachen Maurer Steine vor dem Sachsensteine, da kamen abends Zwerge daher, hielten ihre Hehlkappen in der Hand, sodaß die Maurer sie sehen konnten, und sprachen: sie möchten jetzt nur heimgehen, ihr Werkzeug da lassen, sich um nichts kümmern und ihnen am andern Morgen Brot mitbringen, dann solle die Arbeit schon gethan sein. Das thaten die Maurer auch, kamen am andern Morgen wieder, legeten das Brot vor den Sachsenstein, nahmen ihr Werkzeug, welches da lag, dafür hin und luden die Steine auf die Wagen, welche die Zwerge ihnen befohlen hatten sogleich mitzubringen.

Aber nicht immer waren die Zwerge vom Sachsensteine so gut und hilfreich gegen die Menschen, denn sie stahlen ihnen Kinder und schoben ihre Wechselbälge dafür unter, brachen auch zu ganzen Haufen in die Bäckerläden in der Sachsa und zu Walkenried ein und stahlen Brot. Da riet ein Mädchen den Leuten, daß sie Kümmel ins Brot backen sollten, das konnten die Zwerge nicht vertragen und wurden krank davon, nahmen auch zur Strafe das Mädchen gefangen, als es einmal am Sachsensteine vorbeiging, und mißhandelten es gar sehr.

Von der Zeit an wurde kein Brot ohne Kümmel mehr gebacken und nur wenige Zwerge, welche Kümmelzwerge genannt wurden, konnten das vertragen, denen gaben die Leute das Brot gern und sie gehen vielleicht jetzt noch in der Gegend. Die anderen aber versammelten sich vor dem Rathause in der Sachsa zum Abmarsch und als sie abgezogen sind, hat der

Sachsenstein geklungen, als wenn ein großer Goldkessel drin wäre, und die Zwerge sind auch mit voller Musik oder, wie einige sagen, mit Gesang durch die Sachsa gezogen. In der Sachsa war großes Leben, als es hieß: die Zwerge kommen jetzt durchgereiset, und große Freude, daß sie fortzogen. Vor dem Rathause riefen sie immerfort, indem sie über ihren Abzug unterhandelten: „Wollet ihr ein ewiges Bergwerk haben oder von einem jeden von uns einen Pfennig?“ Da antworteten die Leute in der Sachsa: von jedem einen Pfennig. Manche erzählen auch, die Zwerge hätten gefraget, ob sie etwas Gewisses oder ob sie nach ihrem Belieben geben sollten, und da hätten die Sachsaer in ihrer Thorheit etwas Gewisses von jedem verlanget und deshalb von jedem einen Pfennig bekommen. Es wurde aber ein geaichter Dresdener Scheffel auf dem Markte vors Rathaus hingestellet, da warf ein jeder Zwerg seinen Pfennig hinein, daß er über und über voll wurde. Einige sagen, daß ihrer sechshundert Zwerge und daß die ersten schon am Thore gewesen wären, als die letzten in der Reihe noch vor dem Rathause gestanden hätten. Andere sagen gar, daß man die letzten noch bei den Zwerglöchern vor dem Sachsensteine hätten murmeln hören, als die ersten schon in der Steina, dem nächsten Dorfe zwischen der Sachsa und Lauterberg, gewesen wären.

Die Zwerge zogen nordwärts und als sie zu den Zwergen nach Scharzfeld kamen, machten sie Halt und gingen da in ihren Hehlkappen mit den scharzfelder Zwergen in die Erbsenfelder. Darin fraßen sie wie die Mäuse, aber kein Mensch konnte sie sehen. Da nahm ein Bauer eine Bohnenstange und fuhr damit immer über den Erbsen herum. Dadurch schlug er ihnen die Kappen vom Kopfe und so wurden die Zwerge sichtbar. Weil aber der Bauer die Zwergkappen nicht wieder herausgeben wollte, so kündigten sie zuletzt ihm und den anderen Scharzfeldern den Krieg an und er mußte sie ihnen wieder zustellen. Darauf sind die sachsaer Zwerge weiter gereiset und mögen wohl auch die Zwerge von Scharzfeld mit ihnen gereiset sein. Als sie aber durch Osterode gekommen sind, haben sie an der Wirtstafel gespeiset und dabei geschnattert wie die Gänse.

Digitized by Google

Nr. 230. Die Jungfer vom Sachsensteine.

Bei den Zwergen vom Sachsensteine wohnete auch die Frau Holle und eine Jungfer mit Schlüsseln. Seit die Zwerge abgezogen sind, ist ein fahles Männchen im Sachsensteine gesehen worden; ein Eingang in den Sachsenstein, der aber schwer zu finden ist, führet in die Wohnung der Jungfer und des fahlen Männchens, und gleich vorn in der Höhle stehet ein Tisch mit verschimmeltem Brot und mit Wein. Die Jungfer erscheinet entweder am hellen Mittage oder um Mitternacht.

Ein Schäfer hütete einst seine Herde mittags auf dem Sachsensteine droben, da erschien ihm die Jungfer mit dem Schlüsselbunde. Er sah sie Klängeflachs, d. i. Lein, den die Sonne aufziehen soll, in der Sonne ausbreiten und auseinanderharken, dabei half er ihr und ihm kamen einige Leinknoten in seine weiten Schuh. Als er des abends in seiner Schäferkarre die Schuh auszog, fielen lauten Pistoletten heraus.

Ein andermal hütete auch ein Schäfer da, der schlief beim Hüten ein. Als er erwachte, erblickte er neben sich ein hübsches Blümchen, welches eine Lilie gewesen ist, pflückte es und steckte es, wie Schäfer thun, an seinen Hut. Gleich darauf erschien die Jungfer mit Schlüsseln und fragte, ob er mitgehen wolle. Als er nun mit ihr vor dem Eingange stand, gingen sie zuerst vor eine große eiserne Thür und an zwei Hunden mit glühenden Zungen vorbei. In dem Schlosse aber lag nichts als Gold und Silber und die Jungfer sagte zum Schäfer, er möge sich so viel hinnehmen, als er möchte. Da füllete er zuerst seinen großen Schäferranzen, dann nahm er den Schäferhut ab und wollte ihn füllen. Dabei ließ er die Lilie fallen und die Jungfer rief dreimal, er solle das Beste nicht vergessen. Er achtete aber dessen nicht und ging ohne die Blume fort. Als er aus dem Schlosse war, schlug die Thür ihm fast die Hacken ab, da dachte er an die Blume, mit der er die Jungfer hätte erlösen können, aber nun war es zu spät. — Ein anderer Schäfer sah einst in einer Klippe des Sachsensteines Kirche, Altäre und Prediger. — Auch ein Geigenspieler wollte einst das verwünschte Schloß auf dem Sachsensteine mit seinem Spiel erlösen.



* Nr. 231. Der Mönch von Walkenried.

Der eine von den verstorbenen Mönchen erschien jeden Mittag in einem Hause und aß dort mit den Leuten. Diese richteten sich ordentlich mit dem Kochen immer auf einen Gast ein. Einst bekam in diesem Hause die Frau ein Kind. Da aß der Mönch nicht und neigete sich immer zu dem Kinde. „Alberner Narr, du wirst mir doch das Kind nicht nehmen?“ sprach da die Frau. Da lief der Mönch weg und kam nicht wieder. Das Kind aber folgete ihm kurz darauf im Tode nach.

Sagen von dem Wormsberge und der Achtermannshöhe bei Braunlage.

Nr. 232. Der Wormsberg bei Braunlage.

An der östlichen Seite des Wormsberges, der etwa dreiviertel Stunde von Braunlage nach dem Brocken zu lieget und nächst dem Brocken der höchste Gipfel dort ist, gehet eine Treppe von hingelegten Ackersteinen hinauf. Auf der Spitze des Berges fand man nach 1850 zuerst das Signal von der neuesten Harzvermessung, daran vorbei führete jener steinerne Weg zu einem Steinhaufen. Diese Steine sollen jeder zwei bis drei Fuß groß und so hoch wie eine Stube übereinandergeschichtet sein. Es wurde mir erzählet, daß dort ein heidnischer Tempel gewesen wäre, zu dem jener Steinweg den Berg hinangeführt habe.

Nr. 233. Der Kappelfleck.

Auf dem Kappelflecke (Kapellenflecke) zwischen Wieda und Braunlage ist ein Born. Ein Köhlerjunge sollte die Pferde suchen. Als er bei den Born kam, schwamm darauf eine große Glocke, die war ihm bescheret. Sie kam, daß er sie greifen konnte und er trug sie nach der Köte. Sein Meister verlangete

aber, er sollte sie wieder hintragen, das geschah auch, da that sie einen Kling, daß der Junge taub wurde. Nachher ist sie nicht wieder zum Vorscheine kommen.

Einst sollte die Glocke auch ausgegraben werden, da kamen Mäuse, die waren vor eine Molle gespannt, und immer mehr. Die hinteren fragten immer, ob die anderen schon lange durch wären, die Leute antworteten endlich: nein. Da fiel die Glocke wieder hinein.

Nr. 234. Achtermannshöhe.

Auf die Achtermannshöhe sollte der Böse über Nacht ein Schloß bauen, dafür war ihm eines Mannes Seele verschrieben, die Steine wurden mit hundert Mäusen zusammengefahren. Dem Hahne stopfte der Teufel den Hals zu, damit er nicht krähen und den Tag verkünden könnte. Die Frau des Mannes aber, dem er das Schloß bauen sollte, erschreckte den Hahn, indem sie auf ihre Schürze schlug; da vermochte er doch zu krähen. Der Teufel brachte eben den Trittstein, der lieget nun noch da und ist ein breiter Stein; er befindet sich eine Viertelstunde von der Achtermannshöhe. Das ganze Schloß auf Achtermannshöhe wurde also nicht fertig und die Seele des Mannes, der sich ihm verschrieben hatte, wenn er es zustande brächte, war gerettet.

Sagen von der Zorge und Hohegeiß.

Nr. 235. Das Hüttenmännchen zu Vogtsfeld und Zorge.

Die Hüttenmännchen von der Neuhütte zwischen Zorge und Vogtsfeld saßen auf der Eisenwage und im Wasser am Hammerstocke, wenn die Frauen einfüllen wollten. Eine Frau zu Vogtsfelde wollte Klinze (Klümpe, die auch Düwekens heißen) aufsetzen, da hüpfte das Hüttenmännchen auf der Ziege umher. Da ließ die Frau vor Schreck den Teig fallen. Man

freute sich übrigens, wenn man es sah. In Zorge sagt man: es hatte einen grauen, in Vogtsfeld: es hatte einen grünen Rock, ein Schurzfell und ein Gesicht wie ein harter Thaler, abends sah das aus wie Feuer. Das Hüttenmännchen wandelte an den Bergen umher. Am Weihnachtsheiligenabend, wo es sich besonders bemerkbar machte, ging es in der Schmiede wie zehn Gebläse (Blasebälge). Ein alter Mann konnte von zwölf bis ein Uhr dort in dieser Nacht währenddem nicht vom Flecke kommen. An einem Sonntag Abend hüpfet das Hüttenmännchen von einer Hammerwelle zur andern.

Nr. 236. Die Jungfer von der Zorge.

Am Hohegeißberge nach der Zorge zu hat sich alle sieben Jahre die weißgekleidete Jungfer vom Staufenberg mit einem Bunde Schlüssel sehen lassen. Nun kam der Hirt aus der Zorge (andere sagen aus Kloster Walkenried) und hatte da seine Trift hindurch. Da stand die Jungfer auf der Klippe, auf der auch ihr Fuß eingedrücket sein soll, früh morgens und sang aus höchster Schar (fröhlich), und kam herunter von der Klippe auf ihn zu. Sie sagte zu ihm, ob er sie wolle erlösen. „Ja, wenn er es könne, wolle er es thun.“ Dann solle er am andern Morgen wieder hierher kommen, so wolle sie wieder hier erscheinen. Da würde sie zuerst so wie heute aussehen, dann aber müßte er ihr als einer Schlange einen Schlangenkuß geben. Das versprach er. Als er am andern Morgen hinkam, stand sie auf der Klippe und sang vor wie nach. Als nun sein Vieh vorbei war, kam sie als Schlange herunter, sprang an ihm in die Höhe, daß er sie küssen sollte, er aber kam nicht dazu und wendete sich hin und her. Da war sie verschwunden, hat aber dabei einen solchen Kreisch gethan, daß der Schäfer von der Zeit an taub gewesen ist.

Nach Walkenried kam einstmals in ihrer grauen Kleidung, wie sie dort erscheint, die Frau Holle und führete jemand nach der Staufenburg. Da sah er die Jungfer vor der zerstörten Burg mit einem goldenen Leibband, woran ein Bund Schlüssel hing. Da wurde ihm viel Gold und viele Sachen versprochen, wenn er sie erlösen wolle, er aber hat sich gefürchtet und ist

Digitized by Google

fortgelaufen. Auch nach einem Schlosse über Wieda, eine Stunde von Sachsa und Walkenried, hat die Frau Holle Leute hinführen wollen und dort war gleichfalls eine verwünschte Jungfer.

Einige erzählen, daß auf dem kleinen Staufenberge „die Totenschänke“ gewesen und daß dort vor noch nicht langer Zeit jeden Mittag die Jungfer erschienen sei. Lebende Personen wollen dort ein Schwein gesehen haben, das geweinet hat wie ein Kind. Dieselben, die das erzählen, wollen dort in den verfallenen Gängen, die sich dort befinden, einmal einen Brunnen gefunden haben, den sie später niemals wieder finden konnten.

Sagen von Ellrich und der Kelle.

Nr. 237. Der Säuferkönig.

Graf Ernst von Klettenberg ritt einst an einem Sonntagmorgen zu einem großen Gelage nach Ellrich. Viel waren der geladenen Ritter, die hier um den Ehrenpreis tranken. Der ausgesetzte Dank war eine goldene Kette.

Viele Stunden tranken die Ritter, bis sich der Sieg mehr entschied, und hier einer, dort einer erlag unter der Last der ungeheuren Humpen, und unter der lauten Hohnlache der Zecher als Schwächling niedergeleget wurde auf den Boden des Saales. Endlich blieben noch vier von all diesen Edlen auf dem Kampfplatze. Doch drei von ihnen lehneten an der Wand und triumphierten mit lallender Zunge, daß die Willkommen den zitternden Händen nicht entsanken. Nur Ernst von Klettenberg stand noch auf freien Füßen und ergriff siegprangend die goldene Kette, die auf dem Tische lag, und hängete sie sich um den Hals. Um sich dem Volke als Sieger zu zeigen, wankete er aus dem Gemache und befahl sein Roß vorzuführen. Vier Knappen hoben ihn herauf, und so ritt er unter dem Gekreische der hinzuströmenden Menge durch das Städtlein, um nach

Digitized by Google

Klettenberg heimzukehren. Als er durch die Vorstadt ritt, hörete er in der Kirche des heiligen Nikolaus die Vesper singen. Graf Ernst, in seinem Taumel, ritt durch das offenstehende Kirchthor ein, mitten durch die versammelte Gemeinde hindurch, bis vor den Altar. Der Gesang der Andacht ging in starres Anstaunen und bald in wildes Geschrei über.

Aber nicht lange freute Graf Ernst sich seines Frevels. Denn, als das gespornte Roß jetzt die Stufen des Altars betrat, siehe, da fielen plötzlich alle vier Hufeisen ihm ab, und es sank nieder mit seinem Reiter.

Zum ewigen Andenken wurden diese vier Hufeisen an die Kirchthüre angenagelt, wo sie Jahrhunderte lang angestaunet wurden wegen ihrer Größe und der schauerlichen Sage. Bei einem Kirchenbrande kamen sie aufs Rathaus oder auf das Inspektoramt zu Ellrich.

Noch jetzt spricht man in Ellrich viel von einem Gerippe, welches sich alle siebenzig Jahre auf dem Buntel, einem Teiche, sehen lässet. Einige sagen, das sei das Gerippe des Klettenberges, des Säuferkönigs; andere, es sei das Gerippe eines Mönchs von Walkenried. Alle aber sagen, wer das Gerippe erlöse, bekomme viel Geld dafür. Einstmals waren auch die siebenzig Jahre gerade wieder um, da kam eine Frau daher, sahe das Gerippe auf dem Wasser schwimmen und hörete wie es schrie: „Erlöset mich! erlöset mich!“ Allein die Frau lief so schnell als möglich davon, verzählete auch alles daheim ihrem Manne. Der lief sogleich hin, den Säuferkönig, oder wer das Gerippe nun sonst war, zu erlösen, und das viele Geld zu gewinnen; doch das war schon wieder im Wasser niedergesunken. Die Frau hat von der Zeit weder Ruhe noch Glück mehr gehabt.

Nr. 238. Die Kelle. (I—III.)

I. Ein Mädchen war so elend, daß es sich wünschete lieber in die Erde zu versinken als auf der Erde zu sein. Da nahm ein Maurergeselle, der das hörete, seine Kelle, warf sie zur Erde und sie versank tief in die voneinander gespaltene Erde. Die Kelle kam nicht wieder zum Vorschein und soll der Stelle

Digitized by Google

den Namen gegeben haben, in der nun auch das Mädchen sitzet. — Einige sagen, es wohne eine Nixe in der Kelle.

II. Auf dem Berge gegen der „Höhle“ oder „Kelle“ über war eine Kapelle dem St. Johannes geheiliget, in diese ist ein papistischer Priester aus Ellrich alle Jahre zu gewisser Zeit in Begleitung seiner Pfarrkinder und anderen Benachbarten der Höhle in voller Prozession mit vorhergetragenem Kreuz, Fahnen und Bildern der Heiligen gegangen; sobald nun daselbst der heilige Johannes, papistischem Gebrauche nach, genugsam verehret worden, hat der Priester sich fort nach der Höhle gemachet, und in dieselbe ein Kreuz hinabgelassen, auch wieder herausgezogen. Als nun solches geschehen, hat er dem umstehenden Volke diese Reime zugerufen:

> Kommt und gucket in die Kelle,
> So kommt ihr nicht in die Hölle.

III. In der Kelle hat es einst gebrannt, wie ein Frachtfuhrmann aus Ilfeld da vorbeigefahren ist. Er hatte Lust zum Rauchen, stopfete sich eine Pfeife und dachte: da kannst du Feuer bekommen. Er ging auf das Feuer zu, da lag ein großer Hund da und bewachte es. Sowie er zugreifen wollte, sprang ihm der Hund entgegen und fassete ihn vor die Brust. Eine halbe Stunde hat er ihn so gehalten. Wie ihn nun der losließ, wollte er nach seinen Pferden zurück. Er ging an die Stelle, wo er sie stehen gelassen hatte, fand sie aber nicht wieder. Da lief er nach dem Feuer zurück, da standen seine Pferde mitten in der Kelle und er mußte sie mit großer Mühe wieder herausziehen.

Sagen der nordhäuser Gegend.

Nr. 239. Der Teufel auf dem Kohnsteine.

Früher hatte der Teufel in dem kohnsteiner Felsen eine Schatzkammer. Wer sich ihm verschrieben hatte oder verschreiben wollte, konnte die Thüre derselben öffnen. In dieser


Digitized by Google

Kammer lag ein feuriges Buch und darinnen standen auch die Namen sehr vieler Herren und Damen aus Nordhausen. Einst war zu Nordhausen ein Mann, der hatte so viel Schulden als Haare auf dem Kopfe und seine Gläubiger drängeten ihn unbarmherzig, ja, es wollten ihm zwei der Gläubiger das Haus über dem Kopfe verkaufen lassen. Da ging der Mann betrübet umher und so begegnete ihm der Teufel, der fragte, was ihm fehle. Als ers nun erzählet hatte, wollte ihn der Teufel mit sich führen und er ließ sich endlich bereden, mit zu der Schatzkammer zu gehen. Da ihm nun der Teufel sagte, wenn er sich in das feurige Buch schriebe, so könne er die ihm fehlende Summe erhalten, sprach er: so will ich morgen wiederkommen und mich unterschreiben. Das war der Teufel zufrieden; als aber der Mann hinwegging, hatte er schon einen Blick in das brennende Buch geworfen und die Namen der beiden Gläubiger darin gelesen. Wie er nun nach Nordhausen kam, ging er sogleich zu seinen Gläubigern und sprach: „Jetzt kann ich das Geld erhalten, das ich euch schulde; aber da ihr einmal dem Teufel euch verschrieben habet, so lasset es euch doch lieber selber von ihm geben.“ Da fleheten ihn die Gläubiger an, sie nur nicht zu verraten, und schenketen ihm noch Geld dazu.

Nr. 240. Der Galgen auf dem Kohnsteine.

Unterm Kohnstein hat früher ein Wirtshaus gestanden. In dem hat ein albernes Mädchen gedienet. Nun haben einmal mehrere Leute Karten da gespielet. Da sagte der eine: sie sollte eine Flasche Wein holen, aber unterm Galgen auf dem Kohnsteine weg. Da ging das Mädchen hin nach dem Galgen, der auf dem Kohnsteine gestanden hat und dachte: sie solle eine Flasche Gänsewein aus dem Brunnen, der unterm Galgen gewesen ist, holen. Wie sie aber das Wasser schöpfen wollte, da erschien eine Jungfer mit einem Bunde Schlüssel und fragete: was es hier mache. Da sagte sie in der Verwirrung doch: sie wollte eine Flasche Wein holen. Da mußte sie fünf Minuten stehen bleiben und die Jungfer gab ihr eine Flasche des schönsten Weines.

Häufig hat aber auch hier die Jungfer die Holzhauer verjaget, denn sie hat keinen Lärm im Walde leiden mögen.

Nr. 241. Der Tanzteich.

Bei Niedersachswerfen, am wolfleber Wege, lieget dicht am Fuße des Mühlberges ein Teich, der Tanzteich genannt, an dessen Stelle ehemals eine Schänke gestanden hat. In diesem Wirtshause wurde alle Sonntage getanzet, schon bevor am Nachmittage der Gottesdienst zu Ende war. Als dies das erste mal geschahe, kam ein Gewitter und schlug in einen Baum ein; als es das zweite mal geschah, kam das Gewitter wieder und donnerte, daß die Balken des Hauses krachten und die Erde erbebete. Als es das dritte mal geschahe, schickte der Herr ein Wetter, welches das Haus mit allen Musikanten und Tänzern in die Tiefe schleuderte und an die Stelle trat der Tanzteich, der über sechs Morgen im Umfange haben soll. In diesem Teiche lebet ein Ungetüm, das ein fremder Wasserspringer einst heraufholen wollte, aber nicht aufzufinden vermochte. Dagegen sah eine Frau oben vom Rande des Mühlberges, wo er jählings gegen den Tanzteich abfället, einstmals ein Geschöpf mit menschlichem Antlitze und langen schwarzen Zotteln wie ein Pudel sich über das Wasser emporheben. Im Jahre 1815 ging auch das Gerücht, daß das Ungetüm sich zeige. Jemand, der es damals gesehen, hält es aber für eine Rudel Fische, vielleicht Schleien, wenigstens schien die Masse sich selbständig fortzubewegen. Andere erklärten es für ein Bündel Schilf oder andere Wasserpflanzen. — Nahe beim Tanzteiche ist das Ziegenloch, dahinein soll das Wasser aus dem Tanzteiche strudeln.

Es wird auch erzählet, daß zu Nordhausen einst ein Schwarzkünstler mit Namen Wildtwerer war, der stellete sich, als fräße er einen Bauern auf mit Wagen und Pferden. Der Bauer mit Pferd und Wagen wurde aber nachher einige Meilen Weges von Nordhausen entfernet in einem Sumpfe gefunden. Doch ist der Tanzteich hier schwerlich gemeinet, da er nicht Meilen weit von Nordhausen entfernet ist.

Digitized by Google

Nr. 242. Das liebe Brot.

Es berichten die Einwohner der benachbarten Örter von dem Ursprunge des Erdfalles bei Hochstedt, wie sie von ihren Eltern gehöret hätten: daß in vorigen Zeiten an der Stelle, wo anjetzo der See sich befindet, ein feuchter, grasigter Platz gewesen sei, und die Pferde darauf gehütet worden; als nun einesmals etliche Pferdejungen die Pferde darauf zur Weide gebracht und gesehen hätten, daß einer unter ihnen Weißbrot esse, wäre ihnen auch ein Appetit, davon zu genießen, angekommen, derowegen sie dasselbe von dem Jungen hastig begehret, wie aber derselbe solches gänzlich abgeschlagen und fürgewendet, daß er dieses Brot zur Stillung seines Hungers selber notwendig bedürfte, wären gemeldete Jungen so unwillig und erbittert darauf worden, daß sie nicht allein ihren Herren alles Unglück an den Hals geflucht, als die ihnen nicht dergleichen Weißbrot, sondern nur gemeines schwarzes Hausbackenbrot zur Speise mitgegeben, sondern sie hätten auch ihr Brot, aus großem Zorn und Frevel, auf die Erde geworfen, mit Füßen getreten, und mit ihren Pferdepeitschen gegeißelt; als aber darauf alsobald Blut aus dem Brote geflossen, wären sie über solches Wunder und Zeichen eines bevorstehenden Unglückes dermaßen erschrocken, daß sie nicht gewußt, wohin sie sich wenden und was sie anfangen sollen; unterdessen sei hingegen der Unschuldige, sonderlich da derselbige, wie einige erzählen, von einem alten unbekannten, ohngefähr dazukommenden Manne gewarnet worden, auf eines seiner Pferde gefallen, und mit diesem, auch denen anderen übrigen, dem großen Unglück entflohen, welchem zwar die Bösewichter nachfolgen wollen, hätten aber nicht von der Stelle kommen können, wie denn auch bald hernach der ganze Platz, sobald der vorige davon gewesen, mit großem Krachen untergegangen und solche böse Buben samt ihren Pferden mit sich so tief hinuntergenommen habe, daß auch nach der Zeit nicht das geringeste von ihnen an das Tageslicht kommen sei. Dieses sind nun die Gedanken des gemeinen Mannes, welche er von dem See hat, und sollte derselbe eher einen Eid schwören, als zugeben, daß derselbe auf eine andere als jetzt gemeldete Art könnte entstanden sein.

Digitized by Google

Woferne nun solche Tradition sich wahrhaftig also in der That verhielte, als dieselbige erzählet wird, so wäre es ein sonderliches und erbärmliches Exempel der von Gott höchlich bestraften Üppigkeit und Verachtung des lieben, obschon schwarzen Brotes. Dem sei nun wie ihm wolle, so stecket doch unter solcher Tradition ein feines Morale oder eine herrliche Sittenlehre, maßen die lieben Alten damit haben anzeigen wollen, daß man insgemein das liebe Brot, wenn es auch noch so geringe, nicht verachten solle, insonderheit ist aber dem gemeiniglich unvergnügten Gesinde damit eine heimliche Lektion gegeben worden, daß sie mit demjenigen Brote vorlieb nehmen sollen, welches ihnen ihre Herren und Frauen, ihrem Vermögen nach zur Speise darreichen. So bemerkt Behrens in der „Hercynia curiosa" zu dieser Sage.

Nr. 243. Die Hexen von Nordhausen.

Am 28. April 1573 wurde zu Nordhausen die Hexe Anna Beringer verbrannt, genannt: „Guten Morgen, Kuwichen!" Auf dringendes Zureden bekannte sie, daß sie auf dem Brocken beim Satan zum Tanz gewesen sei und den Leuten „die Elben", das ist die Gliederkrankheit, zu- und abgebracht habe. Am 7. August desselbigen Jahres ward zu Nordhausen auch verbrannt Katharina Wille, genannt „Klötzgen", welche auch aussagete, daß sie mit dem Teufel zugehalten und „Elben" gemacht habe, daß sie aber auf dem Brocken gewesen sei, durchaus nicht gestehen wollte. Die letzte Hexe wurde zu Nordhausen verbrannt anno 1602.

Als nach einem der großen nordhäuser Brände (1710, 1712) ein vorübergehender Soldat des nachts einer Katze, welche sich auf Bauholz, das auf der Straße lag, mit einer andern Katze biß, eine Pfote abgehauen hatte, lag des morgens eine Menschenhand da. Eine ähnliche Erzählung ging auch von einer Katze, welcher ein Bäcker, als sie ihm in der Dämmerung eine Semmel vom Laden stehlen wollte, mit dem Zwiebackmesser eine Pfote abhieb: die Hexe wurde an der Verstümmelung erkannt.

Digitized by Google

Nr. 244. Kloster Neuwerk.

Johanne Kestner, eine Klosterfrau vom nordhäuser Frauenberge, hat ausgesaget, man fände geschrieben, daß ehe das Kloster auf diesem Berge geworden, da eine Festung gewesen sei, auf der habe ein Vogt des Reichs zu wohnen gepfleget; also geschah es, daß der eines Tages in seinem Schlaf gelegen, da sah er ein solch Gesicht, daß graue Tauben flogen aus seinen Fenstern hoch in die Höhe, und wieder nieder, aus und ein, und auf das letzte flogen sie so hoch, daß er sie nicht mehr sehen konnte, und solch Gesicht brachte der obgenannte Vogt an seinen Beichtvater und offenbarete das mehreren anderen Herren und Schrifterfahrenen; also ward der Vogt unterwiesen und ihm ward eingegeben, daß er aus solcher Festung, da er auf wohnete von des Reichs wegen, ein Jungfernkloster graues Ordens stiftete.

Nr. 245. Die Denkmäler am Hospital St. Cyriaci zu Nordhausen.

An der Kirchmauer des Hospitals St. Cyriaci zu Nordhausen sind acht Kreuze von rotem Sandstein gestanden, und ist unter dem Schieferdache ein knieender Priester mit dem Kelche zu sehen gewesen. Dies beziehet sich auf eine Begebenheit, die eben zu der Zeit, da er das Abendmahl ausgeteilet, geschehen sein soll. Durch ein starkes Gewitter und Wolkenbruch ist die Zorge so angelaufen, daß sie Priester, Kommunikanten und Kirche weggerissen hat. Acht Personen sind ertrunken, zu deren Andenken die acht Kreuze gesetzet sind. Die Glocken haben nachher die Schweine, eine ziemliche Weite von der Kirche, aus dem Schlamme gewühlet, wovon der Ort, da solches geschehen, noch jetzt den Namen: die Saugrube führet.

Digitized by Google

Sagen von Ilfeld und dem Hohensteine.

Nr. 246. Gründung des Klosters Ilfeld.

Graf Ilger von Bielstein bewachte den Eingang in das Gebirge, den man später die Porta Ilfeldensis genannt hat; der Graf mordete und beraubete jeden, der ihm in den Weg kam. So zog denn auch eines Tages Graf Konrad von Beichlingen, Ottos von Northeim Sohn, diesen Weg; da brach der Ilger aus seiner Burg und erschlug den Beichlinger. Aber kaum war dieser Mord geschehen, da erhoben sich die Kobolde und Berggeister aus ihren Klüften und Höhlen, wälzeten das ganze Thal voll Felsen, trieben dann die Behre aus ihren Ufern, sodaß Ilgers Besitztum in Wellen begraben wurde; alle Wege sperreten sich, nur eine Öffnung hatte sich in einem Felsen gebildet, durch welche Ilger eben noch kriechen konnte, um auf die andere Seite des Thales zu kommen. Da gelobete er dann, wenn er gerettet würde, zur Sühnung und Buße an dem Orte, wo er den Beichlinger erschlagen, eine ewige Lampe zu gründen. Alsbald öffnete sich das Thal wieder und der Fluß trat ruhig in sein Bett und Ilger ward ein frommer Mann. Aus seiner Stiftung entstand Ilfeld, der Klosterort.

Die Wahl des Ortes, auf welchem das Kloster Ilfeld, das jetzt eine namhafte Gelehrtenschule ist, erbauet ward, wird folgendermaßen erzählt: Einst hat die Gräfin auf dem Schlosse Ilburg mitten im Walde ein großes Licht brennen sehen. Sie weckete ihren Mann deshalb, aber wie der kam, sah er nichts. Die Gräfin hatte es aber eine Stunde lang brennen sehen. Die zweite Nacht sah sie es um dieselbe Zeit, sie weckte den Grafen abermals, der aber sah wieder nichts. Die dritte Nacht, wie die Gräfin es sah, sagte sie dem Grafen nichts, sondern sattelte stillschweigend ein Maultier und ritt damit auf das Licht zu, belud aber das Tier mit so viel Geld, als es nur tragen konnte. Wie nun das hinauskam, war das Licht ein großes Feuer, das rollete sich zusammen in ein großes feuriges Mühlrad und rollete immer weiter. Die Gräfin

mit dem Maultiere folgete dem feurigen Rade und kam so an eine Stelle, wo es erlosch. Da ließ sie dann von dem Gelde, das sie auf den Esel geladen hatte, eine Kirche bauen, und wie man an der Stelle, wo das Feuer gebrannt hatte, einen Graben in der Erde grub, um die Grundmauer hineinzusetzen, wurden noch überdies an der Stelle zwei Tonnen Goldes gefunden, die zum Klosterbaue mit benutzet wurden.

Nr. 247. Das Nadelöhr.

Bei dem Kloster Ilfeld, zur linken Hand gleich bei dem Harzfahrwege, stehet aus einem hohen Berg ein starker Stein hervor, der in seiner Mitte eine enge und schmale durchgehende Höhle hat. Alle Knechte aus Nordhausen und den umliegenden Örtern, wann sie das erste mal in den schönen und prachtvollen Harzforst hinter Ilfeld nach Brennholz fahren, müssen dreimal durch dies Nadelöhr kriechen mit großer Mühe und Beschwerde und werden beim Ein- und Auskriechen von ihren Kameraden dazu mit Peitschenstielen tapfer abgeschlagen. Wollen sie diese Kurzweil nicht ausstehen, so müssen sie solches mit Gelde abthun. Auch müssen die neuen Scholaren auf der Schule zu Ilfeld noch jetzt zum Scherze durch das Nadelöhr kriechen, sowie die neuen Schüler zu Osterode durch den Ofen kriechen müssen. — Den Stein, das Nadelöhr, soll ein Riese aus dem Schuh geschüttet haben.

Nr. 248. Der Schimmelreiter vom Bielsteine.

Auf dem Bielsteine ist seit langer Zeit immer ein Mann ohne Kopf zum Vorscheine kommen. Er hat einen blendend weißen Schimmel gehabt und den Kopf unterm Arme getragen. So ist er nach dem Burgberge geritten und dicht bei dem Brunnen verschwunden. Ist der Schimmelreiter an einen gewissen Kreuzweg kommen, so ist er jedesmal abgestiegen und hat sich erst wieder aufgesetzet, wenn er hinüber gewesen ist. Früher ist er nur Himmelfahrt erschienen, jetzt wird er aber viel gesehen. Wiehert sein Roß, so hat das stets etwas zu bedeuten; entweder die Witterung ändert sich, oder dem, der

Digitized by Google

das Wiehern höret, stehet ein Unglück bevor. Die den Reiter verfolgen, werden irre geführet.

Viele sagen, der Schimmelreiter um Ilfeld sei der Amtmann Friesenberg oder Friesberg; der reite auf dem Schimmel im Felde umher ohne Kopf und verjage die Felddiebe. Seiner Gottlosigkeit und seines Spukens wegen habe man ihn gebannet und dabei habe er unter die Treppe oder ins Nadelöhr gewollt, doch habe man ihn in einen Sumpf vor dem Baumgarten des Klosters gebannet, da erscheine er oft zwischen den Schweinen, wenn diese sich im Sumpfe wälzeten. — Zeigen soll er sich, wie einige sagen, besonders in der Fastenzeit.

Friesenbergs Bedienter soll Klevesaal geheißen haben und dessen hölzernes Bild befindet sich noch auf dem Amte zu Ilfeld. Mit dem Klevesaal wird dort zwar jetzt von den Mägden groß Gespött getrieben; wenn aber das hölzerne Bild aus dem Amte kömmt, so spukt es.

Nr. 249. Die Jungfer von der Ilburg und Frau Holle.

Es ist einmal ein Bergmann gewesen, der ist bei Ilfeld auf den Burgberg hinaufgegangen. Da hörete er im Busche ein Niesen und sprach: „Gott helf dir;" es nieste zum zweiten male, er sprach wieder: „Gott helf dir;" es niesete zum dritten male, er sprach abermals: „Gott helf dir ins Himmelreich." Da stand eine weiße Jungfer mit Schlüsseln in dem Busche und winkete ihm und er hat sich hier einen Schatz gehoben. — Auch einem anderen Manne hat diese Jungfer eine Kanne voll Geld gegeben.

Frau Holle hat sich mit der Jungfer mit dem Bund Schlüssel an der Seite am Burgberge bei Ilfeld nicht gut vertragen können, denn beide haben dort auch zusammen gewohnet. Da hat einmal die Jungfer, die stärker als Frau Holle war, dieselbe in einen Kasten gepacket und ein Junge hat sie nach Neustadt unterm Hohensteine bringen und dort ins Wasser werfen müssen. Seitdem hat sich Frau Holle noch nicht wieder sehen lassen. Die Jungfer hat den Jungen später zur Belohnung bei einem Kaufmann in Neustadt in die Lehre gebracht und ist ihm jedesmal erschienen, wenn er Unrecht gethan hat.

In der Mahlmühle zu Ilfeld zeigete sich auch eine Jungfer mit Schlüsseln; sie trug ein rotes Kleid und ging dreimal um einen Klotz herum. Eine weiße Jungfer zeigete sich auch auf der Harzburg, die bei Ilfeld liegt, in Werna auf dem Amte aber zeigete sich eine gespenstische Frau und kämmete sich das Haar.

Nr. 250. Die Schloßjungfer vom Hohensteine.

Die Schloßjungfer vom Hohensteine zeigete sich alle sieben Jahre und sah quittengelb aus, hatte aber graue Zähne. Hinter dem Hohensteine nach Stolberg zu auf der Tiergärtnerwiese ist ein runder Platz, der auch gelb sein soll und der Jungfernkranz heißet und in dessen Mitte eine Eiche stehen soll. Am Ende des Platzes raget das Gras sehr hoch empor. Das kömmt daher, daß dort die Jungfer alle sieben Jahre tanzet. Andere sagen, sie wäre alle Mittage auf dem kreisförmigen Platze im Kreise herumgegangen. Sie umkreisete aber nicht nur jene Eiche, sondern hat sich noch an verschiedenen anderen Orten sehen lassen und ihr Geld anbringen wollen. Denn als der Hohenstein zerstöret ist, soll sie sich mit ihren Schätzen in den Burgbrunnen gestürzet haben.

Einst brach ein Maurer Steine auf dem Hohensteine. Da sank ein Gewölbe ein und die Schlüssel der Schloßjungfer blitzeten ihm daraus entgegen wie Silber.

Vor einigen Jahren sahe sie Herr von B. auf dem Hohensteine mit glänzendem silberdurchwebten Kleide.

Zwölf Männer wollten einst den Schatz der Schloßjungfer heben, aber vergebens. Ihnen erschien ein großer schwarzer Hund mit glühender Zunge, fragete, was sie da wollten, und verscheuchete sie.

Rosse duldete es nicht auf dem Hohensteine.

Das Dörfchen Osterode unter dem Hohensteine, zwischen Neustadt und Ilfeld, soll von der Schloßjungfer seine Kirchenglocken empfangen haben.

Nr. 251. Das Kegelspiel unterm Hohensteine.

Einst hütete ein Hirt unterm Hohenstein, es wär gerade in der Mittagsstunde. Da kamen zwölf weißgekleidete Geister

Digitized by Google

und sogleich stand eine Kegelbahn da, die vorher nicht dort gestanden hatte; der Hirt aber erhielt den Befehl, die Kegel aufzurichten. Eine volle Stunde kegelten die Geister hier und wie sie fertig waren, verschwanden elf sogleich, nur der eine gab vor seinem Verschwinden dem Hirten den König zur Belohnung. Der Hirt nahm den Kegelkönig mit, der ward aber immer schwerer und schwerer, daß er ihn zuletzt nicht mehr tragen konnte. Sowie er ihn aber fallen ließ, ist es lauter gediegenes Gold gewesen.

Nr. 252. Frauenruh.

Als das Schloß Hohenstein zerstöret wurde, erhielten die Frauen freien Abzug und die Erlaubnis, mitzunehmen, was sie auf dem Rücken forttragen könnten. Da trug die Gräfin vom Hohensteine den Grafen fort, welcher sonst hätte sterben müssen, ruhete mit ihm auf der Frauenruh und trug ihn dann weiter bis Nordhausen. Er soll nachher der Stammvater des jetzigen stolbergischen und roßlaischen Grafenhauses geworden sein. Auf der Frauenruh sah die alte Deichmann aus Ilfeld die Frau Holle in einem weißen Gewande über die Wiese fliegen.

Sagen der Grafschaft Stolberg.

* Nr. 253. Der Gemeindewald.

In der Grafschaft Stolberg-Roßla lieget der Gemeindewald. Ehe sich die Grafen zu Stolberg in die drei Linien Stolberg-Stolberg, Stolberg-Wernigerode und Stolberg-Roßla teileten, war einst eine kleine Gräfin verschwunden. Die in der Nähe liegenden Dörfer wurden aufgeboten, um sie zu suchen. Da versammelten sich die Rottleberöder in der Schänke und ließen sich Bratwürste bereiten. Unterdessen wurde das Kind von sieben Gemeinden gesuchet und gefunden, zu welchen Schwenda,

Digitized by Google

Dietersdorf, Wolfsburg, Uftrungen, Görsbach und noch zwei andere gehöreten. Ihnen wurde dafür so viel Wald zugestanden, als eine schwangere Frau an einem Tage auf einem Esel umreiten könne. Diese umritt den jetzigen Gemeindewald. Die Gemeinde Rottleberode wurde aber von dessen Mitbesitze ausgeschlossen, weil sie die junge Gräfin nicht mit gesuchet hatte. Deshalb sagt man noch jetzt: die Rottleberöder verfressen ihr gutes Recht in Bratwürsten.

* Nr. 254. Rittergasse und Eselsgasse.

Die Junker von Schwichelde brachen oft in Stolberg ein und entführeten besonders junge Mädchen. Die Bürgerschaft beschloß sie beim nächsten Einfalle zurückzuschlagen. Die Bewohner der nach Westen führenden Straße wichen jedoch beim nächsten Einfalle feige bis an die Brücke zurück. Die der südöstlichen Straße schlugen die frechen Junker allein. Deswegen nennet man bis auf den heutigen Tag den westlichen Teil der durch ganz Stolberg führenden Straße die Eselsgasse, den südöstlichen Teil bis an den Marktplatz die Rittergasse.

Nr. 255. Entstehen des Räders-See.

Eine und eine halbe Stunde von Stolberg, eine halbe Stunde von dem Dorfe Stempeda, oder wie es dort gewöhnlich genannt wird Stempe, soll vor Zeiten ein Hüttenwerk gestanden haben, jetzt stehet daselbst ein großer Teich, genannt die Räders-See. Sein Wasser ist grün, die Fische darin sind ganz mit Moos bewachsen. Von dem Entstehen der See wird folgendes erzählet: Ein Werkführer in dem Hüttenwerke legete breite Silberplatten zurück und verbarg sie unter die Dielen, so daß er sie ordentlich einlegete. Das that er nur, um das Silber wieder für den Grafen emporzuholen, wenn keins mehr vorhanden wäre. Aber die Magd bemerkte es und verriet es. Wenn damals ein Bergmann nur weniges gestohlen hatte, mußte er sterben, und darum wurde der Werkführer in Stolberg auf dem Markte vor dem späteren Johnschen Gasthofe gerichtet. Dabei nahm er eine Semmel in die Hand und sagte: so rein und unschuldig als die Semmel

wäre auch er, und so gewiß er unschuldig gerichtet würde, so gewiß würde das Hüttenwerk in dem Augenblicke untergehen, wo sein Kopf vom Rumpfe flöge, und nicht eher wieder zum Vorscheine kommen, als bis drei Grafen geboren wären, von denen jeder der beiden ersten gewisse körperliche Eigenheiten hätte, und der dritte eine Haselrute fände, die in einem Schusse sieben Fuß hoch gewachsen wäre. Alsdann müßte eine Wanne Goldes angewandt werden, ehe das Hüttenwerk wieder in Gang käme. In dem Augenblicke, wo des Werkführers Kopf fiel, soll in der Hütte ein Mann (welches die Erscheinung des Werkführers war) gestanden und das Triebrad mit einer Hand eingehalten haben. Danach ging das ganze Werk unter Wasser, wie es noch jetzt zu sehen ist, und soll von dem versunkenen Räderwerke die Räder=See heißen. Ein Hallore und noch ein anderer Mann sollen hinein getauchet und auf ein Gebäude gestoßen sein, der Hallore soll auch einen Ring von einem Eimer mit emporgebracht haben, aber selbst für tausend Thaler wollte keiner zum zweiten male hinein, denn sie waren unten von Geistern gepeiniget. Der Hallore brachte eine Kachel mit herauf. Was die Rute anlanget, so soll sie im alten Stolberge von Graf Josef gefunden, eine Hagedornrute sein und in der Rüstkammer stehen. Er brauchte nur damit auf das Wasser zu schlagen und alles hätte in alter Pracht wieder da gestanden.

Der Schäfer von Stempeda erzählete, der Werkführer habe einen hohlen Zahn gehabt, den habe er jeden Tag mit Gold gefüllet und mit dem so angesammelten Golde habe er dem Hüttenherrn ein Geschenk machen wollen. Ehe er indessen das Gold dem Hüttenherrn übergeben konnte, ward entdeckt, was er that, und er selbst gerichtet.

Nr. 256. Die Hebamme und die Kinder in der Räder=See.

In Rodishain, welches früher ein Kloster gewesen sein soll, war eine Hebamme, bei der klopfte es abends nach zehn Uhr. Da stand eine Kutsche mit vier Schimmeln vor der Thür, sie mußte sich in die Kutsche setzen und die vier Schim=

mel fuhren in die Räder=See, wie auf einer Straße. Unten in der Räder=See fand sie mehrere Familien (Hütten= oder Bergleute, die das Geschäft der früheren Bergleute unterirdisch fortsetzeten), auch eine Wöchnerin. Es ward ein Knabe geboren. Die Hebamme mußte sich drei Tage aufhalten, wurde reich beschenkt und ward ihr versprochen, so lange Rodishain stände, sollte dort keine Feuersbrunst sein.

Nr. 257. Der Auerberg.

Jäger Ofenloch traf die Venetianer auf dem Auerberge und wurde von ihnen nach Venedig versetzt. Zuletzt erhielt er von ihnen eine gebratene Gans auf den Weg und mußte sich in einen Trog legen, da war er gleich wieder auf dem Auerberge. Mit den seinen zerlegete er die Gans zum Abendessen und sie fanden darinnen statt Vorstäpfel Ringe, Gold und Edelsteine. Er hat aber das Loch, wo die Venetianer gegraben haben, nie wieder gesehen. Es ist die Stelle, wo später etwa fünfzig Jahre lang der Turm der Josephshöhe stand.

Nr. 258. Gruna, Auerine, die weiße Jungfer.

Eine Viertelstunde von Stolberg lieget der Klosterkopf, wo früher ein Kloster gestanden hat. Auf der Stelle stehet eine Eiche. Von dieser Stelle soll die weiße Jungfer ausgehen. Ein Mann fand dort nachts um zwölf Uhr frischen Pferdemist, der sich in Gold verwandelt haben würde, wenn er etwas darüber geworfen hätte. Die Jungfer gehet durch die Wälder bis zu dem Holzkopfe, der der Taubentritt heißet. Ein Knabe von sieben Jahren soll sie einst erlösen und bekömmet dann zwölf Tonnen Goldes dafür, die am Klosterkopfe verborgen sind. Sie siehet groß und hager aus, hat große gelbe lange Zähne und große lange Finger. An der Seite hat sie ein großes Bund Schlüssel hängen. Sie zeiget sich auch besonders im Stolberger Engelgäßchen.

Nr. 259. Hainfeld.

Auf dem Hainfelde lieget ein Schatz, den wollten einst zwölf Männer heben. Sie kamen auch wirklich auf eine

Digitized by Google

Braupfanne voll Geld und steckten schon die Hebebäume in die Rinken. Da ließ der Teufel zuerst einen Hasen mit drei Beinen vorlaufen. Dann kam ein Wagen auf drei Rädern, bespannet mit vier Ziegenböcken, und auf dem Bocke saß ein Mann ohne Kopf. Eine Ecke drauf, da kömmet Steppen oder der Satan selber mit einem Pferdefuß und einem Menschenfuß, einer wassergrünen Hose und einem scharlachroten Kleide; seine Augen blitzten wie Feuer. Ja, sagte er, das ist gut, daß ihr es habet. Ich muß aber Entschädigung dafür haben. Wenn ich den mit der roten Weste (einen Ilfelder) haben soll, so will ich euch den Schatz nicht mehr vorenthalten. Da fing der Ilfelder an zu schimpfen. Da lachte der Böse höhnisch und der Kessel versank, die Hebebäume flogen in die Luft. So wird in Stolberg erzählt.

Nr. 260. Der silberne Nagel.

Am Markte, im Kaufmann Kerstschen Hause, wohnete ein Steiger, der suchte Silber, konnte aber nichts finden. Da erschien ihm zuletzt eine weiße Jungfer und fragete, was er da suchte. Er sagte es. Sie sprach, wenn er sie erlösen und ihr nicht vorhalten wollte, daß sie ein Geist gewesen ist, so wollte sie ihn heiraten. Er willigte ein. Sie hielt einen silbernen Nagel in der Hand und sagte, wo sie den silbernen Nagel einschlüge, solle er auch einschlagen. Sie schlug den Nagel ein unter dem Auerberge und der Schacht heißt noch: „der silberne Nagel", ein Wegweiser weist dahin am Wege nach dem Auerberge (Josefshöhe). Einst veruntwilligte sich der Steiger mit seiner Frau und sagte: „O du erbärmlicher Erdenkloß! Dich hab' ich erst erlöset!" Seitdem geriet der silberne Nagel in Verfall.

Andere erzählen: Die Jungfer vom silbernen Nagel hieß Georgine. Ihr Nagel war sechs bis sieben Zoll lang, die Silberader sieben bis acht Fuß stark. Sie stürzete sich zuletzt in den Schacht und man fand seitdem keine Erze mehr. Oft sahen die Bergleute den Berg- oder Erdgeist, welcher diese Georgine war, aber nur wie einen Schein, dann war sie wieder verschwunden. Als Fremde einst auf ihre Kosten das

Digitized by Google

Bergwerk wieder aufnehmen wollten, höreten stolbergische Arbeiter eine wundervolle Musik in der Teufe. Sie gingen der Musik nach und fanden zwei tanzende Personen, die weiß gekleidet waren, und noch eine Mannsperson. Da sie sie aber genau ansehen wollen, verschwinden sie in einer Ecke, wo die starke Erzader wiedergefunden war. Dies wurde einem Stolberger Offizianten gemeldet, der sprach: „O, ihr Thoren, was wollet ihr Fremden diese Erze lassen? Lasset sie stehen für Stolberg.“ Sie mußten diesen Gang wieder verschütten, nun finden sie aber keine Erze wieder. Die Bergleute behaupten, daß die Erze von dem Berggeiste insgeheim erhalten würden.

Der silberne Nagel giebt seine Schätze nicht eher wieder her, als bis ein Rosenstock von sieben Ellen und ein weißer Sperling auf dem Schlosse zu finden ist.

Nr. 261. Geisterkirche zu Stolberg.

In Stolberg wird die Christmette zu Weihnachten am Christmorgen um halb sechs Uhr sehr feierlich gehalten. Eine alte Frau stand des nachts um zwölf Uhr auf und meinete schon die Zeit verschlafen zu haben, um zur Christmette zu gehen. Sie machte sich also mitten in der Nacht auf, sah auch schon die Kirche erleuchtet, die unter dem Schlosse am Berge lieget. Die Thüre stand offen, sie ging hinein und setzete sich in ihren Stuhl. Nach einer Weile drehete sie sich um, da sahe sie mehrere Bekannte als Geister um sich sitzen, die vor kurzem gestorben waren. Daran merkte sie erst, daß sie unter lauter Geistern saß und eilete aus der Kirche. Indem sie aus der Thüre ging, wurde diese hinter ihr zugeschlagen. Die Thür faßte ein großes Stück von ihrem Mantel, der wurde sogleich durchgerissen und das Stück vom Mantel am anderen Morgen auf dem Altare gefunden.

Nr. 262. Heidecke.

Die Frau eines Webers, der Heidecke hieß, war krank in Stolberg und er machte sich noch abends nach zehn Uhr auf zu einem berühmten Doktor in Urbach. Zehn Minuten von

Stolberg, auf der Schützenwiese, welche an den Antoniuskopf stößet, sah er ein Feuer, daran wollte er seine Pfeife anstecken, denn er meinete, daß es von Waldarbeitern angezündet wäre. Er legete sich also eine Kohle auf die Pfeife, aber sie erlosch und die Pfeife brannte nicht an. So hob er eine andere auf, aber sie erlosch wieder. Da bemerkte er, daß es ein Goldstück geworden war, steckte das Stück bei und nahm noch mehrere zu sich. Als er nun fort wollte, war er von Geistern gehemmet und konnte nicht fort, hörete auch eine Stimme rufen: er solle mit dem Gelde der Armen, des Waisenhauses und der Kirche gedenken. Darauf ging er seiner Wege und die Frau wurde geheilet. Er selbst lebte aber nur noch einige Jahre und erfüllete in dieser Zeit das Gebot der Geister. Der Kirche übergab er einen silbernen Kelch und eine silberne Kanne, die beim Abendmahle gebraucht werden und woran der Name Heidecke stehen soll.

Nr. 263. Die Uftrunger Butterhexen:

Eine Frau in dem zwei Stunden von Stolberg entfernten Dorfe Uftrungen nahm aus einer Dose mehrere Prisen und warf sie in das Butterfaß, dann hatte sie jedesmal reichlich Butter. Das sah eine andere, nahm ihr etwas aus der Dose und auch sie hatte sogleich reichlich Butter. Als sie aber ihre Butter nach Stolberg zum Verkaufe tragen wollte und im Walde an den Berg kam, der der Kreuzstieg heißet und ein halbes Stündchen von Uftrungen entfernt ist (es steht auf dem Kreuzstiege ein schönes Försterhaus), da trat ihr aus der dichten Waldung plötzlich ein Mann entgegen, welches der Teufel gewesen sein mag. Er frug, was sie zu verkaufen hätte. Butter, antwortete sie. Nein, antwortete er, sie hätte keine Butter, sondern Kuhdreck zu verkaufen, griff ihr in den Korb und warf die Butter an die Erde, welche auch wirklich Kuhdreck war. Seitdem heißen die Uftrunger Butterfrauen in Stolberg bis auf diesen Tag nur Uftrunger Butterhexen.

Nr. 264. Der Gaukler zu Stolberg.

In der Herrschaft Stolberg hat man einen Gaukler erzürnet und seine schwarze Kunst verlachet. Da baute und zau-

Digitized by Google

berte er einen lustigen und schönen Lilienstock auf den Tisch, rüstete sein Pferd, führete es an die Pforte und sprach: „Lasset mich und meine Kunst zufrieden, oder ich haue diesem Lilienstocke den Kopf ab.“ Da sie ihn nun noch mehr plageten, zog er seinen Dolch, hieb damit eine Lilie vom Zweige ab und fuhr davon. Nach einer Stunde fand man einen geköpften Mann im Stalle, der war tot und blieb tot.

Nr. 265. Der Geist in der Heimkehle.

Unter der Stadt Stolberg lieget eine Mühle, wo ein Müller wohnete, der mehr konnte als Brotessen. Als er begraben wurde, sah er zum Fenster heraus seinem eigenen Leichenzuge nach. Er wurde deshalb angeklaget und sollte verwiesen werden, machte aber dem Pater Vorhalte. Der entkräftete seine Beschuldigungen und sagte z. B.: mit den Stecknadeln, die er einmal wo habe hingenommen, habe er ein Altargedecke festgestecket. Er wurde in die Heimkehle, welche $1^1/_2$ Stunde von Stolberg, rechts vom Dorfe Rottleberode, am alten Stolberge lieget, gebannet.

Nr. 276. Der Teufelsschacht bei Strasberg.

Eine Viertelstunde von Strasberg lieget der Teufelsschacht, wo Eisen gegraben ist. Da arbeitete ein Strasberger Bergmann, dem niemand gleich arbeiten konnte und so beschwerete er sich, daß alle seine Kameraden faul wären. Jeden Lohntag (alle vier Wochen) bekam er einen anderen Kameraden. Endlich aber wollte keiner mehr mit ihm arbeiten. Da meldete sich ein fremder Bergmann und sprach um Arbeit an. Er bekam sie, doch wurde ihm gesaget, er müsse mit einem Manne arbeiten, mit dem noch niemand habe arbeiten können. Er antwortete: wenn ihm der könne gleich arbeiten, er könne jedermann gleich arbeiten. Am Morgen sagte er, er arbeite für drei Mann. Der Fremde fing an zu fahren und hing den Karren an. Kaum hatte er eine Stunde gefahren, da war der ganze Vorrat, der schon seit einigen Monaten gelegen hatte, fort. Geh weg und lasse mich losbrechen, du kannst

Digitized by Google

nicht genug loskriegen, sagte er zu dem andern. Der Strasberger mußte den Karren anhängen, war aber nicht imstande, so viel fortzuschaffen, als der andere los bekam. So ging's einen ganzen Monat hindurch. Am Lohntage bekamen sie zusammen vierhundert Thaler und einen Pfennig. Sie schoben den Pfennig hin und her, der Strasberger warf ihn zuletzt in den Schacht, da fuhr der Fremde dem Pfennige nach. Dies war der Teufel, oft mußten die Bergleute unter ihm durchgehen, wenn er die Beine auseinander gespreizt hatte. Jetzt will diesen Schacht kein Bergmann mehr befahren, obgleich der Schacht sehr reichhaltig ist.

Nr. 267. Der Schatz unter der Linde.

Zwischen Strasberg und der Josefshöhe lieget eine alte und sehr breite Linde, welche inwendig ganz hohl ist. Eine Erscheinung führete einst mehrere Männer unter die Linde und bedeutete sie, daß sie daneben an der Stelle, wo jetzt eine Grube ist, einen Schatz heben, aber dabei ja nicht reden sollten. Die Männer fingen an zu graben, stießen auch auf den Schatz und hatten ihn fast ans Tageslicht gebracht. Da erschienen ihnen auf einmal viele Geister, sageten, daß sie ein Opfer haben müßten und berieten, welchen von den Männern sie nehmen wollten, einer aber sagete immer: den Rotlatz! den Rotlatz! Da rief der Mann, der den roten Latz an hatte: „ich will nicht! ich mag nicht! nehmet euch einen andern!" Sogleich war der ganze Schatz verschwunden und die Erscheinung ward nicht erlöset. Von jener Zeit rühret noch die Grube unter der Linde her und sie soll alles Mark und Holz aus dem Stamme in sich gesogen haben, so daß nichts als die Borke und die Zweige mehr von ihr dastehet.

Digitized by Google

Sagen von Harzgerode.

* Nr. 268. Der Schatz auf der Wiese bei Harzgerode.

Auf einer Wiese bei Harzgerode sind große Schätze in der Erde verborgen. Mehrere Männer wollten diese einst heben. Sie gruben auf der Wiese und schon höreten sie das Gold und Silber klingen, auch sahen sie allerhand seltsame Erscheinungen. Es wurde ein Galgen von Geistern erbauet und die Männer sahen schweigend zu und arbeiteten hurtig weiter. Da fingen die Geister an, sich zu unterreden und sprachen untereinander: „Wen wollen wir denn nun von den Männern an den Galgen hängen? Ei freilich, den mit der roten Weste!“ Da sprach der mit der roten Weste: „Nimmermehr soll das gelingen!“ Er meinete damit, es solle den Geistern nicht gelingen, daß sie ihn an den Galgen brächten. Aber wegen dieses unbedachten Wortes war mit dem Galgenspuk auch der Schatz verschwunden. Weil das Stillschweigen einmal gebrochen war, gelang auch die Hebung des Schatzes auf der Wiese nicht.

* Nr. 269. Die Zwerge im Ehrenberge.

Sie hatten Zinn, Silber, Porzellan, man konnte von ihnen borgen, was der schönste und beste Bürger in Harzgerode nicht hatte. Sie waren überhaupt sehr dienstwillig. Brachte man ihre Sachen wieder hin, so setzte man sie vor den Eingang ihrer Höhle. Einst wurden sie mit Schalkheit betrogen. Ein gewisser Bode hofierte in das Gefäß, das er von einer Hochzeit wieder hintragen sollte, und deckte es wieder zu. Nun wollten diese Leute, die damals Hochzeit gehalten hatten, auch Kindtaufe halten. Sie erhielten wirklich das Geschirr geborgt. Als sie aber das Kind zur Taufe bringen wollten, war es vertauschet und sie hatten einen Zwerg.

Die Zwerge holten auch das Brot aus dem Ofen. Als

über solche Dinge viel Lärm entstand, zogen sie aus und ließen sich nieder auf dem Drachenstein, wo der Zwergkönig wohnete. Es waren ihrer 350 Mann.

* Nr. 270. Stammrod bei Harzgerode.

In dem Walde Stammrod bei Harzgerode zog der wilde Jäger mit zwölf großen und sechs etwas kleineren Hunden. Zugleich war ein furchtbarer Windsturm. Ein Mann namens Fricke äffte seine Hunde nach, wie er fort zog, da kehrte der wilde Jäger zurück und warf ihm und seinem Begleiter jedem eine Pferdelende zu. Fricke aber sagte: „Ist da aber auch wohl schwarzer Kümmel und Dill drane?" Da bückte sich der wilde Jäger und nahm beide Pferdelenden wieder zu sich.

* Nr. 271. Die Nixe im Kunstteiche.

Bei Harzgerode lieget der Kunstteich, der die Kunst von der Grube Albertina treiben mußte. An diesem Teiche pflügete ein Knecht am heiligen Abende vor dem Erntedankfeste. Wie er mit dem Pfluge umwendete, hörete er eine Stimme, die rief: „Kneden!" Da verwunderte er sich und sprach: „Na, da backet mir auch einen mit!" Als er dreimal herumgepflügt hatte, stand ein schöner Pflaumenkuchen da.

Einst wurde die Hebamme vom Nix zu einer Entbindung im Kunstteiche gerufen. Sie gingen oben um den Kunstteich herum und da führete er sie hinein. Es war ein gewöhnliches Zimmer da und die Nixe lag im Bette. Die Entbindung war sehr schwer, ging aber glücklich von statten. Danach sagte die Nixe: wenn ihr Mann frage, was sie haben wolle, so möge sie sagen „gar nichts" und höchstens das bißchen Kehrig nehmen, das dalag, das werde sich sehr gut lohnen. Sie verkaufte nachher den Kehrig an einen Goldschmied und besuchte die Wöchnerin vierzehn Tage lang. Danach wurde Taufe gehalten, der Nix aber taufete selber. Wiederum durfte sie nur vom Kehrig nehmen, der aber verwandelte sich wieder in Gold. Auch durfte sie nicht reden von dem was sie gesehen hatte.

Digitized by Google

Einst lief der Hebamme in dem Teiche das eine Auge, da trocknete sie sich's mit einem Handtuche der Nixe. Fast ein Jahr nach der Taufe sah sie die Nixfrau auf dem Markte zu Harzgerode. „Ei," sprach sie, „da ist sie ja auch!" Die Nixfrau fragete, ob sie sie sehen könne, ließ sie das eine Auge zumachen und versuchte, mit welchem Auge sie von der Frau gesehen würde. Als sie's heraus hatte, nahm sie ihre Schürze, spie darauf und strich sie über dies Auge. Da wurde sie nicht mehr von ihr gesehen, fand aber am andern Tage noch etwas von dem Nixenkehrig. Die Nixfrauen gingen unsichtbar auf den Markt und nahmen ohne Geld was ihnen beliebete.

Sagen vom Ramberge (der Viktorshöhe) und vom Selkenthale (Mägdesprung, Anhaltsburg und Falkenstein).

* Nr. 272. Die Mühle des Ramberges. (I—II.)

I. Ein Müller aus Gernrode schloß ein Bündnis mit dem Teufel auf sechs Jahre und bannete ihn auf eine Windmühle auf den Ramberg. Alsdann wurde der Vertrag noch auf ein Jahr erneuert. Nach dieser Zeit sollte die Seele des Müllers dem Teufel gehören, wenn der Teufel in ein Loch fahren könne, welches der Müller mit einem großen Bohrer in einen Baum bohrete. Der Teufel schlüpfte auch wirklich in das Loch. Der Müller hielt aber einen Keil bei der Hand, schlug das Loch zu und der Teufel war gefangen. Der Teufel verhandelte aber aus dem Baume über seine Freigebung. Der Müller versprach, den Keil herauszuschlagen, wenn er seiner Seele nicht mehr nachstellen wolle. Das gelobete der Teufel und wurde losgelassen. Kaum war er aus dem Baume heraus, so fuhr er in die Mühle, zerstörete sie und streuete die Steine

Digitized by Google

so umher, wie sie noch jetzt liegen. „Siehest du mich?“ schrie er dem Müller zu. Der aber sah ihn nicht und der Teufel flog davon.

II. Andere erzählen die Sage von einem Müller aus der Klostermühle im Selkenthale. Er saß auf einem Mühlsteine an der Selke und war zum dritten male verarmet. Auf diesem Mühlsteine sitzend mußte er sich mit dem Blute des Teufels dem Teufel verschreiben. Dafür wollte ihm der Teufel eine schöne Windmühle oben auf dem Ramberge erbauen. Sie mußte aber „angelassen“, d. h. im Gange sein, ehe der Hahn dreimal krähete. Als der Hahn früh um sechs Uhr zum ersten male krähete, war die Mühle fertig bis auf den letzten Stein. Um acht Uhr krähete der Hahn zum zweiten und um zehn Uhr zum dritten male. Da wurde die Mühle eben „angelassen“, aber es war zu spät. Der Teufel ergriff den Müller, flog mit ihm davon und streuete die Mühlsteine weit umher.

* Nr. 273. Mägdesprung.

Ein Riesenmädchen dienete auf der Klostermühle. Ein wilder Revierjäger strebte ihr nach und trat hinter dem Busche her gegen sie vor. Sie nahm die Flucht nach dem Felde zu. Da trat ihr ein Pflüger entgegen und wollte sie aufhalten. Sie aber nahm Pferde und Pflug in die Schürze und sprang damit nach der Schalkenburg zu über das Selkenthal weg.

* Nr. 274. Die Anhaltsburg.

Ein Fuhrman aus Harzgerode namens Lumme, dessen Abkömmling dies und vieles andre erzählete, fuhr mit Laubholzhecke ins Land. Am Lehmufer begegneten ihm zwei Männer. Sie frageten ihn, ob er auf dem Anhaltsberge Bescheid wüßte und die Lehmkuhle dort kenne neben einer Esche. Er sagte: ja und führete sie hin. Sie sagten aber, es sei die richtige Lehmkuhle nicht, zu der er sie führete, und brachten ihn zu einer kleineren, wo unter einer Esche der Schlüssel, die Pfanne und der Dreifuß war. Er mußte nun trockenes büchenes Holz holen, damit sie ein Feuer anmachen

könnten. Als er aber mit dem Holze kam, loderte ihr Feuer schon. Nun zog einer der beiden ein Ei aus seinem Ranzen, daraus wieder zog er einen Papierkranz mit geschriebenen Worten, den legte er um alle drei her. Da zog der andere ein Buch aus seinem Ranzen und las bis eine Schlange kam. Darnach griff der erste, fassete sie mit einer Hand beim Kopfe, mit der anderen beim Schwanze und der andre schnitt ihr gleich den Kopf ab. Sie wurde in drei Teile geschnitten, in die Pfanne geleget und in Butter gebraten. Dann wurde der Begleiter zum Essen genötiget, aß aber nicht und es wurde ihm gesaget, daß er nun nicht mit den beiden Venedigern gehen könne. Der eine las dann wieder und eine Thüre that sich auf. Der Begleiter, dem alles bestimmet gewesen war, mußte zwei Schritte vor der Höhle stehen bleiben und sahe hinein wie in eine hellglänzende Zinnbude. Die beiden fülleten ihre Ranzen. Dann griffen sie noch dreimal rückwärts mit der Hand ohne hinzusehen und gaben dem Manne, was sie nun darinnen hatten. Sein Fuhrwerk stand auf der alten Stelle.

* Nr. 275. Der Wispel.

Der Wispel ist eine Art Birne und es giebt deren zweierlei: Haselwispel und Weißdornwispel. Die Herren vom Falkensteine höreten, daß unter einem solchen Wispel sich der Schlangenkönig aufhielte. Sie ließen ein Rind schlachten und nahmen das Fleich mit, trafen den Schlangenkönig unter dem Wispelbusche, breiteten ein schwarzseidenes Tuch hin und er legete seine Krone darauf. Als er sie abgeleget hatte, setzeten sie sich wieder zu Pferde und jageten fort, der Schlangenkönig aber that einen ungeheuren Pfiff. So kamen die Schlangen aus allen Löchern und setzeten den Reitern nach. Sie warfen immer von dem Fleische von sich und glaubten sie damit aufzuhalten, allein die Schlangen kamen doch eher über das Wasser als sie und stürzeten nach dem Falkensteine. Da nahmen die Schlangen seitdem gänzlich überhand, waren immer um und neben ihnen und es trat gänzliche Zerstörung ein. Die Herren vom Falkensteine mußten daher zuletzt vom Falkensteine fortziehen und erst dem Oberjägermeister Grafen von der Asseburg

Digitized by Google

(Vater des jetzigen Besitzers) gelang es, sie zu vertreiben und die Burg wieder in bewohnbaren Zustand zu setzen.

* Nr. 276. Die Tidianshöhle. (I—II.)

I. Ein Schäfer hütete am Johannistage vor der Tidianshöhle seine Herde. Vor der Höhle blühete eine rote Blume, die brach er ab. In dem Augenblicke war die Höhle erleuchtet und offen. Der Schäfer ging hinein und nahm drei Klumpen Tidiansgold, die er für 80000 Thaler verkaufete. Zu jener Zeit war aber die Herrschaft Falkenstein in der Hand des dritten Herren vor dem jetzigen Eigentümer, wenn man den derzeitigen Besitzer mitrechnet. Als er einen Brautschmuck kaufte, gab man ihm Tidiansgold. Er ließ dem Schäfer durch einen Jäger die Augen ausstechen. Allein dieser konnte nun selbst die rote Blume nicht mehr finden, um den Junker in die Tidianshöhle zu führen und sagte: erst wenn ein Blinder, ein Lahmer und ein Stummer in der asseburgischen Familie geboren wäre, würde sich die Tidianshöhle wieder öffnen.

II. Auf dem Falkensteine war Jahre lang ein alter Kuhhirt namens Kukuk in Dienst. Er hütete oft unter dem Ausberge auf der Wiese. Als einst sein Vieh des mittags ins Lager ging, legete er sich schlafen und träumete: im Tidian stünde ein goldener Mann. Als er erwachte, sah er sich um wie betäubt; so legte er sich wieder hin und träumete wieder vom Tidian. Auch träumete er jetzt noch, an der Selke stünde eine blaue Blume, die sollte er abpflücken und an seinen Hut stecken. Dann sollte er in die Selke gehen und einen Stein suchen, woran drei Kreuze wären. Von dem Steine aus sollte er eine bestimmte Anzahl Schritte nach dem Tidian zu machen. Dann würde er einen Ahornbaum finden mit einer hervorstehenden Wurzel, darunter läge ein Schlüssel. Dann solle er die Blume nehmen und drei Kreuze damit machen vor dem Berge. Alsdann würde die Erde einschurren und eine Thüre dasein, diese sollte er mit dem gefundenen Schlüssel aufschließen und hineingehen. Kukuk führete alles aus, fand den Schlüssel, nahm seine Blume vom Hute und machte drei Kreuze. Die Erde sank ein und die Thüre stand da. Als er in die Tidianshöhle kam, glänzte alles schön hell. Er sah sich rings um

Digitized by Google

und sah einen vollständigen goldnen Mann. Kukuk war bei dem Anblicke sehr ängstlich und ging diesmal aus der Höhle, ohne auch nur das geringste zu nehmen. Den dritten Tag fiel seine Hütung wieder an den Ausberg. Da stellete er seinen Hut neben sich und wie er die Blume wieder sah, entschloß er sich, denselben Gang wieder zu machen. Den Schlüssel hatte er wieder unter den Ahorn gehänget, konnte ihn wieder wegnehmen und alles begab sich wie zuvor. Um den goldnen Mann nicht zu beschädigen, fing er nur an daran zu schaben und wie er seinen Hirtenranzen voll hatte, schloß er zu und legete den Schlüssel wieder unter die Wurzel des Ahorn. Sein Vieh fand er noch in guter Ruhe, ermunterte es und trieb es fort seiner Weide nach. Er hütete noch, trieb aber eine halbe Stunde früher zu Hause. Seiner Frau fiel sein früheres Kommen auf und er mußte ihr gestehen, daß er im Tidian gewesen sei und noch nach Halberstadt wolle, um das Gold zu verkaufen. Morgens früh, als der Himmel noch graute, war er schon in Halberstadt und sagte dem Goldschmied, er hätte Tidiansgold. Der Goldschmied kannte schon von Hörensagen den vorzüglichen Wert des Tidiangoldes und zahlete eine bedeutende Summe dafür aus. Darnach empfahl er ihm so oft als möglich von dem Golde zu bringen. Das empfangene Geld aber ließ Kukuk bei einer Schwester, die in Halberstadt verheiratet war. Als die Kühe ausgetrieben werden mußten, war Kukuk noch nicht wieder zu Hause und die Herren vom Falkensteine schickten zu seiner Frau und ließen fragen, wo er denn wäre. Die Frau antwortete: er würde wohl bald kommen, gestern Abend wäre eine Kuh ausgeblieben und wohl über die Grenze gegangen, danach wäre er aus.

Nun wollte ein Herr vom Falkensteine ein Halsgeschmeide für seine Schwester machen lassen, weil diese sich verheiraten wollte. Er kam zu dem Goldschmiede in Halberstadt und dieser sagte: von welcher Goldart das Geschmeide sein solle; er habe dreierlei Gold, davon wäre das Tidiansgold das feinste und schönste. Tidian? sprach der Herr vom Falkensteine für sich; der lieget ja auf meinem Grund und Boden. Er frug weiter, wie der Goldschmied zu diesem Golde käme, und der sagte: ein alter Mann brächte es. Als sie den Schmuck ab=

holen wollten, erschien auch gerade der Kuhhirt. Der Goldschmied zeigete ihn, wie er fort ging, durch's Fenster an, und der Herr vom Falkensteine und seine Schwester sahen, daß ihr Kukuk das Geld brachte.

Zu Hause berieten die Herren vom Falkensteine, wie sie Kukuk vermögen könnten, sie in den Tidian zu führen. Der ältere Bruder wollte sogleich Gewalt anwenden, der jüngeste mit Güte ihn dazu vermögen. Als Kukuk mit der Herde heimkehrete, sagten sie ihm alles auf den Kopf zu und er gestand es sogleich ein, beschrieb auch, wie schön es darinnen sei. Sie fragten, ob sie mitgehen könnten und er versprach sie mitzunehmen. Eines Morgens kündigte er ihnen an, daß sie mittags um elf Uhr auf der Thalwiese sein sollten, ihn in den Tidian zu begleiten. Er nahm den Schlüssel fort, die Herren vom Falkensteine sahen aber nicht, wie er die Kreuze mit der Blume machte. Sie gingen in den Tidian und der ältere Bruder wollte dem goldnen Tidian sogleich einen Arm abschlagen. Das gab der Kuhhirt nicht zu, riet ihnen nur, wie er bisher gethan hatte, zu schaben, da dann das abgeschabete wieder anwüchse und da also noch Kind und Kindeskind von dem Tidiane gewinnen könnten. Er bot ihnen dazu sein Messer und sie befolgeten seinen Rat. Der Kuhhirt weigerte sich, diesmal auch zu nehmen, weil er aus Bescheidenheit nicht mit seinen Herren zu gleicher Zeit nehmen wollte.

Die Herren vom Falkensteine waren auf dem Rückwege voller Freude, der jüngere Bruder lobete den alten Kuhhirten, der ältere aber gönnete dem Hirten nicht, daß er noch einmal in den Tidian gehen solle. Am dritten Abende darnach ließen sie den Hirten kommen, gegen den jetzt auch der jüngere Bruder eingenommen war. Sie ließen ihn greifen und binden und der ältere Bruder stach ihm beide Augen aus.

Darnach wollten die Herren vom Falkensteine zum zweiten male in den Tidian. Sie wollten ihrer Schwester seine ganze Herrlichkeit zeigen und dabei wieder von dem goldnen Manne abschaben. Sie konnten aber den Schlüssel nicht finden und meineten, der alte Tidian hätte ihn weggeholet. Als sie nun unverrichteter Sache heimkehreten, redeten sie Kukuk wieder mit Güte zu: sie wollten einmal in den Tidian gehen, er möge

Digitized by Google

sie hinführen. Kukuk ging mit, aber ohne seine Blume. Sie zeigeten ihm den Ahorn und er sagte: gut, so möchten sie den Schlüssel wegnehmen. Die Herren vom Falkensteine sagten: nein, er solle es thun. Er antwortete: sie hätten ihm doch die Augen ausgestochen, nun könne er auch den Schlüssel nicht finden; wenn sie ihm seine Augen wiedergeben könnten, so könne er auch den Schlüssel sehen. Dabei blieb es.

Auf dem Rückwege kochte der ältere Bruder wieder Gift und Galle gegen Kukuk und zu Hause ließ er ihn ins Verließ werfen. Darinnen ließ er ihn zwei Jahre sitzen und endlich schlug der jüngere Bruder vor, daß sie ihn fortschaffen und seinem Schicksale überlassen wollten. Das war der ältere Bruder nur unter der Bedingung zufrieden, daß sie seine Wirtschaftsgeräte behielten, weil sie ihn zwei Jahre im Kerker ernähret hätten. Kukuk hatte nichts dagegen und bat nur, daß sie ihm seinen alten Hirtenhut mit in die Verbannung gäben. So wurde er von seiner Frau nach Halberstadt geführet, wo sein Vermögen sicher bei seiner Schwester lag. Von Halberstadt aus ließ er sich von seiner Frau noch zweimal in den Tidian führen, weil der Goldschmied bat, daß er noch von dem Golde bringen möge. Er starb in Halberstadt. Die Herren vom Falkensteine ließen links und rechts am Tidian graben, aber ohne Erfolg. Endlich wurde die Arbeit eingestellet. Als sie selbst schon sehr alt waren, ließen sie die Arbeiten wieder beginnen. Einst stand der ältere Bruder da und sprach: „Hier, hier war die Stelle!“ Da sprach eine Stimme hinter ihm:

„Herre von Falkenstein!
Wennstu Kukuks Knochen bringest,
So kann du auch wieder in Tidian hinein!“

Nun wandten sie sich an den Totengräber in Halberstadt. Der wußte zwar die Grabstelle; sie war aber unterdessen schon zweimal umgegraben und Kukuks Knochen waren mit andren vermischt. So konnte sein Gerippe nicht mehr zusammen gebracht werden und der Tidian blieb uneröffnet.

Anhang.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Vorworte zur ersten Auflage.

Diese Sagensammlung wurde veranlaßt teils durch eigene Lust und Neigung, teils durch das Verlangen nach einer Sammlung von Harzsagen, welches Jakob Grimm in der zweiten Auflage der „Deutschen Mythologie" aussprach und das sich besonders seit dem Erscheinen meiner „Kinder- und Volksmärchen" *) durch gar manche mir zugekommene Mitteilung als ein von den Männern der Wissenschaft allgemein gefühltes Bedürfnis herausstellte. Wenn in jener Schrift überhaupt zum ersten male, wie sehr auch der Name Harzmärchen für ausgeschmückte und verfälschte Ortssagen vom Harz bei den Kennern in Mißkredit gekommen sein mag, wirkliche Märchen aus dem Harze geliefert wurden, so hat unsere Sagensammlung aus dem Harze dagegen einige Vorgänger. Schon 1698 scheint eine Sammlung von Harzsagen, die vielleicht nur ein paar Sagen und diese ausschließlich vom Unterharze enthalten haben mag, veröffentlicht zu sein.**)

Einer mir von mehreren Seiten gewordenen Mitteilung zufolge war der verstorbene Ephorus der Domschule und Ge-

*) Leipzig, Hermann Mendelssohn.

**) Der Titel dieser mutmaßlichen Sagensammlung ist: „Wahrhaftige Geschichten, so sich die Bawern in denen Gegenden des Hartzgebürges erzählen. Nunmehro zum Erstenmahl ans Licht brachtt vnnd mitgeteilet von Caspar Schwengen. Frankfurt, in Verlegung vnndt druckts von Johann Gottfried Schönwetters Wittib vnndt Erben. 1698". In Georgii „Bücherlexikon" und den Supplementen (1742 und 1758) und in Ebert's „Bibliographischem Lexikon" (1821) ist die Schrift nicht aufgeführt, wie es mir denn auch nicht gelungen ist, derselben habhaft zu werden.

Digitized by Google

neralsuperintendent Nachtigall zu Halberstadt der Sammler der „Volkssagen", die 1800 unter dem Namen Otmar in Bremen erschienen. Otmar gab in seinen „Volkssagen" etwa dreißig Ortssagen aus dem alten Hartingau heraus. Das halberstädtische Gebiet hat er vorzugsweise berücksichtigt, vom westlichen Harze dagegen ist er ohne alle Nachricht.

Der Kern von Otmars Sammlung ging in die „Deutschen Sagen" der Brüder Grimm über, die 1816 erschienen, und, weil die Grimmsche Sammlung aus dem Harze nur wenig mündlich enthielt und sich überhaupt hier mehr an gedruckte Quellen anschloß, für den braunschweigischen und hannöverischen Anteil am Harze weniger als für den bischöflichen enthält. In den von Otmar für sein Werk gezogenen Grenzen haben sich dann zufällig auch mehrere durchaus unwissenschaftliche Sammlungen gehalten und mit besonderer Vorliebe an dem schönen nördlichen Harzrande verweilt. In denselben Grenzen, auf die ich gleich den anderen von meiner Heimat aus zunächst angewiesen war, hielt ich sodann mich selbst, als ich 1851 meinem Schriftchen „Aus dem Harze" (2. Aufl. 1857) in gedrängter Kürze eine Anzahl von Harzsagen mitgab; einige davon hatte ich bereits sehr früh im Harze mündlich gehört, noch mehrere aus Chroniken genommen und die meisten nur aus der schnöden Form in einer unwissenschaftlichen Sammlung*) zu der ursprünglichen Einfachheit herausgeschält. Diese kurze Mitteilung mag den Otmarschen Sagenschatz für jene Gegend ungefähr verdoppeln und ist neben ihr die einzige echter unterharzischer Sagen, doch wollen beide

*) Den „Sagen und Geschichten aus der Vorzeit des Harzes und der Umgegend" (1847), woran übrigens anonym auch mehrere sonst sehr tüchtige, hier nur unbewanderte Männer mitgearbeitet haben sollen. Dieses jetzt, wie ich höre, in den Verlag von R. Frantz in Halberstadt übergegangene Buch, worin sich auch manches ohne Quellenangabe nach Otmar findet, ist neuerdings zum großen Teil in Reime gebracht in der Schrift „Der poetische Harz oder Sagen und Märchen des Harzes im (!) Schleier der Dichtung gehüllt. Sechstes Heft der Gedichte von Josephine Holzmärker-Gerbode" (Worbis, im Selbstverlage der Verfasserin, 1852). Auch der rotenburg-sondershäuser Püsterich pustet da noch in einem Gedichte als heidnischer Abgott, wenig bekümmert darum, daß er etwa gleichzeitig gänzlich entlarvt wurde und seinen Kredit als Abgott längst eingebüßt hatte.

Digitized by Google

für den Sagenreichtum jener Gegend noch wenig oder nichts bedeuten. Wenn der zu früh verstorbene Emil Sommer in seinen Sagen aus Sachsen und Thüringen nur bis in die Gegend von Eisleben und Aschersleben, also nicht einmal bis an den Fuß des Harzes gekommen war, so streiften dagegen Kuhn und W. Schwarz, welche 1848 das verdienstvolle Werk „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche“ herausgaben, fast über das ganze Harzgebirge hin. Sie zeichneten dabei aber, vielleicht in der Einsicht, daß hier doch die von Grimm gewünschte eigene Harzsammlung nicht überflüssig gemacht werden könne, dieses sagenreiche Gebirge keineswegs aus vor den übrigen Landstrichen bis Mecklenburg und Pommern hin, welche sie gleichfalls behandelten, legten sich daher zwar auch nicht, wie die anderen, auf das seit Otmar mit Vorliebe behandelte Gebiet, mieden aber doch in etwas, wie es scheint, den Oberharz wegen seiner Eigentümlichkeiten. Nicht eigentlich vom Oberharze, sondern vorzugsweise von der osteröder und scharzfelder Gegend erschienen 1832 sechs „Harzsagen“ von Schuster. Sie beschäftigen sich daher zwar mit einem kleinen Teil des Sagengebietes, welches das vorliegende Werk behandelt, können aber ihrer Ausschmückung wegen nur in sehr geringem Maße in betracht kommen. So bleibt denn nur eine Sammlung als eigentliche Vorgängerin zu nennen: das zweite und letzte, sehr dünne Heftchen der 1840 von Hermann Harrys herausgegebenen Sagen Niedersachsens. 19 von den 39 Sagen sind oberharzische und wurden dem Herausgeber dem Vorworte nach von Georg Schulze mitgeteilt, die Mehrzahl der 20 übrigen gedruckten Quellen entnommen.

Es traf sich glücklich, daß Herr Pfarrer Georg Schulze in Altenau, als Sprachforscher besonders durch die treffliche Redaktion und Herausgabe der „Harzgedichte“ rühmlichst bekannt, für die vollständige Sammlung der Sagen in den hannöverschen Bergstädten mir die Hand bot, und dabei mußte dann zur Ergänzung des neuerdings Gesammelten, d. h. einzelner Sagen, die schon bei Harrys stehen, von denen ich Varianten bekam und die nun hier auf eine angemessene Weise zusammengefügt wurden, auch vielfach, wie die Anmerkungen im einzelnen nachweisen, das früher von Schulze in der Harrysschen

Sammlung Veröffentlichte herbeigezogen werden, sowie denn auch der Konsequenz wegen, jedoch noch kürzer, einiges aus den nicht gerade vom Oberharze handelnden Sagen in dem 2. Hefte der Harrysschen Sammlung zur Ergänzung einiger bestimmten Sagen in unserer Sammlung benutzt wurde. Anfangs dachte ich an eine vollständige Wiederaufnahme der 19 dort gedruckten Schulzeschen Sagen vom Oberharze, auch wo wir keine Varianten dazu hatten; doch stand ich davon ab.

Aus Altenau nenne ich auch noch W. Lohrengel dankbar als Mitarbeiter.

Die unter der harzburger Gegend eingereihten Sagen von Vienenburg und Wiedelah, sowie ein Beitrag zu den lautenthaler Zwergsagen und zu den Sagen von Dorste wurden mir von Professor Wilhelm Müller in Göttingen mitgeteilt.

Für die Gegend von Lonau und Sieber insbesondere verdanke ich mehreres Herrn Lehrer Theodor Stender in Lonau. Außerdem die nordhäuser Hexensage dem Herausgeber der „Urkundlichen Geschichte von Nordhausen", Professor Ernst Günther Förstemann in Nordhausen.

Von einem Teile des hier abgehandelten Sagengebietes, dem Oberharze, liegen die Sagen hier nun jedenfalls vollständiger vor, als aus irgend einer anderen Gegend Deutschlands. Das kann dem denkenden Leser einen Einblick in das Seelenleben des Volkes gewähren und ihm zeigen, wie die Poesie noch bis vor kurzem jedes Lebensverhältnis desselben durchdrang. Bei der Sprache der nach mündlicher Überlieferung aufgezeichneten Sagen ist unser Zweck, den auch wohl schon andere Sagensammlungen sich ähnlich vorgesetzt hatten, erreicht, wenn der Leser sich bei der Mehrzahl der Nummern sagen muß: so denkt unser heutiges Volk und so spricht es seine Gedanken aus. Georg Schulze wird man nachrühmen dürfen, daß er diesen Zweck der vorliegenden Sammlung in dem Stücke „Mer soll dn Teifel net porren" vollständig erreicht hat. Abteilung I der „Osterjungfrau" habe ich einer hochbetagten Frau Wort für Wort nachgeschrieben, welche in das jungferliche Benehmen der Osterjungfer gegen den „frechen" und den keuschen Ritter offenbar ihre eigenen Jugenderinnerungen niedergelegt hat.

Digitized by Google

Unter den Nachrichten des Tacitus über die heidnische Religion der Deutschen werfen auf die von der Nerthus Gebräuche in unseren Gegenden ein interessantes Licht. Sie wurde auf einem mit weißen Tüchern verhüllten, mit Kühen bespannten Wagen ins Wasser gefahren, und noch jetzt wird jeder Tote zu Buhlendorf im Anhaltschen, aber nicht im anhaltschen Harze, sondern unweit Zerbst und der Elbe, auf einem mit Ochsen bespannten Wagen durch einen Ochsenjungen zunächst in einen Teich, den „Puhl", gefahren. In Beckendorf im Halderstädtischen wird der Sarg jeder Wöchnerin unter einem weißen Laken auf den Friedhof getragen und ins Grab gesenkt, und derselbe Gebrauch herrscht nicht weit davon, in Hornhausen. Hier aber scheint früher, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, jeder Sarg „mit einem weißen Tuch bedeckt" begraben worden zu sein.

Was die Nachrichten von Götterculten betrifft, welche wir direkt mit auf unsere sächsischen Vorfahren beziehen könnten, so steht darunter die niederdeutsche Abschwörungsformel voran. Sie ist uns durch eine vatikanische Handschrift aufbewahrt, doch hält man freilich ihre Sprache nicht für rein niedersächsisch, sondern sieht darin eher einen Hinweis auf das ripuarische Franken. Darin schwören die Heiden namentlich ab den Donar, Wodan und Saxnot.*) Von Saxnot haben wir sonst gar keine Nachricht, aber bekanntlich bedeutet sein Name Schwertgenoß, und taucht in der Stammtafel der Westsachsen,

---

*) Die Abschwörungsformel lautet:
Forsachistu diobolae?
et resp. ec forsacho diobolae.
End allum diobol gelde?
respon. end ec forsacho allum diobol geldae.
End allu dioboles uuercum?
resp. end ec forsacho allum dioboles uuercum end uuordum, thunaer, ende uuoden ende saxnote ende allem them unholdum, the hira genotas sint.
Hierauf folgte das christliche Glaubensbekenntnis. Zur Vergleichung damit kann folgende Stelle aus einer von Haupt aus einer Wiener Handschrift mitgeteilten Abmahnung vom Tanzen dienen: „Zum tunfften so tued die tentzer und tentzerin in etlich wise wider die sacrament der kirchen und besunder wider den tauff: wann

über welche unter anderen J. Kemble geschrieben, wieder auf als Saxneat, Wodans Sohn. Die beiden übrigen Götter, Donar und Wodan, wird diese Sammlung auch für diese Gegenden bestätigen.

Hornhausen bei Oschersleben am Andreasabend 1853.

Nachwort zur zweiten Auflage.

Die erste Auflage dieses Werkes erschien in zwei Bänden: der erste gewidmet dem Herrn von Radowitz, Generalinspekteur des preußischen Militär-Erziehungs- und Bildungswesens 1854 und der zweite gewidmet Sr. Erlaucht dem Grafen Botho zu Stolberg-Wernigerode 1856. Der erste Band war von Zellerfeld und Lerbach, der zweite von Wernigerode aus gesammelt. Indem die zweite Auflage in Einen Band zusammengefaßt wurde, mußte die Reihenfolge der Sagen gänzlich verändert werden, die bei der ersten Auflage von Zufälligkeiten abgehangen hatte. Jedoch ist die Einteilung in Gruppen, z. B. „Sagen von Blankenburg und Umgegend", auch in der zweiten Auflage beibehalten worden. Es wird damit eine feinere und wertvollere Andeutung gegeben als durch den Zusatz „mündlich", den ich bei den Sagen, für welche nicht in den wenigen Anmerkungen eine gedruckte Quelle angegeben werden muß, ganz weglasse.

In den Anmerkungen und Beilagen zur ersten Auflage waren die bis dahin erschienenen anderweitigen deutschen Sagensammlungen so wie die wichtigsten Werke über deutsche Mythologie mit dem hier dargebotenen Stoffe verglichen worden. Die

---

sie brechen das gelubde, als sie got getan haben in dem tauff, als ir pfetterich an ire stat gesprochen haat: ich widersage dem tufel und allem sine gespenste."

Sagenvergleichung so wieder abdrucken zu lassen, wie sie vor mehr als dreißig Jahren niedergeschrieben wurde, war unmöglich. Die Auffassung der deutschen Mythologie selbst hatte sich nach Jakob Grimms Tode hauptsächlich durch Scherer gänzlich geändert. Mannhard selbst, der sich zuletzt fast allein noch mit einem Systeme der deutschen Mythologie beschäftigte, ist nicht mehr am Leben. Es würde jetzt einen großen Reiz für mich gehabt haben, mich nochmals in einer Reihe kleiner Monographieen über einzelne Fragen der deutschen Mythologie und Altertumskunde auszusprechen, wenn ich mich auch nie an die systematischen Grundfragen gewagt habe. Hatte ich doch schon vor mehr als dreißig Jahren, ohne von Mannhards „Vegetationsdämon" etwas ahnen zu können, in den Anmerkungen zu den Harzsagen entwickelt, daß der ungefähr also lautende Zwergspruch:

> Sau bin ik doch sau oolt
> Wie dä Döringerwoolt,
> Dreimal ehacket un dreimal ekoolt,

die Zwerge mit dem Wachstume der Bäume und Wälder, ja, mit der ganzen Natur, in die engste Beziehung setze, wie sich denn auch besonders das Zwergwort „drei Ringe oolt" auf die Jahresringe des Baumes beziehe. Von dem Hirsche glaube ich jetzt beweisen zu können, daß er sich nicht allein in Deutschland, sondern auch in Griechenland auf die Unterwelt bezog, da er sich an einem Bilde der Nemesis findet, welche in diesem Falle ohnehin schon als Gottheit der Unterwelt erkannt ist. Die Bergmannssagen sind jetzt in einer von Freiberg gekommenen Schrift mit Rücksicht auf die technischen Ausdrücke gut erläutert, wobei meine Klausthaler Bergmannssagen eine der Grundlagen bilden und leider fast vollständig nachgedruckt sind. Über die Venediger habe ich sehr vieles nachgesammelt, aber eine über sie erschienene handelswissenschaftliche Monographie selbst in Gratz, wo sie als Programm herauskam, nicht mehr erlangen können. Über das Allermannsherrkraut ließe sich jetzt ungleich mehr beibringen, als ich in der ersten Auflage der Harzsagen und später noch in meinen die Gebräuche des Oberharzes enthaltenden „Harzbildern" zu sagen wußte. Diese mythologische Pflanze ist jetzt von Pritzel festgestellt. Für diesen ließ ich ein Exemplar

aus Lerbach kommen. Sogleich der erste, den der verstorbene Pastor Niemann auf meine Bitte um ein Exemplar der Pflanze ersuchte, zog dieselbe sofort als glückbringendes Kraut aus seiner Westentasche hervor. In betreff der stolbergischen Sage vom Entstehen der Räder-See müßte untersucht werden, ob wirklich in Stolberg eine oder mehrere ungerechte Hinrichtungen wegen Unterschleifes beim Bergbau stattgefunden haben. Soll doch der Bauernkrieg mit dadurch entstanden sein, daß Thomas Münzers Vater, dessen Stand mir freilich nicht bekannt ist, in Stolberg ungerecht hingerichtet worden wäre. Über den Namen Andreasberg habe ich mich schon in der Nationalzeitung vom Andreastage 1884 nochmals ausgesprochen. Gern werde ich auch ferner das seit dem Erscheinen der ersten Auflage der Harzsagen zu verschiedenen Stellen derselben nachgesammelte Material verarbeiten und veröffentlichen, so wie sich die Gelegenheit dazu bietet. Dies alles hier zu thun, hätte schon die Kürze der mir für die neue Auflage gebotenen Zeit nicht gestattet.

Dafür glaube ich aber nicht bloß dem Unterhaltung suchenden Publikum, sondern auch dem gelehrten Leser eine Entschädigung bieten zu können durch den Text der Harzsagen selbst, die ich nicht allein vervollständigt, sondern zugleich kritisch gesichtet veröffentliche.

Zwei der besten hier gedruckten Sagen von Stolberg stehen noch nicht in der ersten Ausgabe. Zum ersten male gebe ich in dieser zweiten Auflage, jedoch von vorn herein nur in Auswahl, die von mir noch im Volke gesammelten Sagen des östlichen Harzes. Die unter diesen jetzt mitgeteilten Überlieferungen zuerst befindliche Sage vom Ramberge ist besser als die bisher bekannte Fassung der Sage von der Teufelsmühle. Auch die kurze Sage vom Mägdesprunge ist in der hier zuerst gedruckten Fassung eigentümlich genug, sowie die in dieser Auflage befindliche Sage von der Teufelsmauer gehaltreicher ist als diejenige, die in Ermangelung eines mündlichen Berichtes in der ersten Auflage einer gedruckten Quelle entnommen wurde. Die Sagen der Grafschaft Mansfeld waren hier nicht mehr nötig, da sie inzwischen von Größler in einem eigenen Bande vorgelegt sind. Die Sagen von

Questenberg, bei denen die zu grunde liegenden Gebräuche die Hauptsache sind und die ich schon im deutschen Museum von Prutz veröffentlichte, werden in einem Buche über deutsche Gebräuche, wozu ich freilich erst das Material gesammelt habe, oder, was wahrscheinlicher ist, in meinem fast vollendeten mehrere Bände umfassenden beschreibenden Werke über den Harz wieder abgedruckt werden. Die Kyffhäusersagen findet man in der bei Friedberg und Mode in Berlin erschienenen zweiten Auflage meiner deutschen Sagen. Es ist dies die einzige ausführliche Sammlung der Kyffhäusersagen nach dem Volksmunde, da Bechstein aus gedruckten Quellen schöpfte. In meinen deutschen Sagen sind auch die aus dem Halberstädtischen und Braunschweigischen gesammelt. Da nun Müller-Schambach so wie Günther auch noch mehr hannöverische Sagen veröffentlichten, so liegen jetzt vom ganzen Umkreise des Harzes und darüber hinaus die Überlieferungen in seltener Fülle gedruckt vor.

Bei dem Sammeln der viel bewunderten Sagen des nördlichen Harzrandes fand ich nicht allein keinen Mitarbeiter wie ich ihn bei dem Sammeln der Sagen des Oberharzes an Georg Schulze gehabt hatte, sondern es hat überhaupt nie jemand außer mir es unternommen, die Sagen von der Roßtrappe, von Wernigerode, Ilsenburg, dem Brocken und Harzburg planmäßig aufzuzeichnen. Die Sagen des letzteren Ortes veröffentlichte ich schon im ersten Bande meines Werkes. Ich teilte sie in die von mir zuerst aufgefundenen Kaisersagen vom Burgberge und in die dortige Hackelbergsage, erntete aber vielen Beifall dafür, daß ich die Krodosage als nur aus der Sachsenchronik ins Volk übergegangen, wie viel auch von Krodo gefabelt wurde, ganz ausschied. Nicht so glückte mir anfänglich die Textkritik in bezug auf den zweiten Band. Die Sagen von Ilsenburg waren dermaßen durch die Kunstpoesie verderbt, daß von Frû Frien oder Frû Frêen nur noch der Name übrig war, der mit bekannten Märchen in Verbindung gebracht wurde. Während weit nordwärts vom Brocken die gehaltvollen Sagen von der Walpurgisnacht erzählt wurden, welche diese Sammlung bietet, waren die wernigerödischen Sagen in einem solchen Grade durch die neuere Poesie verstört, daß die Gespenstergeschichte mit ihrer ganzen Willkür

vorherrschte. Nachdem die Kunstpoesie den wesentlichen Inhalt der Sagen in Ilsenburg und am Brocken absorbiert hatte, war für das Volk nur der Spuk als geistloser Niederschlag übrig geblieben. Bei der Wichtigkeit der Brockensagen nahm ich das relativ Beste auf, was zu erlangen war. Auch das Lückenhafte, die bloße Notiz wurde nicht verworfen. Dies Verfahren halte ich aber deshalb jetzt für falsch, weil ich mich überzeugt habe, daß in diesem Buche die aus weiterer Entfernung stammenden Sagen vom Brocken und nicht die zuerst durch litterarische Einflüsse verkümmerten wernigerödischen Sagen die Überlieferungen von der Walpurgisnacht repräsentieren. Auch hat mich bedenklich gemacht, daß mein Freund Jakobs in seiner beschreibenden und mythologischen Arbeit über den Brocken nicht einmal die Namen der Forstorte aus meinem Buche zu zitieren nötig gehabt hat, von denen diese Spukgeschichten erzählt werden. Es müssen sich also auch diese Namen, wenn auch ohne die Erzählungen, wohl besser in den Forstakten finden, worüber allerdings noch jetzt eine Aufklärung erwünscht wäre. Dies alles hat mich nun aber bestimmt, in dieser zweiten Auflage Sagen von einem bloß relativen Werte selbst unter den Überlieferungen vom nördlichen Harzrande nicht mehr zu dulden, und überhaupt aus der ganzen Sammlung bloße Gespenstergeschichten so wie bloße Fragmente von Erzählungen möglichst zu entfernen. Möge durch diese Anwendung von Textkritik das Buch in der Form, in der ich es nun biete, jetzt auch dem größeren Publikum näher treten! Nach ästhetischen Gesichtspunkten allein konnte aber diese Textkritik durchaus nicht vorgenommen werden. So steht z. B. die erste von den beiden am Schlusse dieses Buches neu aufgenommenen Sagen von der Tidianshöhle in ihrer Lückenhaftigkeit höher als die zweite. Ja, die Vollkommenheit alles Vorgetragenen in der letzteren erregte Bedenken gegen die Aufnahme, welche nur dadurch beseitigt wurden, daß sich im einzelnen nur wenige verdächtige, dagegen auch einige recht volkstümliche Züge in ihr entdecken ließen. Vergl. S. 274. Und so glaube ich denn der Harzsage, die, wie aus dem Obigen hervorgeht, namentlich für den eigentlichen Unterharz von niemand als von mir im Geiste der Brüder Grimm gesammelt ist, bei

dieser zweiten Auflage einen Abschluß in der Form gegeben zu haben, welche den volkstümlichen Bestrebungen, die seit der Mitte des seinem Ende sich nähernden Jahrhunderts innerhalb der deutschen Litteratur hervorgetreten sind, nochmals einen angemessenen Ausdruck verleiht und jedenfalls als Abdruck der Art des Volkes einer kurz vorher vergangenen Zeit zu denken und zu sprechen auch für die Nachwelt noch ein oder mehrere Menschenalter hindurch ein Interesse behalten wird.

Man erinnert sich, wie Wilhelm Grimm den neuen Auflagen seiner Sammlung von Kindermärchen durch eingeflochtene volkstümliche Wendungen einen immer größeren Wert zu verleihen wußte. Ich habe etwas Ähnliches in dieser Auflage versucht. Ich habe nämlich in den von mir hochdeutsch nach dem Volksmunde aufgeschriebenen Sagen der Sprache annäherungsweise die Eigentümlichkeiten zu verleihen gestrebt, welche ich einerseits um das Jahr 1850 bei meinen Erzählern, die ursprünglich an das Niederdeutsche gewöhnt waren, und andererseits auch bis 1850 bei den hochdeutsch redenden Honoratioren, welche in den letzten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts geboren waren, noch gehört habe. Die Sprache war in beiden Fällen nicht dieselbe, ich habe aber in diesem Buche den Durchschnitt zu ziehen gesucht. Das Buch ist also auch in sprachlicher Hinsicht wie für die Anschauung und Denkweise des Volkes der Versuch einer monumentalen Arbeit, wobei immer die Zeit um 1850, in welcher ich die Sagen sammelte, als Wendepunkt angenommen ist.

Ganz verschieden von der Sprache der nach dem Volksmunde aufgezeichneten Sagen ist diejenige in den wenigen Nummern nach gedruckter Quelle. Hier trägt die Sprache den Charakter einer etwas älteren Zeit, obgleich ich auch hier überarbeitete. Wie gesagt, in den aus dem Volksmunde entnommenen Sagen soll die Sprache eine ganz andere sein als in denen aus älterer gedruckter Quelle.

Noch in einer anderen Beziehung als in betreff der hochdeutschen Sprache auf dem Harze um 1850 soll das Buch in dieser zweiten Ausgabe eine Art Denkmal sein, namentlich durch das nun als Einleitung dienende „Tagebuch eines deutschen

Digitized by Google

Sagensammlers". Doch lag es mir für diesmal gänzlich fern, die Regeln für das Sammeln von Sagen etwa in der Art anzugeben, wie man es in einem germanistischen Seminar jetzt thun würde und wie ich es schon vor vielen Jahren in einem Aufsatze meiner „Feldgarben" (betitelt: „Wie sammelt man Volkssagen?") ganz kurz gethan habe. Das Tagebuch bezieht sich gleichfalls auf die Zeit um 1850, in der überhaupt am meisten derartiges gesammelt wurde. In dem Tagebuche wird keineswegs Buch geführt über das Entstehen dieses ganzen Werkes, sondern im Gegenteil nur beispielsweise über die Sammlung der S. 111—158 enthaltenen Sagen von Klausthal (Zellerfeld) und der auf S. 180—188 stehenden Lerbacher Sagen. Eine ähnliche Aufzeichnung über das Sammeln von Sagen, Märchen und Volksliedern ist nicht vorhanden.

Je gewisser die Zeit zum Sagensammeln auf dem Harze nun vorbei ist, um so mehr wünschte ich, daß etwaige weitere Nachforschungen auf diesem Gebiete sich in zweckmäßiger Art an das vorliegende Buch anschlössen, möchten sie nun in Jakobs' Zeitschrift des Harzvereins veröffentlicht oder mir direkt eingesandt werden. Zunächst wäre wohl 1) eine Nachweisung über die sonst nicht bekannten Ortsnamen, die in den Harzsagen vorkommen, zu wünschen. Das Register der 20. Auflage meines Reisehandbuches für den Harz (Berlin, Goldschmidt 1886) kann dabei zur Vergleichung in betreff der schon bekannten Ortsnamen dienen. 2) Auch eine Prüfung der in dieser Sammlung unmittelbar dem Volksmunde nachgeschriebenen z. B. bergmännischen Wörter wäre erwünscht und könnte bei einer neuen Auflage einem Wörterverzeichnis zu grunde gelegt werden. 3) Abgesehen von Varianten wäre noch an kleineren Harzorten, namentlich an solchen, die in dem Inhaltsverzeichnisse des vorliegenden Werkes nicht vorkommen, nach Sagen zu forschen. 4) Auch an den so eben bezeichneten Orten, besonders aber im Magdeburgischen und der Altmark, müßte nach Brockensagen gefragt werden. Diejenigen, in denen Zauberkräuter und in denen Reime vorkommen, sind die besten und lebensvollsten. Auch Hexenakten haben für Jakobs und mich großes Interesse, sobald in ihnen die Fahrt nach dem Blocksberge erwähnt wird. In diesem Falle werden selbst Auszüge aus in

Digitized by Google

Zeitschriften gedruckten Hexenakten willkommen sein. Ich bin auch bereit, die nun endlich nach meinem Plane noch vollständiger etwa in der Altmark zu suchenden ausführlichen und von litterarischen Einflüssen unentstellten Sagen von der Walpurgisnacht vorläufig in einer eigenen kleinen Schrift herauszugeben. Man kann sich über diese Dinge in wenigen Augenblicken orientieren durch mein so eben genanntes Reisehandbuch S. 68, vergl. S. 34.

Die topographische Anordnung der Harzsagen in dieser zweiten Auflage entspricht der Haupttour, welche dem Reisehandbuche zu grunde liegt.

Der hohe Sinn, welcher für alles Vaterländische bei den Deutschen erwacht ist, läßt mich diesmal für das Schicksal eines Buches unbesorgt sein, in welchem, wie ich mich überzeugt habe, von der jetzigen Jugend die Vorlesung der Nr. 25, Nr. 66, Nr. 92, Nr. 107, Nr. 110, ganz besonders Nr. 137 III (der Zwergkönig Hibich), auch Nr. 151, 154 II und 276 der Lektüre des Robinson weit vorgezogen wird.

Berlin S. O. Michaëlkirchplatz 10 am weißen Sonntage 1886.

Dr. **Heinrich Pröhle,**
Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium.



Anmerkungen.

Nr. 1. **Quedlinburg.** Aus Abels Chroniken S. 481—483.

Nr. 2. **Sankt Anna und die Mutter Gottes.** Aus Abel S. 498—499.

Nr. 5. **Albrecht von Regenstein und die Stadt Quedlinburg.** Aus Abel S. 501—502.

Nr. 10. **Die Zwerge im unteren Bodethale.** Für den Zwergkönig Ewaldus vergl. den Namen des Zwergkönigs Echwaldus, der in Elbingerode, also im oberen Bodethale, bekannt ist (S. 17 und meine Märchen für die Jugend S. 231). Merkwürdiger Weise verkehren in Bräunrode die Zwerge gerade mit einem Manne namens Göbecke.

Nr. 31. **Evergodesrode, Volkmarstein und Michaelstein.** Aus Leuckfeld antiquitates S. 18—20.

Nr. 37. **Der Name Regenstein.** Aus Abel S. 41.

Nr. 38. **Steine auf dem Regensteine.** Aus Behrens Hercynia curiosa S. 162.

Nr. 40. **Sagen von der Harburg.** Der Berg, worauf die Harburg gestanden, hieß sonst Hartenberg, wie dieser Name in älteren Urkunden vorkommt, namentlich in einer des St. Sylvesterstiftes. Hart ist Wald in vielen Ortsnamen am Harze, der ja ebenfalls seinen Namen davon hat. Die Sage von Rutschefort ist in dieser Form späteren Ursprungs und zwar aus der Zeit, wo aus der Königsteinschen Erbschaft Rochefort an das Stolbergsche Haus kam und in den gräflichen Titel mit aufgenommen wurde. Die Königsteinsche Erbschaft fiel dem Hause Stolberg 1535 zu und zwar hiervon nur die Rochefortsche Herrschaft, worüber ein langer Prozeß mit dem Hause Löwenstein geführt wurde, der erst im Jahre 1755 endigte. Rochefort liegt im Luxemburgischen.

Nr. 41. **Die Glockenblumen oder Pfingstrosen auf den Zwölfmorgen.** Die sogenannte Zwölfmorgenblume ist Tollius Europaeus Linné XIII, Kl. VI. Ordnung Kugelranunkel, sie findet sich auf dem ganzen Oberharze.

Nr. 46. **Reiter verschwindet im Teich.** Der eigentliche Name des Berges ist Hörstberg. In Niedersachsen bedeutet Horst (plattdeutsch Host) ein einzelnes im Felde liegendes Gehölz.

Nr. 48. **Feuersbrunst.** Die erste Wernigerödische Feuersbrunst, so weit die Geschichte reicht, war 1455 gewesen, im Sterbejahre des Grafen Botho, des ersten Wernigerödischen Stolberges. 1528, den 6. August, war die zweite unter Graf Botho dem Glückseligen. Darauf folgte die von 1751, um die es sich handelt. Die vierte große war 1847 am Sonntage Palmarum. Siehe Bericht über das der Stadt Wernigerode im Jahre 1847 widerfahrene Brandunglück und die ihr dabei zugewandte Hilfe, erstattet von dem Unterstützungsvereine. (Die Geschichte der früheren Feuersbrünste ist daselbst vom Pastor Friedrich und Oberlehrer Kallenbach verfaßt.) Unsere Sage meint, wie schon bemerkt, die dritte große Feuersbrunst vom 30. Juni 1751. Sie ging auf der breiten Straße nur bis an das Haus, welches um 1855 von dem Kaufmann Fischer bewohnt ward, und nicht bis an das Hertzersche Haus. An Fischers Hause ist ein Denkstein eingemauert mit folgender Inschrift: Feralis incendii media in urbe die XXX. Junii circa meridiem anno MDCCLI infeliciter oborti plusque trecenta aedi ficiaconsumentis, terminum hic esse jussit propitius praepotensque Deus, cui grates laudesque sunt exsolvendae per saecula omnia. Das Volk glaubte, daß Graf Christian Ernst das Feuer besprechen könne.

Nr. 61. **Bericht vom heiligen Blute zu Wasserleben.** Aus Abel S. 328—330.

Nr. 118. **Zwei deutsche Kaiser.** Nach Chronik der Fürsten in Leibniz Scriptores und Lörbers Historia Goslariensis.

Nr. 119. **Herzog Heinrich der Löwe.** Aus Lörber, dort nach Helmold.

Nr. 122. **Der Kinderbrunnen bei Goslar.** Der Schluß nach dem Unterhaltungsfreunde vom 19. Dez. 1852.

Nr. 130. **Die Hexe in Gittelde.** Ergänzt nach Kuhn und Schwarz, Norddeutsche Sagen Nr. 217.

Nr. 137. **Der Zwergkönig Hibich.** Ergänzt nach Harrys II Nr. 1 und 21, wo Georg Schulze seiner Mutter nacherzählte.

Nr. 139. **Der Bergmönch vom Klausthal und vom Zellerfeld.** Abteilung I und II aus Harrys II Nr. 2 und 3.

Nr. 153. **Der Freischütz vom Zellerfeld.** Der Schluß nach Harrys II, 23.

Nr. 154. **Das kleine Klausthal.** Beide Abteilungen meist aus Harrys II, 8—14 und hier nur ergänzt.

Nr. 165. **Der wilde Jäger in der Gegend des Bruchberges.** Abteilung II findet sich wenig abweichend bei Harrys II Nr. 5.

Nr. 169. **St. Andreasberg.** Nach Honemanns Altertümern des Harzes II, 19.

Nr. 193. **Der Leineweber (Schneider).** Abteilung II aus Harrys II Nr. 20.

Nr. 203. **Das Teufelsloch und der Klinkerbrunnen.** Abteilg. II ergänzt nach Schusters Harzsagen 59—71.

Nr. 209. **Ursprung von Herzberg.** Aus Flemmings „Teutschem Jäger" (1724).

Nr. 237. **Der Säuferkönig.** Der Anfang nach Otmars Volkssagen.

Nr. 241. **Der Tanzteich.** Der Anfang meist nach Harrys II Nr. 35 und nach Bechsteins Sagenbuche Nr. 409. Der Schluß vom Schwarzkünstler zu Nordhausen nach Samuel Meigerius plattdeutscher Schrift „De panurgia Lamiarum" (1587) 1. Buch 4. Kapitel.

Nr. 244. **Kloster Neuwerk.** Nach Förstemanns Nachträgen und Verbesserungen S. 4.

Nr. 245. **Die Denkmäler am Hospital.** Nach Behrens Hercynia curiosa 119.

Nr. 246. **Gründung des Klosters Ilfeld.** Der Anfang aus Harrys II, 85 und 86.

Nr. 247. **Das Nadelöhr.** Nach Behrens Hercynia curiosa 126 und 127.

* Nr. 276. **Die Tidianshöhle.** Kukuks Traum von dem goldenen Manne im Tidian (Abteilung II S. 253 vergl. S. 268) erinnert daran, daß nach Honemanns Altertümern des Harzes II § 52 die Goslarschen Bergleute zur Zeit Karls V. sangen:

Kayser Karolus ist hoch gebohren.
Die von Goßlar haben vom Reich nichts verlohren.
Der Rammelsberg hat ein silbern Faut.
Des tragen wir einen guten Mauth.
Mit diesen hübschen Jungfräulein
Machen wir von Tannen ein Kränzelein.
Bis zu dem anderen Jahre,
So ryte wir in zwei Paare u. s. w.

Nach einer davon etwas abweichenden Sage hat der Rammelsberg einen goldenen Kopf, einen silbernen Leib und einen eisernen Fuß. Diese Volkssage muß weit verbreitet sein, denn es heißt in Dantes Hölle 14. Gesang, Vers 94—114 (Karl Witte Dantes göttliche Komödie 1865 S. 71):

Einsam im Meer liegt ein verwüstet Eiland,
Entgegnet er darauf, des Nam' ist Kreta.
Keusch war die Welt, als einst sein Fürst regierte.
Dort ist ein Berg, der sonst durch Wald und Quellen
Das Aug' erfreut und den man Ida nannte.
Verwüstet ist er jetzt und ungeachtet.
Den wählte Rhea einst zur sichern Wiege
Für ihren Sohn, um besser ihn zu bergen,
Und, wenn er weinte, schrien die Korybanten.
Aufrecht in jenem Berge steht ein Greis,
Die Schultern wendet er nach Damiette,
Und Rom als seinen Spiegel schaut er an.

Digitized by Google

Es ist sein Haupt aus feinem Gold gebildet,
Von reinem Silber ist so Brust und Arme,
Das weitre bis zur Gabelung ist Kupfer.
Von da nach unten folgt erlesnes Eisen;
Doch ist der rechte Fuß gebrannter Thon,
Und mehr auf ihm als auf dem andern ruht er.
Das Gold ist unversehrt; sonst zieht durch alle
Die Glieder sich ein Spalt, der Thränen träufelt,
Die dann vereinigt diesen Fels durchfressen.

Nicht bloß wegen des thönernen Fußes, der aus der Bibel stammt, läßt sich der Mann mit goldenem Kopfe und silbernem Leibe bis nach Asien hin verfolgen. Der ganz goldene Mann im Tidian zeigt aber auch Zusammenhang mit den Sagen von Venedig. Diese verzweigen sich überhaupt nach vorliegender Sammlung merkwürdig weit. Der Erzähler der Sage S. 167 Nr. 168, I gebrauchte, wie ich mich noch erinnere, in Lerbach den Ausdruck, daß bei den Venetianern „das ganze Gedierze" von Gold und Silber zu finden gewesen sei. „Gedierze" nannte er das „Tierreich", insbesondere das Wild. Den Venetianern scheint vorzugsweise der goldene oder silberne Hirsch wichtig zu sein. Ist der Hirsch doch auch der Artemis heilig, die nicht bloß bei dem Opfer der Iphigenie den Hirsch unterschiebt, sondern auch im Lager bei Homer mit Apollo die lebenden Wesen wegen des Chryses wie eine Todesgöttin mit ihrem Geschosse erlegt. Der Hirsch dürfte vielleicht, wie die Blume oder die Schlange, den Venedigern den Zutritt zu unterirdischen Schätzen verschafft haben. Auch ist wohl der Hirsch die Ursache davon, daß die Venediger in der Harzsage gern mit Jägern verkehren, um sie nach „Venedigen" zu entführen.

Merkwürdig, daß die Zauberblume in der Einen Abteilung der Sage vom Tidian blau, in der andern rot ist. Ein Name für diese zu Schätzen führende Blume wird nicht genannt. Nach der Sage Nr. 156 S. 144 war sie gelb und wuchs zwischen dem Farrenkraute. Nach der so eben genannten Sage hieß sie allerdings auch Johannisblume, Johanniswurzel oder Springwurzel. Verschieden davon sind das Allermannsherrnkraut (vergl. S. 265) und die andere hauptsächlich nur das Unglück fern haltenden mythologischen Kräuter Drachenschwanz, Hörnkenkraut, Baldrian, Dill und Dust. Leider ist in dem das D enthaltenden Bande des Grimmschen Wörterbuches, welcher die 1. Auflage der „Harzsagen" im Quellenverzeichnisse aufführt, das in der 2. Aufl. auf S. 119 stehende „Dill und Dust" nicht erklärt. Was Grimm unter „Dust" sagt, paßt nicht für den Harz. Wohl aber ist unser Dust das, was bei Grimm Dost, Dosten heißt (origanum vulgare silvestre). Auf den Dill beziehen sich drei cynische Verse zur Erregung der Eßlust bei demjenigen,

„Wer nicht essen will, will, will
Sauren Kohl mit Dill-Dill-Dill."

Digitized by Google

Register.

(Dieses Register enthält besonders die mythologischen und geschichtlichen Namen und Wörter und soll daher vorzugsweise zu wissenschaftlichem Gebrauche dienen. Die Namen von Orten sind nur aufgenommen, wenn sie für die Mythologie von hervorragender Bedeutung sind, z. B. Brocken, Roßtrappe. Wer den Namen eines der für die Mythologie weniger wichtigen Ortes sucht, wird sich leicht durch das Inhaltsverzeichnis und die Seitenüberschriften zurechtfinden.)

Digitized by Google

Verbesserungen.

Seite IX im Inhaltsverzeichnisse ist zu lesen „Das Teufelsloch und der Klinkerbrunnen I—VII" (nicht: I—III).

Seite XI, gleichfalls im Inhaltsverzeichnisse, ist nach „Nachwort zur zweiten Auflage" einzuschieben: Anmerkungen S. 272.

Seite XII ist im alphabetischen Verzeichnisse der Ortschaften, von denen Dialektproben gegeben sind, als erste Zeile hinzuzufügen: Elbingerode Nr. 27 Seite 16.

Seite XII ist in demselben Verzeichnisse in der dritten Hüttenrode betreffenden Reihe zu schreiben: Nr. 20 Seite 13 (statt S. 11).

Seite 1 Zeile 12 lies Haimo um's Jahr 841 (statt 481, wie durch ein Versehen schon in der 1. Auflage stand).

Seite 11 Zeile 19 lies na der Heee (d. h. nach der Hede, nicht: na der Heme).

Seite 16 Zeile 3 ist zu schreiben Achse (nicht Axe).

Seite 22 ist am Schlusse der Sage Nr. 36 hinzuzufügen: Davon erhielt die untreue Baumbeite ihren Namen.

Seite 24 Zeile 1 lies Kreuzberg (nicht Kreuzburg).

Seite 48 Zeile 1 lies Hasserode (nicht Hassarode).

Seite 56 Zeile 14 zu Anfang ist einzuschalten: schlachteten ihn.

Seite 72 Zeile 22 lies Um 1840 (statt: vor etwa dreizehn Jahren).

Seite 91 Zeile 1 lies Kaiserswoort.

Seite 112 Zeile 20 lies vorigen (für voriger).

Seite 142 Zeile 13 lies luftige Schatten (nicht lustige).

Seite 143 Zeile 14 lies todkrank (für totkrank).

Seite 201 Zeile 1 lies Lerbach (nicht Lehrbach).

Seite 214 Zeile 2 lies das (für daß).

Seite 214 Zeile 12 lies einer.

Seite 222 Zeile 22 lies hätte (nicht hätten).

Seite 255 Zeile 5 lies Gold (nicht Geld).

Digitized by Google

Digitized by Google


Princeton University Library
32101 047321664

Digitized by Google


Google